Pierre GRÉGOIRE

DRUCKER, GAZETTISTEN UND ZENSOREN DURCH VIER JAHRHUNDERTE LUXEMBURGISCHER GESCHICHTE

Pierre GRÉGOIRE

Drucker, Gazettisten und Zensoren

DURCH VIER JAHRHUNDERTE LUXEMBURGISCHER GESCHICHTE

III. BAND

1965
Druck und Verlag der Sankt-Paulus-Druckerei A. G., Luxemburg

Copyright by Sankt-Paulus-Druckerei A.G., Luxemburg

I.

MIT FREMDEN FEDERN

Ein notwendiges Kapitel der Geschichte des luxemburgischen Pressewesens müßte nach dem Motto geschrieben werden:

Im Anfang war das ausländische Abenteurertum.

Wiewohl auch die Claude Jourdan und A.N. Courtois, die Emigranten aus Frankreich, die Ponce Cercelet und Jacques Lamort, ja, noch Yves-Hippolyte Barreau zu den Ausländern zählten, welche sich als Treuhänder der Kultur aufführten, obschon sie nicht gekommen waren, um uns im Geistigen mit den stärksten Mitteln für ihre Heimat zu erobern, konnten sie auf die Dauer doch nicht gegen ihre Natur sein. Immerhin hatten sie das Verdienst, durch ihre Aktivität die talentiertesten Eingeborenen zu inspirieren, zu stimulieren und auf jede Weise zu auffallenden Vertretern des älteren Journalismus zu machen. Mit den Bourgeois, de Feller und Schrobilgen, ihren besten Schülern, erkauften sie sich ein literarisches Asylrecht, das noch heute geehrt und mit Dank gewährt wird.

Leider änderten die Zustände mit dem Rückgang der französischen und mit dem Aufkommen der deutschen Nachrichten- und Formationsmittel. Gestrandete Existenzen aus den Nachbarländern suchten sich im Luxemburgischen eine ehrenhafte Existenzberechtigung dadurch

zu sichern, daß sie, am geistigen Aussatze leidend, das Gastvolk in der spirituellen Hygiene zu unterrichten vorgaben. Leute, die, ihrer Meinung nach, eine intellektuelle Unterernährung zu beheben wünschten, setzten zumeist kolossale Schäbigkeiten ein, um ihr süßeres Brot zu verdienen. Nachdem sie, ein geschichtliches Wort wahr machend, ihren eigentlichen Beruf verfehlt hatten, wurden sie, aus eigener Machtvollkommenheit, Journalisten.

Es begann, im Jahre 1821, mit dem «Luxemburger Wochenblatt», das der Schlesier F.G. Weiss[1]) redigierte, und setzte sich, 1844, fort mit der «Luxemburger Zeitung», als deren spiritus rector der Franzose Ernest Grégoire auftrat. Zwar hatte inzwischen das «Diekircher Wochenblatt» — seit 1837 — durch den aus Trier über Echternach eingewanderten J.A. Schroell versucht, die Zeitungsdinge etwas zivilisierter zu gestalten, allein es mußte noch viel Sturmwind um den Hauptredakteur des «Luxemburger Wort», den westfälischen Theologieprofessor Eduard Michelis, brausen, bevor sich, unter luxemburgischen Zeitungsmännern, die Verhältnisse mehr oder weniger normalisieren konnten. Dazu trugen weder der frühere preußische Artillerist Fr. Zucker bei, der in allem das Beispiel seines größeren Vorgängers F.G. Weiss nachahmte, aber Luxemburg heimlicherweise verließ, wenn auch Schneider-, Schuster-, Buchhändler- und Haushaltsschulden unbezahlt hinterlassend, noch der unscheinbare Übersetzer Stirnberg, noch der Königsberger Jurist Karl Gustav Nikolaus Rintel, der ein Abenteurer nur im Geistigen war und sämtliche Artgenossen an Talent und an Intelligenz wohl hundertfach und mehr übertraf.

Die Folgen ihres Vorüberganges mußten nicht weniger nachdrücklich als die Blut- und Tintenspuren der Zensur getilgt werden, bevor die einheimische Journalistik aus den Fieberregionen ihrer Frühkrankheiten herauskam und dem beruhigten Lande durch das gute und fruchtbar gemachte Wort zu dienen verstand.[2])

II.

«LUXEMBURGER WOCHENBLATT»

Am 23. März 1821 ging dem Gouverneur Willmar in Luxemburg ein sechsseitiges, kalligraphisch vollkommenes, wenn auch in den Erst- und Großlettern hübsch verschnörkeltes und vom 15. März datiertes Schreiben folgenden Inhaltes zu:

«An den Königlich- Niederländischen Gouverneur des Groß-Herzogthums Luxemburg, Präsidenten der Deputation der Stände, Ritter des Königlich Belgischen Löwen, und des Königlich Preußischen rothen Adler Ordens &&&

Herrn Willmar Excellenz
Hier.

Ewr: Excellenz unterstehe ich mich, Folgendes ganz gehorsamst vorzutragen.

Der Wunsch zu nützen, etwas Gutes und Gemeinnütziges zu schaffen, war seit frühester Jugend der innigste und regeste meines Herzens, und seiner möglichsten Realisation habe ich von jeher mit immer neuer Lust, Alles was ich mein nenne, eifrigst gewidmet.

Von diesem Grundsatze beseelt, begann ich vor vier Jahren, die mir von dem Cabinet zu Berlin hier vorzugsweise bewilligte und eröffnete ehrenvolle Dienst-Carrière, und deren Beschluß, weit entfernt ihn erkalten zu lassen,

erhöhte ihn vielmehr, und mannigfache, ohne allen Vortheil vollendete Arbeiten bürgen mir für die Wahrheit dieser eben ausgesprochenen ehrerbietigsten Äußerung.

Vielfache Beziehungen fesseln mich an Luxemburg; ich war von jeher fest entschlossen hier zu bleiben, hier zu wirken, hier zu nützen, und dieser Entschluß wird in dem Augenblicke der festeste meines Willens, wo das würdigste Glied meiner Familie, mein guter Vater, nach langen, namenlosen Leiden, vielleicht nicht mehr ist, und wo kein Preis und kein etwaniges Vermögen mich bestimmen kann, an einem Orte meinen Wohnsitz aufzuschlagen, an welchem ich das Theuerste was ich besaß, — den Urheber meines Daseyns verlor!

Ungewohnt ein Leben ohne Thätigkeit hinzubringen, habe ich mir daher bereits im Monat Januar d. J. von der hiesigen Hochlöblichen Stadt-Regierung das in Urschrift sub petito remissionis clementissimae hier ganz gehorsamst angeschlossene Patent zur Anfertigung schriftlicher Aufsätze, Gesuche, Bittschriften und dergl. ertheilen lassen, und um etwas recht Gemeinnütziges zu schaffen, bin ich, von vielen Freunden und Bekannten dazu aufgefordert, Willens: nach desfalls von Ewr. Excellenz erhaltener Höchster Bewilligung, ein deutsches Wochenblatt, nach anliegendem Plan, vom 1ten April d. J. ab, hier herauszugeben. Geruhen Ewr: Excellenz solchen Höchst Dero Durchsicht zu würdigen, und gewiß werden Höchst Dieselben, dem ehrerbietigst unterzeichneten, der weiter nichts, als bis an das Ende seines Lebens, seinen Mitbürgern in angemessenen Verhältnissen rastlos nützlich zu werden wünscht, die Gnade dessen Autorisation nicht nur nicht versagen, sondern auch die beigefügte desfallsige Subscriptions-Liste, mit der hohen Huld Höchstgeneigtest eröffnen, mit der Höchst Dieselben alles Gute und Edle vorzugsweise zu fördern gewohnt sind!

Bereits habe ich die Genugthuung gehabt, das vorläufige Anerbieten des Unterzeichnens auf jenes Wochenblatt, von einigen hundert Interessenten zu erhalten, unter

denen sich sehr achtungswerthe Männer aus allen Ständen befinden, und nichts bedarf es, als Ewr: Excellenz desfallsige Höchste Bewilligung, um welche nochmals ehrerbietigst und ganz gehorsamst zu bitten, ich mir hierdurch zur unerläßlichen Pflicht mache, zum Beginn eines Unternehmens, das nicht einer niederen pecuniairen Speculation, sondern einzig und allein dem regen Wunsche etwas Gemeinnütziges zu schaffen, und allgemein zu nützen, seine Entstehung verdankt.

Streng und gewissenhaft werde ich mich nach den bestehenden Gesetzen richten und in keiner Beziehung werde ich den Grundsätzen entgegenhandeln, welche die Durchlauchtigste Bundesversammlung in ihrer Sitzung vom 20ten September 1819 über das Pressgesetz festgestellt hat, und zuverlässig wird das Wochenblatt eines Mannes, der in früheren gleich ehrenvollen Berufsverhältnissen, acht verschiedene Interessen zur Zufriedenheit seiner Vorgesetzten zu vereinbaren wußte von Niemand unbefriedigt aus der Hand gelegt werden.

Mit ganzer Zuversicht schmeichle ich mir daher zum voraus Ewr: Excellenz huldreichster Authorisation, nach deren Eingang, da dieses Wochenblatt Jeden, der nur in irgend einer Hinsicht mit Luxemburg in Berührung stand, oder steht, interessieren soll, ich mich beeilen werde, die des Königlichen Preußischen Gouvernements zu Berlin, die mir gleichfalls zur dortigen Einsendung bewilliget werden dürfte, nachzusuchen.

Ewr. Excellenz Höchsten Befehlen entgegensehend, und mich Höchst Dero Gnade ehrerbietigst empfehlend, verharre ich mit Ehrfurcht und tiefstem Respekt

Ewr:Excellenz

ehrerbietigst ganz unterthänigster

Weiss.»

Auf diesen Brief eines Mannes, dessen Ausdrucksweise ebenso kurios und verkraust wie seine Schrift war, antwortete Willmar unverzüglich mit der Mitteilung, daß zur Publikation einer Wochenschrift in Luxemburg keine

Spezialermächtigung benötigt werde, sofern man sich an die Bestimmungen des Gesetzes vom 25. Januar 1817 und an jene, welche die Stempelgebühren regele, zu halten gesonnen sei. Dazu gehöre, daß man auf dem Sekretariate der Regenz drei Exemplare einer jeden erscheinenden Nummer niederlege. Über die Einladung zur Subskription ging der Gouverneur stillschweigend hinweg.

Die «einigen hundert Interessenten» genügten anscheinend, um den Wurf zu wagen: am «Sonnabend, den 7ten April 1821» erschien, im Umfange von acht Seiten, auf je zwei Spalten im Kleinquartformat, ein erstaunliches Elukubrat, das, unter dem Landeswappen und einer Zeichnung der Stadt Luxemburg, den — selbstverständlich betont verschnörkelten — Titel «Luxemburger Wochenblatt» und unter dem Datum das Motto trug:

«Vivite Luxburgi, fidos vos prisca per orbem
Fama vocat, fidos posteritasque leget,
Nescia gens verti sociis, Regique Deoque
Servastis semper foedera, jura, fidem.»

Wiewohl das für die luxemburgische Mentalität von damals viel war, kam es noch schlimmer: vorerst in einem «Vorwort» dieser Prägung:

«Wie Ihr das Bessere stets liebreich aufgenommen,
Mit Beifall es belohnt, mit Nachsicht es erfreut,
So steh' auch mir, ich wage es zu hoffen,
Die gleiche Gunst, die gleiche Nachsicht offen!
Euch bin ich hier im Wochenblatt' noch fremd, mir selbst noch neu,
Und schwierig ist es, Neues zu beginnen;
Doch mit Geduld und Fleiß, wie schwer der Anfang sei
Läßt sich Begründung und Erfolg gewinnen!
Beseelet mich doch stets der Vorsatz, das Bestreben,
Dem Edlern meine Kraft zu weih'n,
Der schönen Kunst mit Herz und Geist zu leben,
Und Eures Beifalls werth zu seyn!
O nehmt mich freundlich auf in Eures Kreises Mitte,
Dies ist's, worum zuerst ich Euch, o Gönner! bitte.»

Dann, damit die Klimax des Erbärmlichen gewahrt bliebe, war hinzugefügt worden:

«Von diesem innigen Wunsche beseelt, führe ich hiermit das Luxemburger Wochenblatt, ein neugebornes litterarisches Kindlein und NB. generis masculini, demüthig und vertrauend, und um die liebevollste Nachsicht meiner gütigen Leser bittend, in die gedruckte Welt. Möge das Kindlein, nach allen glücklich überstandenen Kinderkrankheiten, zum wohlgestalteten kernigen Knaben heranwachsen, und einst einen kleinen Platz in der großen Reihe seiner übrigen guten Geschwister finden! Möge es als Knabe alle seine Anlagen herrlich entwickeln und sich zum blühenden Jünglinge bilden; möge es als Jüngling zum kräftigen Manne gedeihen, und als rüstiger Mann, rastlos wirkend und strebend, mit festem sicherem Schritte die glückliche Zukunft erwarten. Seines Lebens Abend sey fern! Welchen Weg dies Kindlein als Knabe, als Jüngling und als Mann planmäßig betreten, verfolgen und fortgehen soll, habe ich bereits in meinem ehrerbietigsten Rundschreiben vom 24. v. M. näher zu zeigen mich bemüht, verfehle jedoch nicht, auf den ausdrücklichen Wunsch der Mehrzahl meiner Leser, wie zur Vervollständigung der Sache selbst, letzteres auch hier noch wörtlich und buchstäblich abdrucken zu lassen, damit Niemand mir den Vorwurf machen möge: den Plan des Ganzen nicht gekannt zu haben.

Es lautet also

Luxemburg, den 24. März 1821.

P.P.

Einer gleich schmeichelhaften als angenehmen, von vielen Seiten her für die Bearbeitung des Wochenblattes erhaltenen Aufforderung zu genügen, beehre ich mich hierdurch anzuzeigen: wie ich nach Erfüllung der bestehenden gesetzlichen Formalitäten, vom Monat April dieses Jahres ab, unter dem Titel

Luxemburger Wochenblatt

ein Blatt für Leser aus allen Ständen erscheinen lassen will.

Einem längst gefühlten Bedürfnisse durch Herausgabe dieses Wochenblattes abzuhelfen, etwas Gemeinnütziges zu schaffen, und nützlich zu werden, ist der ausschließliche, hierbei beabsichtigte Endzweck, und deshalb soll dieses Blatt, fern von allen politischen Tendenzen, fern von allen Zeitungswindbeuteleien, die heute dem Publikum aufgetischt, morgen noch irriger bestätigt und übermorgen durch die eiserne Wahrheit in das Nichts ihrer Entstehung zurückgeworfen werden, sich nur einzig und allein auf folgenden Plan beschränken.

I. Arbeiten aus dem Gebiete der schönen Literatur und Kunst — also: ästhetische Aufsätze, Erzählungen, Gedichte, u.s.w.
II. Darstellungen aus der Geschichte, Länder- und Völkerkunde — also: geschichtliche Bemerkungen, biographische Skizzen, Aneckdoten, Beschreibungen vaterländischer und fremder Städte, u.s.w.
III. Merkwürdigkeiten aus der Natur- und Menschenwelt.
IV. Interessante Auszüge aus ältern und neuern in- und ausländischen Schriften.
V. Correspondenz-Nachrichten von den wichtigsten Ereignissen für Künste, Wissenschaften, Handel und Gewerbe, Fabriken, Ackerbau, u.s.w.
VI. Chronik der Stadt und des Landes — also:
    a. Beschreibung wohlthätiger Anstalten;
    b. Geburten;
    c. Verheirathungen;
    d. Todes- und
    e. Unglücksfälle;
    f. Dienstveränderungen
        1. im geistlichen und Schulstande;
        2. im Civilstande;
    g. Marktpreise, ferner:
    h. Geld und Wechsel- Course der vorzüglichsten Handelsplätze von Europa.

VII. Ankündigungen von z. B.
   a. Entbindungen;
   b. Verheirathungen;
   c. Sterbefällen;
   d. Wohnungen, welche zu miethen gesucht werden, und
   e. zu vermiethen sind;
   f. Gegenständen, welche zu verkaufen sind, und
   g. dergleichen, welche zu kaufen gesucht werden, u.s.w.

Dies ist der ohngefähre Umriß des obenbemerkten Wochenblattes, welches ich wie vorberegt, vom April dieses Jahres ab, dem Publikum zu übergeben Willens bin.

Möchten doch die resp. Behörden, die so gern alles Gute fördern; möchten doch alle Edlen jeglichen Ranges und Standes mir Ihre liebevolle Mitwirkung und kräftigste Unterstützung nicht versagen, und Sich recht innig überzeugen: daß nicht die Sucht zu glänzen, nicht niedere pecuniaire Speculation, sondern einzig und allein, der rege Wunsch zu nützen, der Wille etwas Gemeinnütziges zu schaffen, die ausschließlichen und reinen Triebfedern meines Strebens sind, und immer seyn und bleiben werden.

Aller Anfang ist freilich schwer; doch um so belohnender der Fortgang, das Gedeihen des Begonnenen. Herman Franke ward mit nur sieben Gulden in der Tasche, der Gründer des Hallischen Waisenhauses, das Tausenden Erziehung, Bildung, Wohl und Glück gegeben; ein armer Buchdruckergeselle — wer wird nicht bei Franklins Namen mit Dankbarkeit und Rührung erfüllt — ward zum Beglücker einer neuen Welt, und tausend andere seegenbringende, gemeinnützige Unternehmungen älterer und neuerer Zeit, deren Gelingen bezweifelt, bekrittelt und bespöttelt ward, entstanden Anfangs allerdings nur aus dem Staube; bestanden aber in der Folge doch mit ganzer Kraft zum Wohl der Zeitgenossen, und wurden von der Nachwelt dankend aufgenommen und fortgepflanzt!

Biedere, für das Gute und Edle, entbrannte Männer werden auch mich hierbei zu unterstützen die Güte haben, und je größere Schwierigkeiten sich mir zeigen sollten, um so reger soll mein Eifer für das Bessere sich bewähren, damit das Werk, was ich beginnen will, auch einst fest und gelungen in ganzer Kraft und dauernd fortbestehe.

Dieses Wochenblatt übrigens, wird in deutscher Sprache, mit deutschen Buchstaben, in-4°, gedruckt, allwöchentlich, und zwar jeden Sonnabend mindestens einen Bogen stark, im Verlage des Herrn J. Lamort (Buchdrucker auf dem Waffenplatze hierselbst) erscheinen, und dessen erstes Blatt Sonnabend den siebten April d. J. ausgegeben werden. Redacktion, Druck, Form und Papier sollen wenig zu wünschen übrig lassen, und findet das Subscriptions-Engagement für einen Jahrgang, die Vorausbezahlung jedoch nur für ein Vierteljahr à 3 frs. (Drei Franken) oder 1 Gulden 41 3/4 Cents niederländisch, welche bei Empfang des Pränumerations-Scheines entrichtet werden, statt. Ein einzelnes Blatt kostet 6 Sols (sechs Sols) oder 14^{1750} Cents niederländisch.

Auswärtige Interessenten erhalten dieses Wochenblatt, wenn sie nicht andere Gelegenheiten es abzuholen haben sollten, durch die hiesige Königlich-Niederländische Brief Post-Direktion unter den bekannten sehr billigen Bedingungen, und wird jedes resp. Postamt gern desfallsige Bestellungen übernehmen.

Die Insertions-Gebühren betragen für die Druckzeile 4 Sols (Vier Sols) oder 9^{300} Cents niederländisch, und werden alle aufzunehmende Anzeigen der ad VII bemerkten Art, unter meiner Adresse (Fischmarkt, N° 316,) portofrei erbeten.

Mit vorzüglichster Hochachtung verharre

Ewr. * *

ganz gehorsamster

Weiss.»

Und der Gipfel wurde erreicht durch diesen Erguß:

«An meine Leser.

Wenn es der glücklichste Augenblick meines Lebens war, wo mein Entwurf zur Herausgabe dieses Wochenblattes von einer zahlreichen Menge Edler jeglichen Ranges beifällig aufgenommen wurde; so ist es meinem Herzen das dringendste Bedürfnis, zuvorderst allen resp. höchsten und hohen Behörden, so wie jedem resp. Interessenten für die mir dabei bewiesene unverdiente Huld und Güte, meinen ehrerbietigsten und pflichtschuldigsten Dank hierdurch abzustatten. Mit innigster Rührung werde ich für die Dauer meines Lebens des frohen Tages mich erinnern, dem dieses Blatt sein Entstehen verdankt, und mit nicht minderer Rührung werde ich das Andenken an die große Zahl der Edlen segnend im Herzen bewahren, die meinem Unternehmen liebend, ihren Beifall schenkten! Diesen einst zu verdienen, ist das Ideal, nach dem ich ringe, und desshalb bitte ich auch hier noch dringendst um Nachsicht und Geduld! Da übrigens das Luxemburger Wochenblatt weder eine Musterkarte der Schwächen und Gebrechen dieser oder jener armen Sünder noch der Tummelplatz der Leidenschaftlichkeit, sondern im Gegentheil der Zentralpunkt alles Guten und Lieben, Frohen, Glücklichen und Angenehmen für Stadt und Land seyn soll, so bitte ich alle Freunde des Besseren, mich mit recht vielen Beiträgen gütigst zu unterstützen, damit dieses Blatt von Tage zu Tage an Interesse und Gemeinnützigkeit mehr gewinnen und dem beabsichtigten Endzwecke vollkommen entsprechen möge.

Weiss.»

In Zweispaltenbreite erklärte das Blatt später — «auf Kosten des Verfassers gedruckt zu Luxemburg, bei J. Lamort» — alles Wissenswerte in dieser Form:

«Die Subscriptions-Listen liegen im Redactions-Bureau dieses Blattes, wie bei J. Lamort, zur Unterzeichnung offen. Das Abonnement von drei Franken für Hiesige,

und 3 Fr. 50 Cent. postfrei für Auswärtige pro Quartal wird an J. Lamort, gegen Aushändigung des Pränumerations-Scheines entrichtet, und Briefe und Gelder an ihn, wie an mich, franco erbeten».

Der redaktionelle Teil schloß regelmäßig, bis zur dreizehnten Nummer des Jahres 1822, mit der Angabe ab: «Weiss, Redacteur.» Von da an hieß es: «Weiss, Redacteur, Editeur-Propriétaire.»

Wie dieser Weiss, der «in früheren gleich ehrenvollen Berufsverhältnissen acht verschiedene Interessen zur Zufriedenheit seiner Vorgesetzten zu vereinbaren wußte», fertigbrachte, als Mann der Feder gleich vier Berufe auszufüllen, wird aus einigen seiner selbstverfaßten Anzeigen ohne weiteres ersichtlich. Anfang Januar 1823 hieß es auf der achten Seite seines Blattes:

«In meinem Petitions-Bureau, (Fischmarkt N° 316), werden fortwährend alle schriftlichen Arbeiten, Bittschriften, Gesuche, Liquidationen, Reklamationen, ferner Übersetzungen und Abschriften deutsch und französisch angefertigt. — Unbemittelte bezahlen nichts.

Weiss.»

Vierzehn Tage später kündigte der gleiche Vielarbeiter an:

«Versicherung gegen Feuersgefahr.

Von den resp. hiesigen Herren Agenten der Antwerpener und Brüsseler Assecuranz-Compagnien (Securitas und St-Michel) dazu autorisiert, beehre ich mich das Publikum hierdurch zu benachrichtigen: daß in meinem Petitions-Bureau, Fischmarkt N° 316, nicht nur alle Renseignements über diese Versicherungs-Art zu erhalten sind, sondern auch in demselben die Deklarationen von allen Gebäuden, Fabricken, Magazinen, Speichern, Häusern, Stallungen, Waaren, u., welche man bei der einen oder bei der anderen Compagnie gegen Feuersgefahr zu versichern wünscht, abgegeben oder gemacht werden können, und daß diese Declarationen zum Wohl der betreffenden Eigenthümer,

behufs des Empfangs des Assecuranz-Dokumentes (Police) auf das Allerschleunigste an den Ort ihrer Bestimmung von mir befördert werden.

Luxemburg, den 17. Januar 1823.

Weiss.»

Natürlich durfte sich dieser schriftleiternde Assekuranzvertreter im eigenen Blättchen Weihrauch streuen:

«Entschädigung für erlittenen Brandschaden.

In der Nacht vom 18. zum 19. Juny dieses Jahres geriethen die Gebäude des Johann Baptiste Rodi, zu la Cornette, Bezirk Neufchateau, in Flammen. — Der Besitzer hatte solche erst einen Monat vorher bei der, unter der Direktion des Herrn Opdenberg stehenden Brüsseler Prämien-Assecuranz Compagnie, versichern lassen. —

Zu Folge einer gütlichen Übereinkunft hat der Abgebrannte von dem korrespondirenden Mitgliede dieser Compagnie, Herrn Gerardi zu St.-Leger, die Summe von 6500 Franken zu seiner großen Genugthuung erhalten.

(Nun ihr lieben Mitbürger, wie gefallen Euch diese beiden neuen Beweise der großen Wohlthat der Assecuranz gegen Feuersgefahr? O thut mir, nein Euch doch nun den Gefallen, das Wochenblatt N° 5 vom 5. May 1821 noch einmal recht aufmerksam zu lesen, und wer dann noch gegen die Versicherung des Theuersten, was er an irdischen Gütern besitzt, gegen die seines eigenen Heerdes Zweifel, Scrupel und Einwendungen zu machen hat, ist niemals werth gewesen, in einem Staate zu leben, wo der Erhalthung seines Haab und Gutes so sichere Bürgschaft gegeben wird!)

Weiss.»

Der Kumulant war noch nicht gesättigt, denn im Juni 1824 dehnte er auf diese Weise seinen Betrieb aus:

«Nachricht für Haus-Eigenthümer und alle Personen, welche in hiesiger Stadt Wohnungen mit oder ohne Meubles miethen wollen.

Zur Bequemlichkeit und zum Nutzen des Publikums habe ich, vom heutigen Tage ab, in meinem Petitions-Büreau, Fischmarkt N° 316, ein Register eröffnet, in welches alle Mitbürger, welche Häuser, Wohnungen mit oder ohne Meubles, Remisen, Stallungen, Speicher, Keller, oder sonstigen Lokalitäten zu vermiethen haben, solche notiren lassen, und von dem alle diejenigen, welche das eine oder das andere bedürfen, Einsicht nehmen können.

Wer ein Quartier oder ein zu vermiethendes Lokale in dieses Register einschreiben läßt, bezahlt 15 Cents, wer Einsicht davon zu nehmen wünscht 10 Cents, und kann jenes wie dieses, alle Tage, von früh 7 Uhr bis Abends 8 Uhr in meinem Petitions- oder Redaktions-Büreau geschehen.

Luxemburg, den 11. Juny 1824.

Weiss,
Redakteur und Besitzer des
Luxemburger Wochenblattes
und patentirter Geschäfts-Agent.»

Daneben durfte er Erfolge dieser Art, mit dem Stolze Dessen, dem ein Werk gelang, obschon er mehr passiver Teilhaber war, zur allgemeinen Kenntnis geben:

«Heute Morgen 5 Uhr wurde meine Frau, geborene Koch, von einem gesunden Jungen glücklich entbunden.

Luxemburg, den 1. September 1821.

Weiss, Redacteur.»

Immerhin liessen Petitionsbüro, Versicherungsagentur, Immobilienhandel, Vaterschaft und Ehemannsaufgaben dem «Redacteur» noch Zeit, die Schere und den Leimpinsel zu führen, um ausländische Nachrichten ad usum seiner Leser ins «Wochenblatt» zu bringen, eine erstaunliche Fülle schlechter Gratulations- und Neujahrsverse zusammenzustellen und klobige Bonmots oder plumpe Geistreicheleien neben etlichen guten Lokalmeldungen zu Druck zu befördern.

Ein Beispiel seiner humorigen Auffassung! Am 17. Mai 1821 ließ er die Redaction «folgendes Schreiben zu erhalten die Ehre gehabt» haben:

«Bester Herr Redacteur!

Aller guten Dinge sind drei! So dachten wir, so dachten vor uns viele Tausende, und so werden nach uns noch viele Tausende denken. Zwei mal drei macht sechs: also wollten wir auch gern selbst drei doppelte gute Dinge gelten lassen; aber bei der bösen Sieben, an die nun die Reihe kommt, können wir uns das Vergnügen nicht versagen, Sie mit gegenwärtigem Schreibebriefe zu belästigen.

Sehen Sie, bester Herr Redacteur! wir haben Ihr Wochenblatt N° 1, N° 2 und N° 3 gelesen, dachten: aller guten Dinge sind drei, und nun ists genug von gelehrten Sachen. Wir irrten uns indessen gewaltig; denn in N° 4 erschien die ellenlange historisch-geographische Beschreibung des gar sehr kurzen Dörfchens Alttrier; N° 5 enthielt die nicht minder längliche Feuerversicherungs-Relation, und N° 6 sprach gar von den Schicksalen alter Handschriften und Kunstsachen. Freund! daß wir es gut mit Ihnen und Ihrem Unternehmen meinen, haben wir Ihnen genügend bewiesen, und werden es ferner beweisen; aber nur mit solchen Sachen bleiben Sie uns weg! Drei Zeilen darüber gesagt, und das ist hinreichend. Wie wir aus guter Hand wissen, denken so wie wir, noch viele, ja fast die meisten, und vielleicht alle Ihre werthen Abonnenten.

Folgen Sie unserm Rathe daher, und hören Sie, was wir Ihnen sagen: Man will nichts Gelehrtes, man will nicht belehrt seyn. Der schon Gelehrte braucht es nicht, weiß es schon längst, und der Nicht-Gelehrte wirft seinen Blick über den litterarischen Ballast (wie er meint) hinweg. Schreiben Sie uns daher nur immer recht lustige Sachen, und erwähnen des Nützlichen und Lehrreichen recht kurz und gut. Sehen Sie, so hat es in der Nachbarschaft, wenn wir nicht irren, in Neuwied früher ein Blatt gegeben; das sollen Sie sich zum Muster nehmen! Stieg der Pastor vom täglichen Berufe noch so ermattet von seiner Kanzel,

hatte der geplagte Schulmann auch noch so viele Sorgen gehabt, so fand er beim Nachhausekommen den Neuwieder und in ihm Erholung und Scherz — hatten der Richter, der Advokat, der Notar und der Rechtsgelehrte sich noch so müde gearbeitet, versagten selbst Brust und Lungen den Dienst, so griffen sie beim Eintritt ins Haus zuerst nach dem Neuwieder, der beiläufig gesagt bis 6,000 Abonnenten gehabt und sehr gute Geschäfte gemacht haben soll, und legten ihn lachend und froh, an Leib und Seele gestärkt, aus der Hand. Waren der Beamte, der Kaufmann, der Fabrikant, der Bürger, der Gutsbesitzer und der Landmann von tausend Geschäften ermattet, hatten sie des Tages Last und Hitze getragen und im Schweiße ihres Angesichts ihr Brod gegessen, wollten die Akten keine Auskunft geben, die Bilanz nicht stimmen, die Fabrick-Revenüen sich nicht verbessern, das Gewerbe nicht einträglicher, das Getreide nicht theurer und der Disconto nicht billiger werden; so griffen sie hastig nach dem Neuwieder, lachten herzlich dabei, träumten Süßes darauf, und der folgende Morgen brachte ihnen neue Ackten, Bilanz-, Revenüen-, Gewerb-, Getreide-, Preis- und Disconto-Ideen mit. Alles war froh! — Hatte der Soldat mit jedem Element kämpfend, hungrig und durstig den Tag hindurch manövriert und exerziert, so fand er den Neuwieder im Weinhause, vergaß bei dessen Lectüre die Sorgen des Tages, — und war auch der Wein etwas herbe, so versüßte ihm diesen der Scherz des Neuwieders. —

Da sich nun auch Pastoren, Lehrer, Richter, Advocaten, Notarien, Rechtsgelehrte, Beamte, Kaufleute, Offiziere u.s.w. jedes Ranges unter Ihren werthen Abonnenten befinden, und Jeder derselben beim Lesen Ihres Wochenblattes die Sorgen des Tages zu vergessen wünscht, so erlauben wir uns Sie hierdurch dringendst zu bitten: uns von nun an mit recht vielen, Heiterheit und Scherz erregenden Sachen aufwarten zu wollen. Bedenken Sie selbst, wenn man die ganze Woche hindurch mit lauter ernsten

Gegenständen umgegangen, ist es nicht billig, wenigstens am Sonnabende einmal zu lachen? und

einen Scherz in Ehren
kann niemand wehren!

Es versteht sich übrigens von selbst, daß Sie die Hauptsache, das allgemeine Beste, nicht aus dem Auge lassen, und ebensowenig des zu Lustigen zuviel sagen dürfen, sonst geriethe man mit dem Kalender, in dem nur ein blauer Montag steht, wegen des blauen Dienstags in Verlegenheit.

Fünfzig Ihrer Abonnenten.

(Die Antwort hierauf im nächsten Stück.)»

Diese Antwort lautete dann:

«An meine sehr werthen lachlustigen fünfzig Abonnenten.

Durch Ihr gütiges Schreiben vom 17ten d. M., welches mit einer unbedingten arithmetischen Wahrheit beginnt und laut jedes, nach der Gregorianischen Zeitrechnung bearbeiteten Kalenders, in welchem zwar viele andere sehr richtige Sachen, durchaus aber keine blauen Montage enthalten sind, mit einer kleinen litterarischen Unrichtigkeit schließt, und das ich, wie Figura zeigt, in N° 7 dieses Blattes zu Ihrer Ergötzung von Wort zu Wort sofort abdrucken ließ, wäre ich bald in große Verlegenheit gerathen.

Es ist wahr, der Neuwieder war ein lustiger Mann, und schrieb sehr lustige Sachen; er lebte aber auch zu einer recht lustigen Zeit und im Kreise der lustigsten Ereignisse. Da jedoch das Wochenblatt für die unbedingte Aufnahme solcher Artikel, als der lustige Neuwieder, (Gott hab' ihn seelig!) schrieb, weder bestimmt ist, noch für jetzt Platz genug dazu hat, so wollen wir uns vor der Hand noch bis auf bessere Zeiten mit den gemeinnützigen Gegenständen des Landes, dem dieses Blatt ausschließlich angehört, behelfen, und nun erst recht eigentlich anfangen, fleißig damit aufzuwarten. Wer hängt wohl mehr an seinem

Vaterlande, als der Luxemburger? Jeder Luxemburger ist stolz auf sein höchst interessantes Vaterland; dieses gilt ihm mehr als Alles! und der beschränkte Raum, der in einem, diesem Lande geweihten Blatte, dessen eigentlicher Kenntnis bestimmt ist, sollte durchaus mit einer Quintessenz von Anekdoten und Grillensängereien ausgefüllt werden? Nein, das geht nicht an! — Sie werden mir zugeben, meine sehr werthen, lachlustigen fünfzig Abonnenten, daß ich hierin nicht irre, und ich kann Ihnen beweisen: daß die noch außer Ihnen vorhandenen eilfmal fünfzig Abonnenten Ihre gütige Ansicht nicht so ganz theilen. Demohngeachtet aber sollen auch Sie Ihre Rechnung finden, und wird das Wochenblatt, welches von nun ab vorzüglich historische Notizen des Luxemburger Landes enthalten soll, wie ich verhoffe, Ihrem gütigen Beifall so wenig, als dem der Herren Pastoren, Lehrer, Richter, Advocaten, Notarien, Rechtsgelehrten, Beamten, Kaufleute, Fabrikanten, Bürger, Gutsbesitzer, Landwirthe, Offiziere u.s.w. entgehen. Wäre Ihnen jedoch dies wider Vermuthen nicht gelegen, so müßte ich gehorsamst bitten: sich für das nächste Quartal nach dem Abonnement eines andern Blattes, dessen Verfasser mehr als ich, disponirt wären, mit dem fünfhundert Gulden Straf-Gesetz in Berührung zu kommen, gefälligst umsehen zu wollen.

Was hier etwa noch unberührt geblieben, wird in der nächsten Fortsetzung des nachstehenden Gespräches wahrscheinlich vorkommen.

Weiss.»

In der dreizehnten Nummer des gleichen ersten Jahrgangs wandte sich dieser Luxemburg-Lober an seine «gütigen Leser»:

«Aller Anfang ist schwer! ja, ja, recht schwer! Doch um so erfreulicher auch mit die Überzeugung: daß das Luxemburger Wochenblatt, welches binnen 14 Tagen entstand, und von dem nach Verlauf dieser Frist bereits 500, ja am 5ten May schon 600 Exemplare gedruckt wurden,

nunmehr festen Fuß gefaßt, bekannt geworden ist, und Nachsicht und Beifälligkeit einer Menge Freunde des Guten jedes Standes und Ranges im In- und Auslande erhalten hat. Mit inniger Freude gehe ich daher dessen 2tem Quartale entgegen, um so mehr, als nach der nunmehr gewonnenen Feststellung der nöthigen Correspondenz, viele treffliche Männer von nah und fern mir ihre liebevolle Mitwirkung zugesichert haben. Wenn daher auch für dieses erste Quartal, da aller Anfang schwer ist, die ungeheuern Kosten nur mit genauer Noth gedeckt wurden, so hoffe ich doch mit voller Zuversicht: recht bald im Stande zu seyn, wöchentlich 2 Bogen für vielleicht den nämlichen, im Plane des Wochenblattes festgesetzten, geringen Abonnements-Preis von 3 Franken pro Quartal, liefern zu können.

Dem Wunsche der Mehrzahl der resp. Abonnenten zufolge auch Ereignisse aus der übrigen Welt mitzutheilen, werde ich mit Vergnügen nachzukommen suchen, und soll es mich sehr glücklich machen, wenn die folgenden und nächsten Nachrichten einigen Beifall fänden, und besonders einem Ardenner Freunde auf sein gütiges Schreiben vom 24sten d. M. bewiesen: daß ich mein Lese-Publikum durch meine Mittheilungen durchaus nicht ins 15. und 16. Jahrhundert zurückführen noch zurückzwingen will. Was die goldene Laune betrifft, der ich nach einem andern werthen Briefe den Zügel schießen lassen soll, so wird sich auch diese bei einem noch sehr kummer-, mühe- und plagevollen kupfernen Leben nothdürftig finden; endlich sollen auch meine lieben lachlustigen 50 Abonnenten Ihre complette Rechnung finden, und deshalb das Wochenblatt von nun ab

Recht wahr, recht ernst seyn, und auch zum Lachen,
Um es Jedem so recht nach Wunsche zu machen.

Weiss.»

Für die goldene Laune schienen andere Männer zu sorgen, um dem Herausgeber freilich die gute so wenig zu

vertreiben, daß er die satirische Zuschrift unter die Annoncen verwies und sich das eigene verkehrt gezeigte Spiegelbild bezahlen ließ:

«An Eine ungewöhnlich löbliche Extra-Redaction hierselbst.

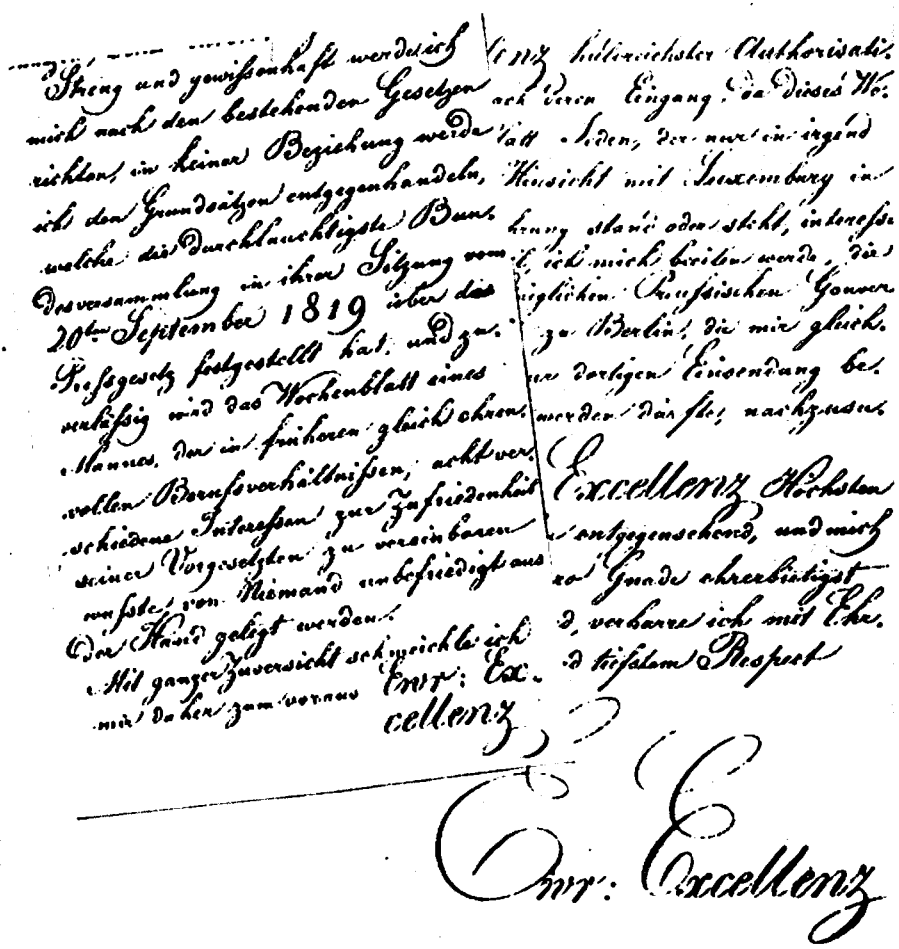
(Eingesandt.)

Herr Schwarz! Ja Ihre Redaktion
Verdient die Extra-Recension:
Ihr Extrablatt ist scharf und spitz,
Doch leider fehlt der feine Witz;
Und dieser muß den Autor zieren,
Sonst schreibt er nimmermehr Satyren.
Drum lassen Sie sich's ehrlich sagen,
Man lobt Sie nicht in unsern Tagen:
Es macht zu Ihrer Faschings-Posse
Auch mancher seine eig'ne Glosse,
Und denkt: Herr Schwarz und Compagnie, die sollten schweigen,
Man möchte ihnen sonst den Zauberspiegel zeigen,
In diesem sehen wir in wahrer Lebensgröße,
Als treues Ebenbild auch ihre Herzensblöße.»

Sein «Bestes» freilich leistete Weiss in den Gelegenheitsgedichten, etwa dieser Art:

«An die verehrten Leser des Wochenblattes zum Neujahr 1825.

Die Glocke schlug — dumpf hatt' sie ausgeschlagen.
Der schlummernden Natur schenkt' Luna einen Blick;
Das Schaltjahr floh mit seinen Schreckenstagen
Und wich ins Meer der Zeit mit Ungestüm zurück.
Freundlich entstieg Aurora's goldnem Wagen
Das neue Jahr. Es lächelte, und schien zu sagen:
«Vertrauet mir, vergesset alle Plagen
«Des vorigen, woran ich schuldlos bin,
«Kein Unglück will ich Euch bereiten,
«Bewohner dieser Erdenwelt;
«Nicht Feuersbrünste, Wasserfluthen,



Der Schlesier Georg-Friedrich Weiss
unterbreitet Gouverneur Willmar sein Wochenblatt

Luxemburger Wochenblatt.

N°. 1. — Sonnabend, den 7ten April 1821.

Vivite Luxburgi, fidus vos prœsen per orbem
Fama vocat, fidos posteritasque legat,
Nexis geni verti socius, Regique Deoque
Servatis semper fidelem, jure, Odom.

Vorwort.

Wie Ihr das Beſſere ſtets liebreich aufgenommen,
Mit Beifall es belohnt, mit Nachſicht es erfreut,
So ſteh' auch mir, ich wage es zu hoffen,
Die gleiche Gunſt, die gleiche Nachſicht offen!
Euch bin ich hier im Wochenblatt' noch fremd, mir ſelbſt noch neu,
Und ſchwierig iſt es, Neues zu beginnen;

Luxemburger Wochenblatt

Der Schriftleiter, Drucker und Herausgeber
Johann-Anton Schroell

Geheim-Referendar Christian-Ernst Stifft

«Nicht Wetterschäden und nicht theure Zeiten,
«Verzehren ferner Eure Habe.
«Um zu beglücken, zu erfreuen
«Erschien ich Euch.
«Ein Jeder höre auf zu weinen,
«Und freue sich, daß ich erschienen bin.»
Daß allen Lesern dieses Blattes,
Wie allen Lesern in der ganzen Welt,
(Auch denen, die nicht lesen können.)
Das neue Jahr so, und nur so erscheine,
Wünscht aus der Fülle seines Herzens
Der Redacteur des Wochenblatts.
Willkommen sey der Erstling dieses Jahres!
Froh und zufrieden sind' sein Anfang
Wie sein Ende einem Jeglichen.
Monarch, General, Minister,
Staats-, Stadt- und Land- Beamte,
Bischof, Pastor, Schullehrer, Küster,
Bankier und Advokat, Notar und Richter.
Kauf-, Handelsmann, Soldat und Arzt,
Künstler, Handwerker, Krämer, Dichter,
Ein jeder lebe hoch!
Geehrt, geliebt, geschätzt,
Und jede Sorge scheuche
Das neue Jahr hinweg.
Des Reichen wie des Armen
Mög' sich in jeder Noth
Sein gut Geschick erbarmen.
Der Handel blühe und die Wohlfahrt steige
Auch dies Jahr höher
Im Ardennenlande.
Dann ruft am 25ger Grabes Rande
Der Metzger, Schreiner und der Bäcker,
Der Schlosser, Schmied und Schieferdecker,
Der Maurer und der Zimmermann,
Der Weinschenk, Brauer und der Stutzer,
Der Landmann, selbst der Lampenputzer

Voll Jubel aus:
Das war ein gutes Jahr!
Noch eins hätt' ich beinah vergessen,
Von Klagen und Verbal-Prozessen
Geb's dies Jahr wenig oder nichts.»

Daß er dabei eine sonderbare Passion für das Akrostichon bekannte, tat der Qualität seiner Poeme nur einen geringen Abbruch. Dagegen potenzierte sie zweifelsohne den Witz für prosaischere Berichte, die also lauten konnten:

«Da die unterzeichneten Porte-Chaisen-Entrepreneurs en chef in Erfahrung gebracht haben, daß bei dem nächsten Volksfeste zu Maifeld am Essigstrome eine vollständig besetzte General-Klepperei organisirt worden, so haben solche die Einrichtung getroffen, daß jede ihrer Senften mit einem grundgeschickten Wundarzte und einem completten Medizinkasten versehen ist. Bestellungen auf Plätze müssen 3 Tage vor dem Feste gemacht werden, bei den Haupt-Unternehmern

Hans Theekessel.
Tobias Schubiack.
Michel Spektakel, und
Schnudrian Zankteufel.»

Das alles mag in der Regel einfältig, geschwollen oder pompös und gegenüber den schriftstellerischen Leistungen eines de Feller von einer niederschmetternden Nichtigkeit gewesen sein, allein die Wochenschrift enthielt auch wichtige Hinweise auf die internationalen Vorgänge, auf das gesellschaftliche und auf das kulturelle Leben ihrer Zeit und wurde den ersten luxemburgischen Dichtern zur Trägerin ihrer Gedanken und zur Austrägerin ihrer Lieder. Daß das «Wochenblatt» die ersten Prosa- und Versstücke «en patois de Luxembourg» brachte, ist gewiß kein kleines Verdienst, das jedenfalls durch den Abdruck der Frühgedichte von Louis Marchand («Gruß an mein Vaterland, Das Escher Schloß, An mein Vaterland») noch gesteigert

wurde. Dabei hielt der «éditeur-propriétaire», seiner Herkunft zum Trotze, sich nicht sklavisch an die deutsche Sprache, sondern gewährte auch französischen Aufsätzen (beispielsweise: «Rêve d'un homme éveillé» über den Bau eines Theatersaales) ohne weiteres die Aufnahme. Ein bescheidenes Denkmal setzte sich Weiss, als er verschiedentlich des jungverstorbenen Theodor Lenz gedachte und dessen Talent hinter dem Schleier einer tragischen Existenz aufleuchten ließ[3]). Dagegen schenkte er dem «blannen Theis», beim Tode des fahrenden Sängers, nur einige billige Zeilen, die das Wesentliche unterschlugen.[4]).

Im August des Jahres 1823 erhielt der «Wochenblatt»-Redakteur einen Schock, dessen Ursache er in dieser komisch gewollten Form zu vermelden unternahm:

«Wie es heißt, wird nächstens ein neues literarisches Produckt, das Journal de Kopstal, oder l'Echo du Baumbusch, das Licht der Welt erblicken. Wir wünschen dem Herausgeber dieser Zeitschrift alles Glück zu seinem Unternehmen und, was die Hauptsache ist, recht viele und recht solvable Abonnenten.»

Es dauerte einige Zeit, bevor der Mann wieder aufatmen durfte, allein er wußte nicht, welche Geister er heraufbeschwor, als er zu erklären wagte:

«Mit dem Echo du Baumbusch, welches vor einigen Jahren hier erscheinen sollte, ist's bis dato nichts geworden. Mit Vergnügen vernimmt man jedoch, daß ein französisches Journal (wann ist unbestimmt) hier erscheinen soll.

Dem seit 1821 bestehenden Luxemburger Wochenblatte wird dadurch nicht nur nicht der allergeringste Abbruch geschehen, sondern im Gegentheil die große Freude gemacht werden, zu sehen, daß hiesigen Ortes, wo es die umsichtsvollste Berücksichtigung der Verhältnisse zu Einem Königl. Niederländischen Gouvernement, einer Königl. Preuss.-Besatzung, einer deutschen Bundesfestung, französischen Gesetzen, einer Lokal-Commission, bestehend aus Holländern, Preußen, Östreichern, Bayern und

Dänen, und sonst sehr vielen Beziehungen gilt, zwei öffentliche Blätter bestehen können.»

Ab April-Mai 1825 mußten die Weiss'schen Leser erkennen, daß sich Etwas vorbereitete. In einer Bekanntmachung schrieb der Herausgeber am 2. April:

«Alle diejenigen werthen Personen, welchen ich Bücher, Karten, Pläne, Zeichnungen u. dergl. zu leihen die Ehre hatte, würden mich durch deren baldgefällige Rückgabe sehr verpflichten. Nach dem 15. d. M. stehen solche mit Vergnügen wieder zu Diensten.

Weiss.»

Etliche Wochen später teilte er mit:

«Da ich Familien-Angelegenheiten halber nächstens nach meiner Vaterstadt Breslau reisen werde, so ersuche ich alle diejenigen resp. Behörden und Personen, welche mich mit Aufträgen an eins oder das andere der Königlichen Hohen Ministerien zu Berlin, oder an das K.K. Österreichische oder ein anderes Hohes Gouvernement zu beehren Willens wären, mir solche baldgeneigtest ertheilen und sich fest überzeugen zu wollen, daß ich ihr Vertrauen nach bestem Willen und Wissen rechtfertigen, und alle Geschäfte gegen ein sehr billiges Honorar pünktlichst besorgen werde.

Mein Geschäft wird keine Unterbrechung erleiden.

Weiss.»

Am 4. Juli 1825, einem Montag, hieß es auf der ersten Seite:

«Eingetretener Hindernisse wegen konnte dies Blatt erst heute ausgegeben werden, und wird solches künftig wieder wie früher, jeden Sonnabend erscheinen.»

Die siebente Seite der gleichen Nummer enthielt dann wieder eine köstliche «Bekanntmachung»:

«Bei meiner Abreise nach meiner Vaterstadt Breslau, empfehle ich mich dem geneigten Wohlwollen aller Gönner, Freunde und Bekannten und besonders den werthen Mit-

gliedern meiner lieben Wochenblatts-Gemeinde recht herzlich, u. wünsche nichts inniger, als ein recht baldiges, frohes und beglücktes Wiedersehen. Mein Geschäft wird nicht die geringste Unterbrechung erleiden, und bitte ich, alle Wochenblatts-Angelegenheiten Herrn J. Lamort, alle Petitions-Angelegenheiten dagegen Herrn Gangler gütigst zu adressiren.

Trennung ist bitter, Wiedersehen heilig!

Luxemburg, den 30. Juny 1825.

Weiss.»

Doch mit Stolz durfte die Nummer vom 23. Juli 1825 gleich im Eingang vermelden:

«Dem seit dem Jahre 1821 bereits bestehenden Luxemburger Wochenblatte ist eine neue Berücksichtigung dadurch geworden, daß solches in den Königl. Preuss. Staaten dem Stempel nicht unterworfen wird. Diese höchste Gnade auch hierdurch mit dem ehrerbietigsten Danke anzuerkennen, macht sich zur unerläßlichen Pflicht

die Redaction.»

Zum ersten Male ging dem Schlesier plötzlich, bei Jahresbeginn 1826, der lyrische Atem aus. In der zweiten Spalte dichtete er nur mehr:

«Zum Neujahr 1826.

Das neue Jahr bring' Jedem neue Freuden,
Zehntausend Zentner Glück — versteht sich schwer Gewicht,
Und träf ja Manchen auch ein kleines Leiden,
So sey es kurz, wie dies Gedicht.»

Dagegen war in der ersten Spalte mitgeteilt worden:

«Bei der durch Gottes Hülfe und die gütige Theilnahme der resp. zahlreichen Abonnenten im In- und Auslande, diesem seit dem Jahre 1821 bestehenden Blatte gewordenen Ausdehnung, und der dadurch nöthig ge-

wordenen vielfachen Beschäftigung, findet sich die Redaction veranlaßt, hierdurch zu bemerken: wie zur Vereinfachung und Beschleunigung des Geschäftes vom heutigen Tage ab, alle Comptabilitäts-Angelegenheiten ausschließlich Herrn J. Lamort, Correspondenz- und zu inserirende Sachen dagegen nur dem Redacteur des Wochenblattes Weiss, oder der Druckerei dieses Blattes zu adressiren sind.»

Das schleppte sich dann so mühsam fünf Monate hin, ohne daß die Enthüllung der hintergründig sich abrollenden Ereignisse gekommen wäre, obwohl der einzelne Leser spürte, daß sich zwischen zwei Mächten irgendwo ein Kampf auf Tod und Leben abspielte. Am 16. Juni 1826 wurde Weiss zum alten energischen Alleskönner und Allesbehaupter. Denn die achte Seite seiner Wochenschrift schloß mit dem alleserledigenden Bekenntnisse:

«Zur gefälligen Nachricht.

«Wem's juckt der kratze sich».

Einige Knaben, die, wenn's der Mühe lohnte, namentlich genannt würden, haben sich beikommen lassen, in ihrer Einfalt zu äußern: daß das Luxemburger Wochenblatt (welches durch Gottes Hülfe seit 1821 existirt), dessen Redakteur und Eigenthümer ich bin, vom 1sten July d. J. ab, nicht mehr erscheinen würde (!). Dies Gewäsch, welches nur bei Knaben oder höchstens alten Weibern, doch nie bei Männern, und am allerwenigsten bei meinen resp. Herren Abonnenten Eingang finden kann, ist mir sehr gleichgültig, und kann mir nur ein mitleidiges Achselzucken entlocken; doch bin ich mit Vergnügen bereit, den Knaben quaestionis am 1. July jedem 3 Wochenblätter unter der Bedingung gratis zu geben, daß sie mir solche wenigstens halbrichtig vorlesen. — Zum Troste dieser Winkelneuigkeitsschlepper aber sey's gesagt, daß das Luxemburger Wochenblatt, auch wenn 1000 französische oder türkische andere Blätter hier über kurz oder über lang erscheinen möchten, nach wie vor, und so

lange als es mir beliebt, ganz ruhig und ungestört von mir herausgegeben werden wird.

Luxemburg, den 16. Juny 1826.

Weiss,
Redakteur, Editeur-propriétaire des
Luxemburger Wochenblattes.»

Acht Tage später war es zum Bruche gekommen. Hatte der «éditeur-propriétaire» gesiegt, da er nicht vor der Erklärung zurückscheute?:

«Vom heutigen Tage ab werden Abonnements wie auch Insertions-Gebühren ausschließlich an den Redacteur und Eigenthümer des Luxemburger Wochenblattes, Weiss, gezahlt.

Luxemburg, den 25. Juny 1826.»

Die 26. Nummer vom 1. Juli 1826 protzte mit dem Vermerke auf: Gedruckt mit Weiss'schen Lettern, nachdem sie, die mit einer einzigen Druckseite ihre Leser anzusprechen wagte, in der Einleitung auf Zweispaltenbreite verkündet hatte:

«Da die höchsten Ortes allerhuldreichst und allergnädigst mir zur Disposition gestellten Pressen bis diesen Augenblick noch nicht hier eingetroffen sind, kann mein seit 1821 erscheinendes Luxemburger Wochenblatt für heute nicht mehr als Gegenwärtiges liefern.

Luxemburg, den 1. Juli 1826.

Weiss, Rédacteur, Editeur-propriétaire,
des Luxemburger Wochenblattes.»

Doch dann erschien am 8. Juli eine weitere achtseitige Nummer, die nur im Titelbilde eine Änderung aufwies, im übrigen aber Weiss als «Rédacteur, Editeur-Propriétaire» und J. Lamort als Drucker vorstellte. Darnach war die Presseherrlichkeit des Breslauers vorbei, Schrobilgen gab sein «Journal de la Ville et du Grand-Duché de Luxembourg» bei J. Lamort heraus, und der höchste Beamte des

Großherzogtums, Willmar, durfte zum Weiss'schen Zeitungsabenteuer das vernichtende Nachwort verfassen.

Waren auch um das «Wochenblatt» im Jahre 1821 verschiedene Amtsschreiben erlassen worden, die sich in der Hauptsache auf die gesetzlich zu hinterlegenden Exemplare bezogen hatten, während ein anderes den damals periodisch erscheinenden Publikationen und ein besonders wichtiges dem Bittsteller Weiss gewidmet waren, der nichts weniger als ein königliches Abonnement sowie den Titel eines Hofdruckers erbeten hatte, so gab das letzte den Schlüssel zur Niederlage und zur Beseitigung des Breslauers. Willmar schrieb nämlich unverblümt an den Administrator (des Innern?) diese erstaunlichen Dinge:

«Luxembourg, le 3 octobre 1826.

Monsieur l'Administrateur

J'ai l'honneur de vous remettre la requête présentée à Sa Majesté par le Sieur Weiss, cidevant éditeur d'une feuille allemande de cette ville, requête qui m'a été communiquée avec votre apostille du 27 du mois passé N° 27.

Le Wochen-blatt de Luxembourg a cessé d'exister depuis le 1er juillet dernier, il ne reparaîtra plus.

Le sieur Weiss n'a pas d'imprimerie —

ainsi il n'y a pas lieu ni à l'abonnement ni au titre sollicités; d'ailleurs les instructions antérieures m'ont appris que le titre d'imprimeur du Roi ne se permet que dans la résidence.

Le Sieur Weiss était précédemment attaché en qualité de secrétaire du commissaire de Sa Majesté prussienne pour la forteresse de Luxembourg. Il s'est mis d'accord d'être destitué; d'autre part il a essuyé une contrainte par corps à la poursuite de ses créanciers.

Ayant récupéré la liberté il a formé le projet de chercher dans la publication d'une feuille allemande les moyens d'exister avec sa famille; il est époux et père de 4 enfants.

Cette dernière considération lui a procuré d'assez nombreux abonnements.

Mais le but n'a pas (été) atteint; il a dépensé en mauvaise vie au-delà de ses bénéfices, laissant le soin à des personnes charitables de donner du pain à sa femme et à ses enfants.

L'imprimeur à découvert pour une somme assez considérable lui a refusé ses preuves.

D'un autre côté sa mère qui depuis longtemps avait cessé toutes relations avec lui, sur la sollicitation de quelques officiers de la garnison a envoyé une voiture de Breslau pour amener chez elle sa bru et ses petits enfants mourant de faim.

Personnellement repoussé du sein de sa famille, le sieur Weiss se traîne ici dans la honte et dans le mépris.

J'ai pensé devoir vous donner ces explications afin de vous faire connaître le sujet et de vous mettre mieux à même de fixer votre opinion sur la suite à donner à ses demandes.

Agréez, Monsieur l'Administrateur, l'assurance de ma haute considération.

Le Gouverneur
Willmar.»

Der Mann, dem nicht einmal gelungen war, seinen Schreiberposten beim preußischen Militär zu behalten, hatte vorgehabt, gegenüber «tausend französischen oder türkischen Blättern» zu bestehen und den Luxemburgern zu beweisen, was ein Mann von Wort und was ein deutscher Ehrenmensch in Wahrheit sei. Willmar sagte es, wohl nicht coram populo, aber doch als ein Wortführer jener vielen gutmütigen Seelen, die wahrscheinlich der schlesischen Mutter vorgearbeitet hatten und dann nichts sehnlicher wünschten, als daß Herr F. G. Weiss, sein Versprechen haltend, das sich auf die Regelung sogenannter Familienangelegenheiten in Breslau bezog, mit Frau und Kindern die nach Luxemburg gesandte Retourchaise bestiegen hätte.

Beide Städte hätten dadurch gewonnen, und dem luxemburgischen Pressewesen wäre kaum ein Verlust erstanden.

III.

«DIEKIRCHER WOCHENBLATT»

Von Trier nach Echternach war es auch in den Zwanziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts nur eine kleine Postkutschenfahrt. Drucker und Buchbinder, die in der deutschen Grenzstadt nicht auf ihre Rechnung kamen, da die Zahl der Konkurrenten zu groß war, wagten sie ohne weiteres, um im Luxemburgischen ihr Glück zu versuchen. Josef Anton Leonard Schroell schrak nicht vor dem Schritt zurück, zog 1822 nach dem Willibrordusstädtchen, schlug sich dort so recht wie schlecht durchs Leben, heiratete 1827, ließ sich vier Kinder schenken, und entdeckte 1832, daß es in Diekirch bessere Gelegenheiten zum Hochkommen gab. Doch erst fünf Jahre später stellten ihm Wahlkandidaten dort die einträglicheren Geschäfte in Aussicht, sodaß er ein Werbezirkular zum Bezuge eines «Wochenblatt für Bürger und Landleute» in den Nordteil des Großherzogtums sandte, «dem Wunsche sehr vieler Gönner der politischen, wissenschaftlichen Welt entsprechend», und einen Appell zur Mitarbeit («Auch in französischer Sprache verfaßte Einsendungen werden, treu übersetzt, freimüthig eingerückt werden».) an «wohlwollende Mitbürger» richtete. Das geschah am 25. Februar 1837, und am 4. März fingen die Abonnemente, für drei Franken fünfzig pro Quartal, Früchte zu tragen an:

jeden Samstag erhielten die Bezieher ein Blatt in Kleinfolioformat von vier zweispaltigen Seiten.

Hatte die Zeitung eine Tendenz? Erst allmählich merkten die Leser den belgischen Trend und nannten als Hintermänner die Watlet, Rausch und Jurion, denen sie in guten Stunden noch Vannérus zuzählten. Dagegen akzentuierten die Schriftleiter das Deutschtum, welches ein wenig zu aufdringlich wirkte. Mit dem Auf und Ab in der Zahl der Bezieher schien auch das Format der Gazette zu wechseln, fast genau so wie die politische Meinung, die im Herbste eine leichte Orangefärbung annahm und auf diese Weise erklärt wurde:

«Das Wochenblatt wird also hinführo das freie Organ der deutsch-luxemburgischen Interessen sein, die Verfasser befinden sich in einer Lage, worin sie keines Menschen Einfluß zu befürchten haben, und sie werden in kurzem ihre Verhaltungsmaßregeln bekannt machen, denen sie beständig nachzukommen beflissen sein werden.»

Das klang ein wenig orakelhaft, allein J. A. Schroell zögerte nicht mit der Ausdeutung des Spruches, indem er schrieb:

«Die Wahl des Herrn de Puydt hat diese Veränderung in der Redaktion des Wochenblattes verursacht: dieses Ereigniss hat das Bedürfniss eines Presse-Organes für unser Land einem jeden fühlbar gemacht, und die Nothwendigkeit bewiesen, dieses einzige und kräftige Mittel alle Mißbräuche jeder Art an den Tag zu legen, unabhängigen Händen anzuvertrauen.»

Waren die «Hände» vorher nicht unabhängig gewesen? Wie konnten sie es nun sein, wenn die «Wahl des Herrn de Puydt» — des Wahrers holländischer Interessen — den Wandel herbeigeführt hatte?

Antwort gab im Januar 1838 das Schroell'sche Presseerzeugnis, das nun auch den Namen geändert hatte und sich als «Diekircher Wochenblatt» mit einem Lehnworte von Goethe präsentierte: «Wer nicht vorwärts geht, der kommt zurück.» Es erschien an den Samstagen, wie zuvor,

gab jeder Seite drei Spalten und kostete nur mehr drei Franken. Dabei mogelte es in dem Sinne, daß es 1838 als zweiten, 1839 als dritten, 1840 als vierten Jahrgang zählte und diese Seriennumerierung beibehielt.

In der Aufmachung huldigte es dem Prinzip der Nüchternheit und gehorchte dem Gesetze der minderen Anstrengung: Auslandsmeldungen fremder Zeitungen, die einer guten Redaktionsschere zum Opfer gefallen waren, füllten durchwegs drei Seiten auf. Nur die vierte, deren redaktioneller Teil mit dem Vermerke: «Verantwortlicher Redacteur, J. A. Schroell» abschloß — während die Schlußzeile: «Diekirch, gedruckt bei J. A. Schroell, Verleger» lautete — enthielt, neben den Anzeigen, einige Luxemburgensia. Für fünfzig Bezieher lohnten größere geistige und materielle Anstrengungen nicht.

Im Gegenteil: es mußte manifest sein, daß J. A. Schroell, der Exponent des schreibenden Deutschtums und, in der politischen Domäne, der Kämpfer für den Eintritt in den Deutschen Zollverein, kein kleines Opfer brachte, als er für sich und seine zahlreiche Familie ein Unternehmen erhielt, welches anscheinend defizitär war. Die Lage des Diekircher Druckers wurde deutlich in einem Schreiben erkennbar, das er am 19. August 1839 an die Behörde in Luxemburg richtete:

«Euer Hochwohlgeboren beehre ich mich ganz gehorsamst ein Exemplar des Diekircher Wochenblattes vorzulegen. Da dieses das einzige deutsche Blatt ist, welches in dem Großherzogtum Luxemburg erscheint, dieses aber bisher noch keinen rechten Eingang hier im Lande gefunden hat, indem von verschiedenen Seiten gegen dieses deutsche Blatt gearbeitet wird, damit es zum Fallen komme, so unterstehe ich mich Euer Hochwohlgeboren dieses Blatt in Ihren Schutz zu empfehlen, damit selbiges fortbestehe um das Deutsche leichter in dem Großherzogtum einzuführen.

Durch Angedeihung Ihres Schutzes, diesem Blatt, würden Euer Hochwohlgeboren mir als Familienvater

von sieben noch unmündigen Kindern eine große Wohltat erweisen, indem dieser Verlag mein ganzer Erwerbzweig ist und ich kein Vermögen besitze um mich in andere Geschäfte einlassen zu können.

Indessen nehme ich mir die Ehre, Euer Hochwohlgeboren als Abonnent dieses Blattes, wenn es gütigst aufgenommen werden sollte, zu betrachten.

Euer Hochwohlgeboren
Gehorsamster
J. A. Schroell
Verleger des Diekircher Wochenblattes»[5])

Zu diesem Notrufe hatte der Empfänger am Rande der Supplik nur vermerkt:

«Die im Lande erscheinenden öffentlichen Blätter müssen sämtlich hier gehalten werden, ohne daß es auf ein Gesuch der Verleger ankommen kann.»

Oder sollte die rechte Antwort in der Notiz zu suchen sein, die gegen Ende Oktober 1839 in der Kanzlei des Civildienstes deponiert wurde?:

«Das Diekircher Wochenblatt». «Obgleich die Bundesbeschlüsse über die Presse-Polizei noch kein gesetzliches Ansehen haben, dürfte es doch an der Zeit sein den Verleger des genannten Blattes auf diese Lage aufmerksam zu machen, wenn dasselbe wirklich in einer kurzen Zukunft eingehen soll. Letzteres könnte vielleicht am füglichsten am Ende des Jahres geschehen. Das Abonnement bezahlt sich vermutlich praenumerando, dergestalt daß, wenn das Blatt im Laufe des Quartals aufhören würde zu erscheinen, die Abonnenten dabei am meisten betrogen wären.

Es scheint eine Veranlassung vorhanden zu sein, auf diese Eingabe eine Verfügung an den Redakteur zu erlassen.»

Diesem amtlich geäußerten Pessimismus zum Trotze ging die Zeitung nicht ein: sie hielt aus und brachte das Wunder zuwege, mit einem halben Hundert Bezieher- und

geringen Anzeigengeldern eine achtköpfige (wenn nicht neunköpfige?) Familie zu ernähren, da dem Ehepaare Schroell-Gloner in Diekirch zwei weitere Kinder geschenkt worden waren.

Am 31. August 1840 brachte der Chef des Zivildienstes einen Stein ins Rollen, der den Diekircher Drucker am empfindlichsten treffen mußte. Der König wurde nämlich mit diesem Briefe befaßt:

«Ew. Majestät allerhöchster Beschluß vom 4. Januar 1835., No 4, welcher zuletzt im Verordnungs- und Verwaltungsblatt vom vorigen Jahre S. 272 u. f. abgedruckt ist, stellt in Folge des Bundespressegesetzes die im Großherzogthum erscheinenden Zeitschriften unter die Aufsicht der Landesbehörde, als welche die Allerhöchste Verordnung vom 4. Januar d. J. No 4, art. 10, No 12, den Chef des Civildienstes nennt.

Zu diesen Zeitschriften gehört das zu Diekirch unter Redaction von J. A. Schröll (!) zweimal wöchentlich erscheinende s. g. Diekircher Wochenblatt.

Nun steht aber die für dasselbe gesetzlich eintretende Censur, durch Ertheilung des Imprimatur auszuüben, nach dem Art. 1 des erstgenannten Allerhöchsten Beschlusses nur dem Präsidenten der Regierungscommission I. s. jetzt dem Chef des Zivildienstes persönlich zu. Daraus folgt, daß jede Nummer des gedachten Blattes vor ihrem Abdrucke hieher nach Luxemburg zur Genehmigung gesandt werden muß.

Um diese Hin- und Hersendungen zu vermeiden, wäre es zu wünschen, daß jemand, der in Diekirch selbst wohnt, mit der Ertheilung des Imprimatur beauftragt werde. Hierzu scheint mir indessen der dasiege Districtscommissar weniger geeignet, da er, wie man sagt, sich selbst mit der Abfassung von Artikeln im gedachten Blatte beschäftigt, wogegen sich mehr der dasiege Präsident Eyschen durch seine unabhängige Stellung und durch das allgemeine Vertrauen zu diesem Geschäfte empfiehlt.

Ew. Majestät bitte ich allerunterthänigst zu genehmigen geruhen zu wollen: daß der Tribunalspräsident Eyschen zu Diekirch mit der Ertheilung der Druckerlaubniss für das Diekircher Wochenblatt beauftragt werde.»

Am 18. September sagte der König-Großherzog zu, und am 25. September erging an den Präsidenten des Bezirksgerichtes in Diekirch diese Mitteilung:

«Sie erhalten hierbei abschriftl.

1. eine unterm 16. März 1835 vom Präsidenten der Regierungscommission in (Kraft?) gesetzte mit 2 Unteranlagen versehene Instruktion über die in Gemäßheit der Königl. Großherzogl. Beschlüsse vom 4. Januar 1835, No 4 (Verwaltungsmemorial 1839, S. 272) hinsichtl. der ergriffenen Pressepolizei Maßregeln;

2. einen durch Depesche vom 6. März 1835, No 5 auf Befehl Sr. Majestät zur Nachachtung dahier gesandte Note;

In Folge der von Sr. Majestät ertheilten Ermächtigung erhalten Sie nun hierdurch den Auftrag, das Erscheinen des zu Diekirch von J. A. Schröll herausgegebenen s. g. «Diekircher Wochenblattes» sofort nach dem Empfang dieses allen Formen der vorgeschriebenen Controlle zu unterziehen, den Abdruck jeder Nummer Ihrer Druckerlaubnis zu unterwerfen und sich hierbei die erwähnten Königl. Großherzogl. Beschlüsse vom 4. Jan. 1835, so wie die anliegenden Instruktionen zur Richtschnur dienen zu lassen.»

Der neubestellte Zensor antwortete am 3. Oktober:

«Ich beehre mich, Ew. Hochwohlgeboren zu berichten, daß in Folge deren Auftrags unter dem 25. September lfd. M^{s} dahingehend: das Erscheinen des Diekircher Wochenblattes allen Formen der vorgeschriebenen Controlle zu unterziehen, den Abdruck jeder Nummer meiner Druckerlaubniss zu unterwerfen und mir hierbei den Königl. Großherzoglichen Beschluß vom 4. Januar 1835

sowie die Instruktion unterm 16. März desselben Jahres zur Richtschnur dienen zu lassen — ich sofort Herrn Schröll, Redactor und Verleger dieses Blattes Kenntniss von dem mir ertheilten Auftrage gegeben, Copie von dem beigefügten Formulare der vor dem Abdrucke jeder Nummer nebst der Handschrift derselben auch einzureichenden Declaration zugestellt und ihn aufgefordert, sich diesen Vorschriften, wie den darin angezogenen Beschlüssen und Gesetzen nachzuachten — und er versprochen hat, denselben Genüge zu leisten. Auch ist bereits die unter dem heutigen Datum erschienene Nummer genannten Blattes der Censur, gemäß jenem Befehle, unterworfen worden. Der Verleger zeigt sich bereitwillig und nahm meine über seinen Vorschlag oder Handschrift gemachte Correction mit lautem Danke an. So daß ich hoffen darf, fortan dem Auftrage Ew. Hochwohlgeboren, ohne unangenehme Störung, Genüge leisten zu können.»

Schrœlls Beflissenheit wurde im Laufe von etlichen Wochen abgebremst. Am 26. Dezember veröffentlichte er auf der Schluß-Seite der 52. Nummer diesen Erguß:

«Eine Deputation der achtbarsten Männer jener Ardennen-Umgegend ist kürzlich nach dem Haag gewesen, um unsern König Großherzog zu bitten, daß Er das Großherzogthum mit dem deutschen Zollverbande vereinigen wolle. Diese Herren sind hoffnungsvoll aus dem Haag zurückgekommen, ihr Wunsch werde in den nächsten Monaten erfüllt werden.

Seitdem ist eine Commission in Luxemburg gebildet worden, um die vornehmsten Handels- und Industrieleute darüber zu vernehmen, ob es für unser Land nützlicher sei, in den deutschen Zollverband zu treten, oder sich an Belgien in Betreff des Handels anzuschließen.

Man könnte ohne Zweifel über diese Frage lange und schwere Diskussionen führen. Wir vertrauen aber in die Einsicht der Commission, daß seine Protocolle bald zu Ende kommen, denn das Land ist von allen Seiten durch

die Mauthlinie dermaßen eingeschlossen, daß es unmöglich lange so fortbestehen kann.

Man weiß auch, daß unser ganzes Oesling mit seinen Gerbereien und Lohhecken, so wie unsere Eisenhütten und viele andere Haupt-Industriezweige sehr nach dem deutschen Zollvereine verlangen. Und es ist überall bekannt, daß unsere Moselgegend, der Detailhandel und mehre Fabriken lieber bei Belgien bleiben.

Wir glauben, daß unser Land die mehrsten Vortheile im deutschen Zollvereine finden werde. Und wären wir auch hierüber im Zweifel; so müßten wir doch kein Bedenken tragen, für den Anschluß an diesen Zollverein zu stimmen, und zwar aus dem höhern Grunde der Nationalität.

Die Augs. Allg. Zeit. sagt in ihrer neuesten Nr. 356, das höhere nationale Prinzip liege diesem Vereine zu Grunde, müsse auch fortan als vorherrschend beibehalten werden. Wir pflichten ihr vollkommen bei, nur fällt es uns auf, daß die deutschen Zeitungen und namentlich die mit Recht sehr geschätzte von Augsburg, die Frage unserer Aufnahme in den deutschen Zollverein bisher nur höchst gleichgültig und gar nicht als eine für Deutschland und seine Bundesfestung Luxemburg doch gewiß sehr wichtige Angelegenheit behandelt haben.»

Zwei Tage später ging dem Zensor diese «vertrauliche» Notiz zu:

«Die Num. 52 des Diekircher Wochenblattes enthält einen Artikel über die angebliche Bildung einer Commission, welche über die Nützlichkeit des Zollanschlusses an Deutschland oder Belgien verhandeln soll.

Da der Abdruck dieses Artikels sehr bedeutende öffentliche Interessen verletzt, so ersuche ich Sie, künftig allen dergleichen Artikeln, welche von Vernehmungen der Handels- und Industrieleute des Inlandes über den berührten Punct handeln, den Abdruck zu versagen.»

Beigelegt war ein anderer Wink an den Präsidenten:

«Der über den Zollverein und die Vernehmung der Handels- und Industrieleute eingerückte Artikel ist eine Verletzung der diesethalb anbefohlenen Verschwiegenheit.

In dem Journal von Luxemburg hat man einen Art. dieser Art ausgestrichen. Der Präsident von Diekirch hätte das Nämliche thun sollen. Man muß ihm vertraulich darüber schreiben und ihm anzeigen, daß er gar keine Kundmachung mehr in Betreff des Vernehmens der Handels- und Industrieleute erlauben darf.»

Bereits am 2. Januar 1841 reagierte Schroell auf seine Art, indem er seine Ansicht wiederholte:

«In unser vorigen Nummer haben wir den Wunsch geäußert, daß unser Land, sobald als möglich, an den deutschen Zollverein möge angeschlossen werden.

Dieser Wunsch beruhet auf den vielfachsten Gründen, wovon wir nur einige von den allgemeinsten angeben wollen.

Von Belgien sind wir durch die Berge und Oeden der Ardennen abgeschlossen, und nur wenige und meistens unbrauchbare Wege könnten unsere zahlreichsten Handelsleute über die belgische Gränze führen; da, im Gegentheil, unsere größte Bevölkerung zu der preußischen Gränze hin wohnet, und viele Wege für Handel und Verkehr mit Deutschland offen stehen, oder leicht zu eröffnen wären.

Alle unsere Flüsse, die Mosel, die Sauer, die Alzette, die Ourt, usw., führen ihre Wässer Deutschland zu, und bilden eben so viel natürliche Kanäle für Handelsschifffahrt, welche kein Geld für Unterhalt kosten; da der Maas- und Mosel-Kanal, wenn er auch einmal sollte gemacht werden, schwere Summen für Aufsicht und Unterhalt erfordern würde, um unsern Handel mit Belgien zu erleichtern.

Die Muttersprache unserer Landesleute ist die deutsche; und ein jeder versteht, welchen Vorzug die große Mehr-

heit darin findet, in eigener Sprache die Verträge einzugehen und zu verfassen, die Briefe zu schreiben und zu verstehen, welche den Handel betreffen.

Die Bevölkerung unseres Großherzogthums ist die häufigste zur preußischen und die geringste zur belgischen Gränze zu: die Städte Vianden, Diekirch, Echternach, Grevenmacher und Remich, liegen alle auf der fast äußersten Gränzlinie gegen Deutschland; da die Stadt Wiltz nur bei der belgischen Linie ist. Wenn die Linie zwischen Preußen und uns aufgehoben wird, so werden jene Städte den großen Unannehmlichkeiten welche die Gränzlage nöthig macht, in ihrem Verkehr ganz befreit; in dem die Aufhebung der belgischen Linie nur die wenigen Bewohner derselben davon entlasten würde.

Man weiß, daß, seit 1816, unsere Gränzstädte bereits um die Hälfte in ihrem Wohlsein gefallen sind: die schönsten Märkte sind abgesunken; die Bewohner der nahen, durch Preußen abgeschnittenen Dörfer müssen bis nach Trier ihr Nöthiges einkaufen gehen; treten wir in den deutschen Zollverein, so wird mit der Aufhebung der preußischen Linie, die vorige Blüthe unserer Städte wieder eintreten.

Die Stadt Luxemburg, und das ganze Land haben schon viel dadurch gelitten, daß die Besatzung unserer Bundesfestung die gesetzliche Freiheit des Eingangsrechts besitzt. Dies Vorrecht der Garnison von Luxemburg würde uns aber ganz schadlos sein, sobald wir mit dem deutschen Zollverbande vereinigt wären, weil selbe dann keinen Nutzen mehr haben würde, sich irgend anders, als bei uns den nöthigen Vorrath zu verschaffen.

Was die verschiedenen Produkte und Gewerbe des Landes betrifft, so haben die Herrn W., G. P., André, und andere, in ihren kenntnissvollen Briefen, welche sie im April und Mai 1839 im «Journal von Luxemburg» bekannt gemacht haben, genugsam dargethan, daß wir in dieser Hinsicht im Allgemeinen durch unsern Anschluß an den deutschen Zollverband nur zu gewinnen haben.

Belgien schickte uns in den letzten Zeiten seine Kapitalien zu, und dadurch hatte unsere Industrie angefangen sich zu heben. Diesen Vorzug, wie viel man auch dagegen sagen könnte, dürfen wir uns nicht einmal mehr für die Folge hoffen, wenn wir auch einen Handelsvertrag mit Belgien bekämen; denn wir sind jetzt den Belgiern fremd, wir haben andere Gesetze, und die Sicherung der geliehenen Kapitalien ist in ihren Augen nicht mehr dieselbe.

In Deutschland finden wir landwirthschaftliche Vereine, welche durch wissenschaftliche Mittel die Produkte des Bodens u. der Gewerbe zu verbessern suchen. Solche Mittel können wir anwenden, um voran zu schreiten, ohne uns mit Schulden zu belasten: diese Vereine sind vielleicht besser für uns, als die Handelsgesellschaften Belgiens für uns waren.

Unser Wunsch stützt sich noch auf höhere Gründe.

Die deutsche Bundesacte vom 8. Juni 1815 hat uns zu einem Lande des deutschen Bundes gemacht, und die letzten Begebenheiten in Europa haben uns bewiesen, daß Deutschland uns behauptet. Alle Pflichten der Bundesgenossen liegen uns also auf, und außer diesen Pflichten können wir keine Ruhe und folglich keinen Handel suchen.

Aus den Art. 11 und 19 der Bundesacte erhellt es, daß die Bundesglieder unter sich wegen Handel und Verkehr Verträge treffen sollen.

Die bestehenden Gesetze legen uns also die wahre Pflicht auf, uns vielmehr an Deutschland als an Belgien durch einen Handelsvertrag anzuschließen.

Unsere geographische, unsere moralische und intellectuelle, wie auch unsere politische Lage, schließt uns also an Deutschlands Handel an; und durch die nähere Verknüpfung mit dem Lande zu dem wir gehören, treten alle Elemente unserer Existenz in ein harmonisches Ganze, und unser Vortheil kann nur vergrößert werden, ohne uns auszusetzen, bei künftigen Stürmen eine zweideutige Stellung durch neuen Verlust am Vaterlande einzubüßen.»

Und genau am gleichen Tage sandte Eyschen eine Beschwerde nach Luxemburg:

«Die Censur des Diekircher Wochenblattes ist seit einiger Zeit für jede Nummer schwieriger geworden. Bis dahin suchte ich die gesetzwidrigen Sätze der Manuskriptartikel durch Correctionen unschädlich zu machen, und ich glaube noch jetzt mehrmals dadurch den Zweck erreicht zu haben; ich meinte auch durch nicht unbedeutende Correctionen dem Hauptartikel der 52ten Nummer das Gesetzwidrige entnommen zu haben. An dem darauf bezogenen Artikel in der heutigen 1ten Nummer, dessen Aufsatz einen Advokaten zu seinem Autor verräth, hab ich nichts ausgesetzt; weil er sich in gehörigen Schranken gehalten. Zwei anderen Artikeln aber von Vianden und Luxemburg aus datirt hab ich die Erlaubniss versagt.

Der erstere unter der Überschrift «Gleichgewicht in Europa» enthält Drohungen gegen Fürsten, der zweite, eine arge Correspondenz von Luxemburg, greift die Maßregel der Vernehmungscommission von Handelsleuten über die Frage des Zollanschlusses beleidigend an und klagt über Langsamkeit der Commission des Landes, die seit September 1839 in Berlin verhandle etc. Die heutige Nummer kann also erst diesen Abend spät erscheinen. Ob jene Artikel dennoch gedruckt werden, weiß ich nicht. In jedem Falle kann ich leicht bei der nächsten Nummerverweigerung mich gezwungen finden, die Beschlagnahme anzurufen und es scheint mir Zeit zu sein, Sie sogleich von dieser Bevorstehung zu benachrichtigen.

Zugleich muß ich bitten, so gütig zu sein, mir für den Fall über mein Zuhaltendes Benehmen einige Zweifel aufzuhellen. Nach dem Königl. Großherzl. Beschlusse über den Gegenstand ist die Beschlagnahme Sache der Verwaltung, und es muß sogleich zu derselben geschritten werden. In der beigehenden Note heißt es: Censurlücken seien nirgends zu dulden. Was hab ich aber nun zu thun, wenn eine Nummer oder ein Artikel, denen ich die Druckerlaubniss abgeschlagen habe, dennoch abgedruckt

und vertheilt wird? Ist es genug, wenn ich Sie davon in Kenntniss setze? Kann die böse Verbreitung solcher unerlaubter Druckschriften hier sogleich und bevor Ew. Hochwohlgeboren darüber förmlich entschieden haben, wirklich und wie? verhindert werden? Darf der Censor die Druckerlaubnis für's ganze Blatt verweigern, wenn es nebst den erlaubten Artikeln eine Censurlücke enthält? Wenn nicht, wie hat er sich in diesem Falle zu benehmen?»

Die Antwort aus der Hauptstadt erfolgte am 4. Januar und lautete:

«Auf Ihr Schreiben vom 2. d. Mts. in Betreff die Censur des Diekircher Wochenblattes, beehre ich mich, Ihnen Folgendes zu eröffnen.

Correctionen in den ihm zur Genehmigung vorgelegten Schriften gegen den Willen desjenigen, der die Genehmigung verlangt, zu machen, steht dem Censor nicht zu. Derselbe hat die Schrift, die ihm vorgelegt wird, entweder ganz zu genehmigen oder ganz zu verwerfen, wenn er nicht, was allerdings rathsamer ist, durch vermittelnde Rücksprache die Änderung der anstößigen Stellen bewirken kann.

Auf diesem letzteren Wege sind auch die Censurlücken leicht zu vermeiden. Einem mit einer solchen Ihnen vorgelegten Blatte ist die Druckerlaubniss ganz zu versagen.

Wird ein von Ihnen gestrichener Artikel gleichwohl abgedruckt, so läßt der Art. 5, Absatz 2 des Bundes-Beschlusses vom 4. Januar 1835 No 4 die Beschlagnahme zu. Wenn gleich nämlich in dieser Bestimmung wörtlich nur von Beschlagnahme in *den* Fällen die Rede ist, wo die Druckerlaubniss *nicht nachgesucht* ist, so muß diese Maßregel *noch viel mehr* unbedenklich in dem Falle erscheinen, wo die Druckerlaubnis nachgesucht, aber versagt ist.

Die Form der Beschlagnahme selbst ist in jenem Artikel nicht, sondern nur das nach derselben eintretende Verfahren (wonach Sie sofort nach geschehener Beschlagnahme an

mich u. ich nach eingeholtem Gutachten des General-Staatsanwaltes an Majestät berichten werde) vorgeschrieben. Es hat also diese Beschlagnahme in den durch die allgemeinen Gesetze vorgeschriebenen Formen, welche Ihnen bekannt sind, von den Verwaltungsbehörden zu geschehen.»

Da die Dinge für ihn gefährlich zu werden drohten, verlegte sich der Diekircher Drucker mehr auf polemische Auseinandersetzungen mit dem «Journal de la Ville et du Grand-Duché de Luxembourg» über die Sprachenfrage, ohne freilich ganz auf das Zureiten seines Steckenpferdchens zu verzichten. Die Folge war, daß Gellé am 12. März 1841 sich neuerdings an Eyschen wandte:

«Allerhöchstem Befehle zufolge sollen Berichte und Nachrichten über Verhandlungen deutscher «Ständeversammlungen *nur aus den öffentlichen Blättern und aus den zur Öffentlichkeit bestimmten Acten des betreffenden* Bundesstaates» in die Zeitungen und periodischen Schriften aufgenommen, und deshalb die Herausgeber und Redactoren der öffentlichen Blätter angehalten werden, jederzeit die Quelle anzugeben, aus welcher sie solche Berichte und Nachrichten geschöpft haben.

In Folge weiteren Befehles und mit Rücksicht darauf, daß Seine Majestät der König von Preußen den Provinzial-Stände-Versammlungen gestattet hat, ihre Verhandlungen im Laufe derselben durch Preußische Blätter bekannt zu machen, wird Ihnen hierdurch empfohlen, bei der Censur des Diekircher Wochenblattes eine sorgfältige Aufmerksamkeit auf die Beobachtung der eingangs erwähnten Vorschrift zu verwenden.»

Am 13. Oktober änderte der «Conseiller de la Régence» mit der Sprache auch den Ton, indem er vom Haag aus insistierte:

«Je viens de recevoir des ordres d'après lesquels j'ai l'honneur de vous prévenir de ce qui suit:

Vous devez réviser le Journal de Diekirch avec la plus grande attention. On peut, sans doute, discuter librement sur la non-ratification du Traité d'union douanière, mais on doit le faire dans des termes qui n'attaquent ni le Gouvernement ni les autorités ni les autres fonctionnaires qui agissent en son nom. Le même respect doit être observé vis-à-vis des Gouvernements étrangers et de leurs agents. Toutefois, on n'entend pas que les fonctionnaires du Grand-Duché se mêlent de blâmer le refus de ratification, encore moins d'agir dans un sens opposé à cette résolution. S'ils le faisaient, ils se mettraient dans le cas d'être destitués. Ceux qui ne veulent pas se conduire selon l'esprit du Gouvernement et selon les actes qui émanent de lui, peuvent se retirer; on ne souffrira pas qu'ils restent attachés à son char pour en contrarier le mouvement. Je suis chargé de vous inviter à faire connaître ces intentions suprêmes aux fonctionnaires de l'ordre judiciaire de votre arrondissement, de le faire avec prudence et avec les ménagements convenables, mais de manière cependant à ce que les intéressés n'ignorent pas les chances auxquelles ils s'exposent.

Du reste, je dois encore vous dire que, quoique l'on fasse et quoiqu'il advienne, on ne changera rien au refus de ratification; il est irrévocable. Autant le Roi a mis de temps à se décider, autant il a voulu s'éclairer de toutes les manières, autant il est inébranlable dans la résolution qu'il a prise. Je vous le dis parce qu'il me l'a répété ce matin de la manière la plus positive, en me témoignant le désir que cela soit bien connu dans le Pays.

Le Conseiller de la Régence du Pays, faisant les fonctions de chef des services civils du Grand-Duché de Luxembourg, en mission à Lahaye

Gellé.»

Die Zeitung erfuhr von diesen Vorgängen wenig, verbiß sich in eine Polemik gegen die «Französelinge» und änderte neuerdings die Aufmachung, indem sie von der

dreispaltigen Seite zur zweispaltigen zurückkehrte. Zur Abwechslung versuchte sie im Juni eine Deutung der Mundart, auf Grund von Zeugen, die ihr unverdächtig waren:

«Indem wir hier auf die beiden Artikel kommen, die das «Journal de Luxembourg» als gefällige Mittheilungen und als Proben neuer Schmähungen in seiner letzten Nummer dem lesenden Publikum dargebracht hat, bemerken wir zum voraus, daß wir uns hier auf das beschränken, was darin zunächst auf den Grund der betreffenden Fragen Bezug haben kann. Den Kram von Witz und Persönlichkeiten überlassen wir nebst den Peitschenhieben unsern höchst liberalen Gegnern, denen es an zweckmässigeren Argumenten gebricht! Wir lassen all das bei Seite und steuern geradezu auf die Wahrheit los, und sagen mit dem Dichter:

Zu dem Werke, das wir ernst bereiten,
Geziemt sich wohl ein ernstes Wort.

Ein ehrenwerther Correspondent in Luxemburg hat in seiner Einsendung vom 10. d. M., die jenes Journal veranlasst hat, das Wochenblatt wieder anzufallen, als Belege seiner und unsrer Behauptung, fünf Thatsachen aufgestellt, und die Verfechter der französischen Sprache aufgefordert, dieselben zu widerlegen, ohne Zuflucht zu Nothlügen und in die Luft gesprochene Tiraden.

Diese Thatsachen, denen wir unten noch einige andere beifügen werden, finden wir gut den Widersachern hier in Erinnerung zu bringen, und sie neuerdings einzuladen, die Widerlegung der vier ersten nachzuholen, und die der fünften in's Reine zu führen.

1) Die Abstammung der Landesbewohner des Groß-«herzogthums (sagt Hr. Pr. Clomes in seiner gründlich «gearbeiteten Statistik des Großh. Luxemb.) ist offenbar «germanischen Ursprungs.... jetzt, da das ganze Lande «Deutsch spricht, ist die deutsche Sprache, wie natürlich «auch vorherrschende.... 2) Wird in allen Kirchen des «Großherzogthums Deutsch und zwar Hochdeutsch ge-

«predigt, der Jugend nur in deutscher Sprache religiöser «Unterricht ertheilt und nur deutscher Kirchengesang «vom Volke gesungen. 3) werden seit undenklichen Jahren «die Civilstandsregister nur deutsch geführt. 4) sind die «Volkslieder der Luxemburger blos deutsch; denn der «gemüthliche, dichtende Luxemburger kann seine Herz- «ergießungen nur Deutsch wieder geben. 5) Haben junge «Luxemburger den deutschen Luxemburger Parnaß mit «dem besten Erfolg bestiegen und wir wüßten auch nicht «einen, dem es bei gänzlicher Verläugnung seines ange- «stammten deutschen Wesens, in französischer Sprache «etwas der Art hervorzubringen gelungen wäre.»

Wie angedeutet, sind die vier ersten Punkte, die allein zur Genüge darthun und auch den Ungläubigsten überzeugen müssen, daß in unserm Großherzogthum die deutsche Sprache die natürliche Volks- und Landessprache ist, von unserm Luxemburger Antagonist, der thut als hätte er beide Ärmel voll der besten Gegenargumente herauszuschütteln, nicht im Geringsten angetastet, sondern von ihm mit heiliger Scheu umgangen worden. In seiner äußersten Noth hat er den letzten umklammert und dermaßen ausgebeutet, daß er doch etwas wie eine Erwiederung zu Licht fördern konnte.

Der Mangel an hinreichender Kenntniss der deutschen Sprache, läßt er sich vernehmen, sei die Schuld, daß verehrliche, besonders in Belgien angestellte Landsleute, schwerlich mit gleichem Glück und Erfolg in Deutschland hätten unterkommen und sich entwickeln können. Das geben wir für die Vergangenheit zu, aber das beweist nichts gegen diese Sprache. Die Schuld ist vielmehr die der alten Sünde, die zu verschiedenen Zeiten den Unterricht befallen hat. Warum ist sie vernachlässigt worden, sie, die doch von je- und bisher in den Elementarschulen als Hülfssprache zur Erlernung der angesiedelten französischen dienen mußte?

Unsre Mundart, heißt es ferner, ist nicht die deutsche Sprache: freilich nicht die ausgebildete, aber dennoch eine

deutsche Sprache. Es verhält sich mit dieser luxemburgischen Mundart wie mit allen in Deutschland üblichen Mundarten, welchen sie stammverwandt ist. Unser Gegner verräth daher eine tiefe Unwissenheit, wenn er derselben einen Vorwurf macht, welcher, wenn er gegründet wäre, alle deutschen, noch mehr, alle auf der Erde irgend und immermöglichen Mundarten beträfe.

Die Mundart ist die Bedürfnissprache des Volks, der großen Masse; die ausgebildete Wort- und Schriftsprache die der gebildetern Klassen. Fragen wir nun, ob denn letztere den Gebildeten überhaupt unter uns u. den Beamten ins Besondere so fremd sei, wie es unser Gegner weis machen will? Bei Gott, nein. In allen Gesellschaftszirkeln, wo wir mit Deutschen, wie häufig geschieht, zusammenkommen, verstehen und sprechen wir deutsch, und unsre Damen noch besser und schöner als wir selbst. Deutsch hören wir von Kanzel und Katheder, von Richter und Advokatenbänken, und so gut, daß auch das feinere Ohr nicht sonderlich viel daran auszusetzen findet. Wie weit unsere Beamten alle, bis auf wenige fremde, es auch in der Schriftsprache gebracht haben, davon geben einen schlagenden Beweis die täglich von ihnen deutsch abgefassten Amtsschriften, und mündlichen Vorträge. Wir könnten, wenn es nicht zu gut bekannt wäre, sehr ehrenwerthe Namen unter den höchstgestellten anführen, die vielleicht durch ihre Erziehung am meisten zurückstanden, und die heute so weit vorangeschritten sind, daß es ihnen nunmehr so zu sagen gleichgültig geworden sein kann, die eine mehr als die andere schriftlich oder mündlich zu gebrauchen. Woher und wozu also das Sträuben und die Verläugnung unsers Gegners, wenn es kein welsches Überbleibsel ist, oder wenigstens nicht an welscher Manier leidet!»

Wiewohl er der Absatzschwierigkeiten nicht Herr werden konnte, versprach Schroell am 27. November, sein Blatt ab 1842 «Mittwochs und Sonnabends» zum Preise

von 5 Franken erscheinen zu lassen, widerrief aber bereits am 18. Dezember «wegen eingetretenen Hindernissen».

Das neue Jahr begann mit einer gefälligeren Titelaufmachung und den geänderten Angaben: «Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagsbuchdruckerei» und «Druck und Verlag von J. A. Schröll.»

Im Mai verteidigte das Wochenblatt sowohl die Echternacher Springprozession wie auch den Apostolischen Vikar, von dem es behauptete:

«Unser Bischof, Hr. Laurent, entwickelt eine Thätigkeit, die zu den schönsten Früchten für die Zukunft Hoffnung macht. Alle seine Bestimmungen zeigen einen energischen und entschiedenen Sinn. Alles, was er ergreift, ergreift er mit Feuer und doch mit weiser Überlegung. Ihm ist es vorzugsweise zu verdanken, daß das Schulwesen den langgewünschten Reformen nun entgegensehen darf, denn mittelbar und unmittelbar wirkt er durch Schrift und Wort darauf hin, Volksbildung und echt christlichen Sinn zu verbreiten. Im Herbst soll hier ein Priesterseminar errichtet werden, so wie zur spätern Gründung eines Schullehrer-Seminars bereits geeignete Vorschläge gemacht worden sind. Jeden Falls wird eine bessere Stellung der Schullehrer schon den nächsten zusammentretenden Landständen als einer der wichtigsten Gegenstände ihrer Erörterung beachtet werden, nachdem bereits eine allgemeine Prüfung der Lehrer in Betreff ihrer Tüchtigkeit voranging.»

Der Monat August 1842 brachte einen Wandel im Zensorenposten: G. Eyschen wurde zum Präsidenten des Bezirksgerichts in Luxemburg ernannt, schlug zu seinem Nachfolger den Procureur d'Etat Schon vor und hatte die Genugtuung, daß die Wahl genehmigt wurde. Schon seinerseits wurde im März 1843 durch den Präsidenten des Bezirksgerichtes Mongenast ersetzt.

Am 3. April sandte der Gouverneur an Mongenast ein Schreiben, das im Schlußteile umso sonderbarer anmuten

mußte, als sich die Strömungen gewisser Parteien bereits deutlich abgezeichnet hatten. Der Brief hatte nämlich diesen Wortlaut:

«Vous trouverez ci-joint expédition de l'arrêté que j'ai pris sous la date d'aujourd'hui pour Vous charger de la surveillance à exercer sur le Journal de Diekirch.

J'ai la confiance que vous vous acquitterez de cette charge avec le tact et la circonspection qu'elle exige.

En ne refusant point à l'opinion honnête qui se présente dans des formes de convenance la liberté de se faire valoir dans les colonnes du Journal, vous vous conformerez, de l'autre côté, rigoureusement aux instructions que les abus ont rendu nécessaires pour assurer la morale et la tranquillité publiques, l'honneur et la dignité de l'Etat et des Gouvernements fédératifs et amis, contre toute atteinte de la part de la presse.

A cette occasion je dois vous rendre attentif à une tendance qui, vivement nourrie par les journaux de l'Allemagne, a tout récemment résonné dans les colonnes du Journal de Diekirch. Je veux dire, une tendance, partant de la supposition de l'existence prétendue, dans le Grand-Duché, de partis politiques et de fractions, qui désuniraient les citoyens du paisible pays et qui même agiraient sur les affaires administratives.

Cette supposition — dont je n'ai pas besoin de vous expliquer la fausseté, même le ridicule — une fois introduite dans les discussions publiques sur les affaires du Pays, est propre à défigurer aux yeux de l'Etranger et au préjudice du Grand-Duché, la situation intérieure. Elle est un moyen, usé, il est vrai, mais toujours recherché par la malveillance à l'effet d'altérer la tranquillité des citoyens et la confiance publique, puissant agent pour seconder les efforts de l'Administration du Pays.

Je vous prie, Monsieur le Président, de réprimer la tendance indiquée aussi souvent qu'elle ferait mine de se prononcer dans les colonnes du Journal de Diekirch.»

Mit dieser Tendenz des Gouverneurs setzte eine Entwicklung ein, die im Laufe der kommenden Jahre der Regierung manche Überraschungen bereiten und, gegen Ende 1848, sogar den Sturz bringen sollte. Die Bildung der katholischen Interessengruppen, provoziert durch die Attacken gegen J. T. Laurent, das Aufkommen der Arbeiterbewegung und die Zersplitterung der Liberalen unter den Impulsen von Charles Metz waren Fakten, die man wohl mit Gewalt verneinen, aber nicht mit offenen Augen übersehen durfte.

Selbstverständlich erschwerten die dauernden Eingriffe des Zensors in die Redaktionsdinge den geschäftlichen Fortgang des Unternehmens. Druckte Schroell auch 106 Exemplare im Dezember des Jahres 1844 und 124 im Januar des Jahres 1845, so kam er doch kaum über das halbe Hundert Abonnenten hinaus. Seine anfängliche Neutralität in religiösen und in verwaltungspolitischen Fragen wich mit den Jahren einer gewissen Bitterkeit im Tone seiner Artikel, die am Ende eine radikalere Haltung manifest werden ließen. Sogar die technischen Mitteilungen enthielten polemische Auswüchse. So hieß es am 8. Juni 1844, in einer Anzeige, die über die ganze Breite der ersten Seite lief:

«Indem wir die Herrn Abonnenten höflichst ersuchen, Ihre geneigten Bestellungen auf das Diekircher Wochenblatt für das mit dem 1. Juli nächsthin beginnende 3 Quartal des l. J. baldigst einzugeben, erlauben wir uns, das Publikum auf das fernere Fortbestehen und die veränderte Tendenz unsers Blattes aufmerksam zu machen.

Die günstige Aufnahme, welche bis jetzt dem Wochenblatt auf dem Lande zu Theil geworden, war uns eine hinreichende Veranlassung, dasselbe fernerhin fortbestehen zu lassen, ungeachtet das Erscheinen einer neuen deutschen Zeitung in Luxemburg angekündigt ist. Diese Zeitung scheint nämlich, nach ihrem Prospektus zu urtheilen, nur für gebildete berechnet zu sein, und große Prinzipienfragen abhandeln zu wollen. Unser Blatt hingegen ist einzig für

den Luxemburger Landmann bestimmt, der, nach gethaner Arbeit, auch einmal etwas Neues, Belehrendes, Unterhaltendes lesen will. Hierauf Rücksicht nehmend, werden wir die wichtigsten auswärtigen Begebenheiten bloß übersichtlich angeben, die Landesereignisse dagegen, auch die minder wichtigen ausführlicher berichten; wozu uns manche Correspondenten ihre Unterstützung zugesagt haben.

Politische und religiöse Meinungen leidenschaftlich zu verfechten, gehört nicht in unser Gebiet. Dagegen trachten wir durch Besprechung und Mittheilung industrieller und landwirtschaftlicher Interessen das Allgemein-Nützliche anzuregen und zu verbreiten, in der vollen Überzeugung, der Landmann werde gern die Belehrung über Gegenstände der Oekonomie lesen und sich freuen, wenn er stets mit dem Neuesten, sowohl dem Schädlichen, als dem Nützlichen bekannt gemacht wird.

Um die Anschaffung unsers Wochenblattes dem Publikum zu erleichtern, haben wir den Abonnements-Preis, vom nächsten Quartal an, auf 2 Franken 30 Centime durch die Post bezogen, vierteljährlich herabgesetzt.»

Das Geständnis vom 28. Dezember 1844 war für den Umschwung bezeichnend:

«Mit dem 1. Januar 1845 beginnt ein neues Abonnement auf das «Diekircher Wochenblatt».

Dieses Blatt findet durch seine freisinnige Tendenz, trotz aller vom Jesuitismus ausgehenden geheimen Machinationen eine immer steigende Anerkennung, und wird fortfahren, dieser Richtung treubleibend, die wahren Interessen des Landes anzuregen und zu vertreten, so wie alle wichtigern Ereignisse der Gegenwart mitzutheilen.

Diejenigen HH. Abonnenten, welche vor dem 31. Dez. nicht auf das Abonnement des «Diekircher Wochenblattes» verzichtet haben, erhalten dasselbe für 1845 unter denselben Bedingungen wie früher.»

Doch im April des Jahres 1848 durfte Schroell seinen Wunsch erfüllt sehen und zweimal wöchentlich, Mittwochs

und Samstags, ein Blatt erscheinen lassen, das in der Präsentation gefälliger, wenn auch im Inhalt rabiater wurde. Allein mit dem Ende des Jahres rief es, auf Grund eines neuen Wechsels, eine weitere Sensation in seinem Beziehermilieu dadurch hervor, daß es erklärte:

«Den geehrten Herren Abonnenten unseres Blattes.

Die von dem Ackerbauverein besorgte Herausgabe eines eigenen landwirtschaftlichen Bülletins, noch mehr aber die neuen Weltereignisse, die ein Weitergedeihen der Friedenssöhne — des Ackerbaues, des Handels und der Künste — auf unbestimmte Zeit wieder hinausschieben und des Lesers Aufmerksamkeit so zu sagen ausschließlich in Anspruch nehmen, haben den Verleger bewogen, seinem Blatte eine mit den augenblicklichen Zeitumständen mehr in Einklang stehende Tendenz zu geben, und den, vielen Ohren anstößig klingenden Titel «Diekircher Wochenblatt» umzuändern —: mit dem 31. Dezember d. J. hört das «Diekircher Wochenblatt» zu erscheinen auf und

«Der Wächter an der Sauer»

tritt an die erledigte Stelle. Er wird landwirthschaftliche Artikel nicht mehr als Hauptsache bringen; ohne jedoch die hohe Wichtigkeit der Landwirtschaft zu verkennen oder es zu unterlassen für denselben, wo nöthig, in die Schranken zu treten. Die politische Entwicklung unseres Landes mit fördern zu helfen ist des «Wächters» Hauptzweck. Es ist kein Lokalblatt und kennt bloß die Interessen des ganzen Landes. Seine Ansichten glaubt er liberal nennen zu dürfen, indem er gegen anderer Leute Meinung wohl Belehrung, nicht aber Haß und Verachtung anzuwenden gedenkt. Deshalb will er sich auch die Finger am Rauchfaß nicht verbrennen und überhaupt «dem Kaiser geben, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist.»

Das ist in kurzen Worten das Programm des «Wächters». So Gott will, und uns die zahlreich und von achtbaren Personen zugesagte geistige Unterstützung nicht gänzlich abgeht, glauben wir nicht so ganz ohne Nutzen für das

Land zu wirken und der Hauptstadt zu zeigen, daß auch in der «Provinz» es Fähigkeiten gebe, die durch die Schrift ihrem Vaterlande zu dienen vermögen.

Möge man unsere guten Absichten nicht verkennen und denselben einige Theilnahme nicht versagen!

Format und Preis des Blattes bleiben unverändert dieselben. «Der Wächter an der Sauer» ist also das wohlfeilste Blatt des Luxemburger Landes, und macht seine Haltung auch dem Unbemittelten möglich.

Diejenigen HH. Abonnenten des «Diek. Wochenbl.», welche bis Ende d. M. nicht ausdrücklich Verzicht geleistet haben, werden auch als Abonnenten auf den «Wächter» angesehen und erhalten ihn unter denselben Bedingungen.

Neue Abonnements mögen gefälligst vor Neujahr angemeldet werden, da sonst Verspätung eintreten könnte.»

War auch sein Bestreben, aus der Enge ins Allgemeine vorzustoßen, rühmenswert, so hatte es sich doch mit einer Hypothek beladen, die nicht so leicht zu löschen war: seine vergangenen Kämpfe härtester Art gegen den «Jesuitismus» waren kaum zu vergessen.

DIE RELIGIÖSE EINSTELLUNG

Gewiß, J. A. Schroell hatte in den Erstjahren seiner Redaktionstätigkeit dem religiösen Leben ein gewisses Wohlwollen und den Vertretern der Kirche eine gemäßigte Sympathie entgegengebracht. Der Apostolische Vikar war sogar mit Lob bedacht worden, wenn auch ein Feuilleton vom 22. Juni 1844 beiläufig erklärt hatte, der «katholische Bischoff Laurent, der sich mit dämonologischen Studien beschäftige», habe einen englischen Besucher nicht «bei einem Heilversuche zugelassen».

Am 11. Januar 1845 erzählte Schroell seinen Abonnenten eine Geschichte, die für die Einschätzung seiner Zeitung bezeichnend war:

«Eine kleine Geschichte, die auch ohne weitere Erklärung verständlich ist.

Vor einigen Tagen kam ein Landmann aus dem Oesling, der seit mehreren Jahren das Wochenblatt liest, zu dem Verleger, und kündigte ihm sein Abonnement auf, mit dem Bemerken: er sei gewarnt worden; das Blatt werde jetzt, wie man ihm versichert habe, von Freimaurern redigirt; er dürfe es daher fortan nicht mehr lesen ohne sich der Gefahr auszusetzen sein Seelenheil zu verlieren.—»

Die sechzehnte Nummer dieses Jahrgangs 1845 enthielt nur Antiklerikalismen: Meldungen über angebliche Soutanenträger mit sonderbaren Komplexen und einen Leitartikel, mit zentimeterhohen Lettern in Fettdruck, der eindeutig im Ausdruck der ressentimentalen Gesinnung war:

«Beleidigst du einen Münch oder Pfaffen,
«so knappen alle Kuttenzipfel bis nach Rom!»
Altes Sprichwort

Schon in Nr. 82 des gottseligen Blattes in Luxemburg ließen die frommen, christlichen Seelen, die ihr Innerstes darin ergießen, lauten Jubel erschallen über das Blutbad in der Schweiz, über all die Gräuel von Trauer, Elend und Mord, den Menschen über dies Land gebracht, die Jesuiten heißen, nicht aber verdienen Christen genannt zu werden, denn Sie sind es nicht. — Wir hätten es den hergelaufenen Rittern der Ultramontanerin gern stillschweigend gegönnt, sich gütlich zu thun am Anblick der verstümmelten Leichen, sich weidlich zu ergetzen am rauchenden Blute jener «Radikalen, ungläubigen Protestanten, Plünderer und des ganzen unreinen Haufens»; doch solche Vergnügen behagen nur gewissen Leuten, wohl aber keinen Menschen, noch weniger Christen; wir hätten die Jesuiten und ultramontanen Siegesherolde in unserm Lande

ungestört gewähren lassen so laut und so lange Viktoria zu blasen, bis ihnen der Odem darüber ausgegangen, wir hätten uns geduldig die Ohren gestopft vor dem Janitscharen-Lärm. Doch die Freude war zu unmäßig groß, der Sieg zu unerwartet, der Genuß zu süß, der Taumel zu hinreißend, unsers Ländchens enge Grenzen konnten die Gewalt der seligen Gefühle nicht fassen, womit der Gott der Liebe und Barmherzigkeit, der sich am Blute seiner Kinder freut, in seinem Namen von ihren Brüdern dahingemordet, die Herzen seiner Auserwählten in Luxemburg berauscht; auch die Nachbarvölker mußten den Jubel erfahren, der «aller Enden des Großherzogthums sich kund gibt über den Sieg, den Gott den Luzerner Glaubens-Löwen gewährt hat».

Solche Falschheiten werden in die Öffentlichkeit hinausposaunt vom Luxemburger Jesuitenklubb, und als unsere Gefühle, Gefühle der Luxemburger, der Verachtung und dem Fluche der Mitwelt preisgegeben! Und wer sind sie, die so rückhaltlos den Luxemburger Namen schänden und brandmarken; uns für blödsinnige Fanatiker, für unduldsame Jesuiten-Knechte, für blutige Inquisitions-Männer, ausgeben? Wahrlich, wären dieselben überall, wie bei uns bekannt, es würde Niemand Wunder nehmen, wenn sie's noch ärger trieben; doch kennt ja auch der gemeine Mann das Sprüchlein: «Es hosiert keiner in sein eigen Nest, denn der Widhopf!»

Ein Blatt, das in einem Lande auch nicht einen erborgten Namen hat finden können, um bei seiner Ausgeburt Pathenstelle zu vertreten, erdreistet sich im Namen der Bürger jenes Landes die Stimme zu erheben, Meinungen und Gefühle auszusprechen, die von demselben verworfen und verabscheut werden und nur ein Auswuchs sein können feiler Seelen, fremder Söldlinge, die zu jenen gehören von denen es heißt: «Wir sind wie der Auskehricht der Welt geworden und wie ein Schmutzlappen für Jedermann!»

Und wir sagen Euch: «Ja! das seid Ihr!»

Die siebzehnte, fünfzigste und einundfünfzigste Nummer waren, womöglich, noch schärfer in ihren Ausfällen gegen die Katholiken, den Klerus und den Apostolischen Vikar. Von diesem hieß es, beispielsweise:

«Da kam aus Deutschlands Gauen ein Fremder zu uns herüber, ein Mann von Kenntnissen und Bildung — aber sein Wissen war nicht zu unserm Heil! der fing an und wollte das Rad der Zeit aus seinem Geleise bringen, den Strom der Geschichte wollte er eindämmen und was unsere Väter schon als Aberwitz verlachten, das wollte er wieder zur Geltung bringen — er fing an und trieb die Geister aus.»

Der Fremde, der aus Deutschlands Gauen herüber gekommen war, hieß in diesem Falle nicht J. A. Schroell, sondern Laurent, dessen Vater aus dem Oesling stammte. Wohl schrieb der Drucker Schroell nicht selber diese und ähnliche Attacken, allein er war der verantwortliche Herausgeber und mußte die Angriffe durch seinen Namen decken. Daß seine Vorliebe für antiklerikale Notizen auch im Feuilletonteile, der gelegentlich den Börne und Saphir Ehren entgegenbrachte, zur Geltung kommen mußte, bewies er durch ein Neujahrsgedicht 1846:

«Zum neuen Jahr!

Wir alle, die durchs Leben reisen,
Wir rennen nur nach einem Ziel,
Und suchen in dem Weltgewühl
Mit Hast und Gier den — Stein der Weisen.

Es ist das Glück! — doch wunderbar!
Wir suchen es von Jahr zu Jahr,
Und Keiner hat es je gefunden;
Und meint er's war's ihm schnell entschwunden.

Und dennoch wünschen wir uns Glück,
Ist's alte Jahr gelegt zurück;

Und darum sei von mir auch heut
Euch Glück zum neuen Jahr geweiht!

Euch, Ihr Mädchen jung an Jahren,
Sagt mein Wunsch zur Neujahrszeit:
Eure Kränzchen möcht Ihr wahren,
Bis der Bräut'gam Euch gefreit.

Alte Jungfern, laßt Euch sagen:
Oft ist's Eure eigene Schuld,
Noch den Jungfernkranz zu tragen;
Darum büßt und — habt Geduld.

Und Ihr, alte Junggesellen,
Seht, die Haare werden grau!
Wollt Ihr wirklich Euch vermählen,
Freit dann rasch, seid nicht so flau!

Und Ihr, Eh'stands Kandidaten,
Prüft genau erst, eh' Ihr freit.
Wünschen will ich dies und rathen,
Daß das Frei'n Euch nicht gereut.

Und Ihr Männer, und Ihr Frauen,
O bewahrt auch dieses Jahr
Eure Treue und Vertrauen,
Denkt des Schwurs am Traualtar!

Und Ihr Witwer, ach, die zweite
Ehe bringt nicht immer Glück!
Darum warnt mein Wunsch Euch heute:
Hütet Euch vor Mißgeschick.

Allen Bürgern Fried' und Freude,
Immer guten Nahrungsstand;
Und beim Pumpen nehmt die Kreide
Doppelt nicht zu sehr zur Hand.

Endlich allen andern Ständen
Sei mein Neujahrswunsch geweiht!
Wollt' ich ihn jetzt noch nicht enden:
Würd er Euch zu lang und breit.

Doch den Wunsch noch eh' wir schließen,
Sollt' er manchen auch verdrießen:
Gott bewahr uns immerdar
Vor der Jesuitenschaar!!!»

Hätte Martin Blum die elfte Nummer des Jahres 1846 — neben vielen andern — gelesen, so wäre er niemals zum Urteil gekommen, das er in seiner Zeitungsgeschichte aussprach:

«In religiöser Hinsicht war das Blatt farblos, aber hie und da liberal angehaucht, welche Färbung ganz besonders im letzten Jahrgange 1848 hervortritt. Rühmend müssen wir anerkennen, daß dasselbe jedoch nicht in das Gekläffe gegen den hochw. Herrn Bischof Laurent miteinstimmte, wie die beiden andern liberalen Zeitungen dieser Zeit....»

FÜR DIE PRESSEFREIHEIT UND GEGEN DIE ZENSUR

Die schwankende Haltung des Herausgebers in der Zielsetzung seines Blattes, das bald die lokalpolitischen und die regionalwirtschaftlichen Interessen und bald die nationalen Belange mit den internationalen Zuständen akzentuierte, hielt ihn nicht ab, in der Verteidigung der Pressefreiheit eine gerade Linie zu verfolgen. Zwar gestand er am 25. Juli 1846, in einem offenen Sendschreiben an den «Courrier du Grand-Duché de Luxembourg»:

«Der Verfasser der Protestation mußte entweder voraussetzen, daß seine Kritik die Grenzen einer legitimen Vertheidigung überschreite oder daß seine Mitbürger,

denen die Censur anvertraut ist, ihrer Pflicht zuwider handelten. Seit 1842, d. h. seit ungefähr vier Jahren, ist die Einrückung blos zweier Artikel in unser Wochenblatt verweigert worden, worüber wir uns jedoch, beim wahren Lichte betrachtet, nicht zu beklagen haben, indem diese Artikel, aus ausländischen Blättern uns zugeschickt, in zu heftigen, den luxemburger Charakter beleidigenden Ausdrücken abges. waren.

Sonst hat nie eine loyale Kritik von Seiten der großherzoglichen Censur die geringste Schwierigkeit erlitten.

Seit Gutenberg's Schöpfung in den Augen der Welt die gehörige Würdigung gefunden, gibt sich jene anerkennende Bewegung in allen Ländern kund; der Presse ist man dieselbe schuldig; ihr war es bestimmt die Augen der Welt zu öffnen, die, so lange dem Lichte des Fortschrittes verschlossen, erst durch jene von dem dunkeln Flaume befreit wurde, der über ihrem Gesichte lag.

Auch in unserm Lande verfehlt die Presse ihre Wirkung nicht. Seitdem die Zeitungen aus ihrer Kindheit, der blossen Mittheilung von Neuigkeiten, zur Besprechung der Zeit- und Landesfragen übergegangen, gibt sich auch in unserer Bevölkerung eine fortschreitende Bewegung kund; das Interesse für Gemeinsinn und Nationalität scheint geweckt, und das Wohl des gemeinsamen Vaterlandes fängt an dem Bürger mehr am Herzen zu liegen.»

Allein im Januar 1847 machte er sich zum Sprachrohr der neuen Zeitungen, die am Erscheinen verhindert wurden, indem er schrieb:

«Wir erfahren noch immer nichts hinsichtlich der neuen Zeitungen, die mit dem ersten dieses Monats erscheinen sollten. Weigert sich etwa das liberale Regierungs-Collegium der neuen Luxemburger Zeitung die Concession zu ertheilen, aus Furcht dieselbe könnte Opposition machen und seine Verwaltungsakte kritisiren?

Dem «Grenzboten», welcher zwar zu erscheinen ermächtigt wurde, wird ein anderes Hinderniss in den Weg

gelegt, man hat ihm noch keinen Censor bestellt! Dies übertrifft alle Erwartung. Das freie Wort muß doch ein ungeheueres Schreckbild für manche Leute sein, da in einem Lande wie das unsrige, wo gewiß die zügellosesten Schriften nicht die geringste Umwälzung zu bewirken im Stande wären, dasselbe so sehr befürchtet wird. Glaubt man etwa sich dadurch aller Kritik entziehen zu können, oder die individuellen Ansichten unserer Staatsmänner desto leichter als die Meinung des ganzen Landes gelten zu machen? Lehrt denn nicht die Erfahrung, daß bei verbotener Öffentlichkeit, das Vertrauen des Volkes immer kleiner wird, daß auch ohne Presse die Landesangelegenheiten häufig besprochen werden? Nur die Regierung erfährt dann nichts davon, und je heimlicher von dieser die Rede ist, je gefährlicher ist es.

Wir haben noch nicht alle Hoffnung in dieser Sache aufgegeben. Unsre jetzige Regierung, welche ja nicht mehr aus fremden Prokonsulen besteht, wird sich nicht gegen die Presse eines solchen Vergehens, das immer üble Früchte hervorbrachte, schuldig machen. Ohne von den Nachbarstaaten Frankreich und Belgien zu reden, darf sie uns doch nicht in den Fall setzen den so beklagenswerthen Zustand der Presse in Preußen beneiden zu müssen.»

Es war also selbstverständlich, daß Schroell in den Fieberzeiten des Jahres 1848 — nicht nur aus persönlichem Interesse — die Abschaffung des Gesetzes über den Zeitungsstempel verlangte und im Monat April nicht weniger als dreimal die gleiche Forderung vorbrachte, da «der Stempel das Produkt eines der Pressfreiheit feindlichen Geistes» sei. Am 29. April sagte der Leitartikel:

«Der Stempel ist eine lästige und unpolitische Auflage. Seitdem die Ereignisse den Geistern eine neue Richtung gegeben und die Gesetzgebung — wir hegen daran keinen Zweifel — gewillt ist, einer großen Anzahl unserer Mitbürger politische Rechte zu ertheilen, deren sie bisher

entbehrten: seit diesem Augenblicke ist der Zeitungsstempel eine Unmöglichkeit geworden. —

Die neuen Wähler müssen durch die Diskussion über die Angelegenheiten des Landes belehrt werden, und diese Diskussion bietet die Presse.

Wir wollen die Ordnung im Lande: darum ist es nöthig, daß sich jede Doktrin frei und ungehindert entwickle.

Wir glauben, daß der Fortschritt, der in der Absicht Aller liegt, nur befördert werden kann durch eine wirklich liberale Politik, die sich zwar nicht plötzlich für excentrische Ideen begeistert, aber unaufhörlich sich mit der Lösung des großen sozialen Problems beschäftigt, mit der Verbesserung der moralischen und materiellen Lage der Mehrzahl.

Damit aber diese Politik mächtig werde, ist es vor Allem erfordert, daß jede, selbst die verwegenste Idee, jede, selbst die aufrührerischste Lehre sich vor dem Forum der Öffentlichkeit zeige; daß es ihren Urhebern und Vertheidigern möglich gemacht werde, dieselben zu begründen, deren Richtigkeit und Wahrheit zu beweisen, ihre Ausführbarkeit, ihren Nutzen für die Gesellschaft darzuthun.

Diesethalb begehren wir Abschaffung des Journalstempels.

Das Land regiert sich selbst: diese Selbstregierung aber ist ohne Aufklärung nicht denkbar; wie kann, ohne Diskussion, das Volk die Regierung, die den Fähigkeiten gebührt, kennen lernen?

Lasset jede Meinung sich ungehindert ausdrücken; die Beseitigung des Stempels wird das Ventil sein, wodurch alle den demokratischen Einrichtungen feindlichen Meinungen entschlüpfen werden. Sie werden gezwungen sein, ihre Abneigung zu erklären, ihre Theorien zu rechtfertigen; sie können, ohne sich zu entehren, nicht mehr an die Centralgewalt appelliren. Darum:

Abschaffung des Zeitungsstempels.»

Einige Monate später wurde der Ton des verantwortlichen Redakteurs, trotz der humoristisch gewollten Faktur seiner Sätze, bitterer und bissiger, als er gegen die Frankfurter Neuordnung zu protestieren unternahm:

«Wir wissen nicht, soll man weinen, wie Heraklit, oder lachen, wie Demokrit? soll man laut fluchen und toben, oder versteckt die Faust im Sacke ballen:

Wir haben wieder Censur!!

Das einzige Gut, das uns die Revolution ganz und voll gebracht, die Pressfreiheit, der frankfurter Reichsminister — der Reichsschmerling, wie man ihn anderwärts nennt — will es uns wegeskamotiren! Und das trotz unserer Constitution, worin es doch ausdrücklich heißt: die Censur kann nie wieder eingeführt werden. Da haben wir's Dafür muß denn auch Luxemburg und Limburg schon die Summe von 957 Gld. 20 Kr. nach Frankfurt schicken.

Hättest du dir gedacht, lieber Leser, als du in unserer vorletzten Nr. den Artikel, «die deutsche Nationalversammlung» überschrieben lasest, daß man uns diesethalb «von Reichs wegen» zur Rede stellen würde? — Weißt du auch, daß wenn wir diesen Artikel einige Wochen später abgedruckt hätten, man uns «von Reichs wegen» wenigstens 6-8 Jahre in Nummero Sicher hätte bringen können? Du staunst und lachst! Und doch ist es die Wahrheit, die blosse Wahrheit. So wisse denn, daß am 9. d. «der Redeübungsverein» einen Beschluß gefaßt, dessen Art. 5 also lautet:

«Öffentliche Beleidigungen der Nationalversammlung, auch außerhalb des Sitzungslokales verübt, unterliegen einer Gefängnisstrafe bis zu 2 Jahren» (Beleidigungen von einzelnen Mitgliedern bringen blos 1/2 Jahr).

Art. 7.: Als eine öffentliche wird jede Beleidigung betrachtet, welche in öffentlichen Orten oder in öffentlichen Versammlungen stattgefunden hat, oder in gedruckten oder ungedruckten Schriften, welche verkauft, vertheilt oder umhergetragen oder zur Ansicht des Publikums angeschlagen oder ausgestellt werden, enthalten ist.

Dies Gesetz tritt bei uns am 20. Tage nach der Publikation im Reichsgesetzblatte zu Frankfurt in Kraft. —

Das merke dir, Leser. Und sollte es dir nach dieser Zeit einmal einfallen, von der Frankfurter Nationalversammlung öffentlich zu reden, so siehe wohl um dich; denn wärest du unglücklich genug, das Wort «Redeübungsverein» fallen zu lassen, so könntest du 2 Jahre umsonst beköstigt werden.

Man sollte dies eigentlich gar nicht laut sagen dürfen; wie leicht könnte man auch dem Staate unnütze Kosten verursachen! Wir kennen nämlich Manchen, dem es vor dem nahen Winter bangt, weil er keine Arbeit und folglich kein Brod hat, nichts desto weniger aber «ehrlich» bleiben will. Wäre es dem zu verdenken, wenn er hinginge, sich auf den Markt stellte und laut ausriefe: «Die Nationalversammlung ist ein Redeübungsverein!» «Der Redeübungsverein muß auseinander!» Husch! und er hätte für 4 Jahre Brod. Und wer wollte behaupten, der Mann sei nicht mehr ehrlich?

Wenn unserer, der luxemburgischen Nationalversammlung solch' ein Gesetz vor einem halben Jahre eingefallen wäre, der Volksfr. könnte dann alt werden wie Methusalem, und wäre doch nicht im Stande, die Jahre abzusitzen, die er sich verdient. —

Doch Spaß bei Seite. Wir fragen alles Ernstes unsere Vertreter, unsere Regierung, ob es hier nicht Gelegenheit gibt, ihre Reserven, wenigstens stillschweigend, gelten zu thun? Ob ein Gesetz Wirksamkeit bei uns hat, bevor es von Nation und König sanktionirt und im Memorial publizirt ist? Was das Reichsgesetzblatt für uns ist? Wann die betreffende Nr. ausgegeben worden? etc.

Wir wollen einmal sehen, ob unsere Constitution die eigenen Bürger im eigenen Lande zu schützen weiß oder nicht, und von wem wir Luxemburger denn eigentlich abhangen, von Schmerling oder von uns selbst?»

Zwar kämpfte der Diekircher in diesem Falle auch in propria causa, allein es sprach nicht wenig für ihn, daß

er jede Gelegenheit wahrnahm, um im Einsatz für die andern Opfer der Zensur die eigene Gedanken- und Meinungsfreiheit zu verteidigen.

ENTHÜLLUNGEN UM DIE «LUXEMBURGER ZEITUNG»

Als am 1. Juli 1844 die katholische «Luxemburger Zeitung» unter der Direktion des berüchtigt gewordenen Ernest Grégoire in der Landeshauptstadt erschien, verfehlte das «Diekircher Wochenblatt» nicht, sie am 6. in einer feierlichen Form zu begrüßen, ohne ihr freilich eine Reihe von guten Mahnungen vorzuenthalten. Doch acht Tage später zitierte es mit Behagen einen Ausfall der «Trier'schen Zeitung» gegen die Kollegin aus Luxemburg, fügte zwar die Antwort der Angegriffenen hinzu, nahm aber keine Stellung im Streite der Meinungen. Und nach einer weiteren Woche, am 20. Juli, ripostierte es in dieser Form:

«In Nummer 5 der «Luxemburger Zeitung» lesen wir: «Einem auswärtigen, vielleicht irregeleiteten Publikum wollen wir aber ein kleines Beweisstück der ehrenvollen Wahrhaftigkeit unserer Gegner vorlegen.»

Als solches Beweisstück theilt die Luxemburger Zeitung alsdann unsern Artikel vom 6. d. M. aus dem Diekircher Wochenblatt mit «welches», bemerkt sie, «vor unserem Erscheinen auch wider uns war.»

Unsere Wahrhaftigkeit kann es nicht über sich bringen, diese Mittheilung so hingehen zu lassen, soll ein auswärtiges Publikum nicht auch dadurch irregeleitet werden. Die Luxemburger Zeitung hat von unserm Artikel gerade soviel mitgetheilt, als sie zu ihrem Zwecke bedürfte — nicht mehr, nicht minder. Sie begnügte sich mit dem ersten Abschnitt, ja, diesen noch verkürzte sie um den schließenden Gegensatz. Hinter dem Wort ernten beschließt sie ihre Lob-Ernte, und um diese gleichsam nicht sofort wieder

einzubüßen, schlägt sie drein mit einem Punkt, der nicht anders als irreleitend sein kann für den, dem das Diekircher Wochenblatt die Folge des Artikels nicht zu Gesicht führt. Abgerissen wie ihn die Luxemburger Zeitung vorgelegt hat, mag man vielleicht diesen Artikel für eine unbedingte Lobhutelei halten; gegen dergleichen verwahren wir uns aber und verweisen auf dessen ganzen Inhalt. Zugleich ersuchen wir die Luxemburger Zeitung sofern sie unsere Wahrhaftigkeit liebgewonnen hat und in Respect erhalten will, künftighin ihr nicht blos im Einzelnen, sondern in Allem und im Ganzen zu huldigen, und unsere Artikel nicht mehr, durch willkührliche Verkrüppelungen entstellt einem auswärtigen Publikum, irreleitend, zur Schau zu bringen. Solche Kunstgriffe verstoßen zumal gegen die Würde einer christlich-römisch-katholisch-kirchlichen Zeitung.

Indem dieselbe Zeitung bemerkt, das D.W. sei auch vor ihrem Erscheinen wider sie gewesen, will sie darthun, als habe sie seit ihrem Erscheinen, «eben durch die Tendenz», die sie verfolgt, auch uns «angezogen». Gegen diese Insinuation protestiren wir und erklären hiermit der Lux. Zeit., daß wir schon bei ihrer zweiten Nummer uns sonderlich über eben ihre Tendenz getäuscht fanden und bereueten, daß unsere Zustimmung zu voreilig war. Gerne hätten wir ihr diese Zustimmung belassen, hätte sie nur den Wink berathen wollen, sich nicht zu ausschließlich einer gehässigen Polemik in Religionssachen zuzuwenden. Jedoch, auch das deutsche Element will sie vertreten und von den beiden üblichen Landessprachen sich der mütterlichen deutschen annehmen. Das wäre gut und schön, müßten wir nicht von vorneherein bedauern, daß sie dabei nicht mit besserm Tacte zu Werk geht und somit dieser Sache eher schaden als nutzen kann. Hier besonders sieht man ihr's an, daß die Lux. Zeit. nicht zu Hause, sondern durchaus fremd ist: sie würde anders nicht eben zu dem greifen, worüber die öffentliche Meinung längst mit Haß und Fluch gerichtet hat.»

Der Diekircher Zeitungsmann wurde etwas offenherziger, als die Zensurschwierigkeiten — und vielleicht auch die ersten Auseinandersetzungen mit dem Drucker Lamort — den Leiter der «Luxemburger Zeitung» antrieben, den Sitz seines Journals nach dem Sauerstädtchen zu verlegen. Allein der dortige Drucker und Gazettenmacher war von dieser Aussicht, aus doppelten Konkurrenzgründen, nicht erbaut. Darum sagte er am 12. Oktober 1844:

«Sicherem Vernehmen nach soll mit Anfang des nächsten Monats ein Buchdrucker von Trier herüberkommen*), und mit ihm eine zweite Druckerei in unserem Städtchen sich niederlassen. Wie es heißt, will die s. g. «Luxemburger Zeitung», die es in Luxemburg nicht länger mehr aushalten kann, ein neues Domicil erwählen, und sich in Diekirch aufschlagen. Zu dem Ende soll sie denn auch ihren erlogenen Namen aufgeben, jedoch wiederum einen anderen erborgen und warum diesmal nicht etwa Diekircher, Ardenner, oder gar Sauer-Zeitung sich taufen?

Nachdem bei dem Verleger des D. W. alle erdenklichen Mittel vergebens versucht, derselbe mit Bitten, Versprechungen und Drohungen vergebens bestürmt worden, um dieses Blatt zum Schweigen zu bringen, dasselbe für sich zu bestechen, und in petto sich an dessen Stelle zu versetzen, muß sie sich an einen fremden Buchdrucker wenden, dem sie hierorts einen goldenen Berg, und bis dieser aufgefunden — ein jährliches Einkommen von 3,000 Fr. verheißt!

Es scheint, daß die einheimischen Pressen dem leitenden Pamphlet der Zucker'schen Redaktion**) nicht mehr als

*) ist schon wirklich angekommen. Und warum schon? (hört!) «um noch zwei anderen zuvorzukommen», denen vermuthlich auch nach dem goldnen Berg gelüstet.

**) So eben ersehen wir, daß E. Gregoire, der Gründer der s. g. «Luxemburger Zeitung», sich auch für den Redakteur derselben ausgibt.

Werkzeug dienen wollten, so daß diese Redaktion, oder die, welche ihr im Amte nachfolgen soll***), sich genöthigt sieht, für ihr Gekleksel einen fremden Drucker hierher zu beschwören.

Patronat und Sippschaft der s. g. «L. Z.» haben längst selbst eingesehen, daß ihre mißrathene Schöpfung nicht länger, wie bisher, fahren kann, und demnach einhällig beschlossen, wenn auch nicht in einem andern Geiste, jedoch in einem andern, hoffentlich minder anstößigen Tone ihr ferneres Dasein zu fristen. Sie wissen aber, daß der Ton das Lied nicht ändert, und irren, wenn sie wähnen, unsern gesunden Sinn je für eine Tendenz zu gewinnen, die einmal unsern Sitten und Meinungen schnurstraks wiederspricht. Fürwahr, unter welcher Vermummung sie auch ferner auftreten wird, nie wird bei uns die s. g. «Lux. Ztg.» zum Bürgerrecht gelangen.»

Am 21. Oktober ließ sich die Stimme eines Korrespondenten vernehmen, der die Geschichte der Umsiedlung als einen Bierjux hinstellen wollte:

«Herr Redakteur,

Daß eine lustige Trinkgesellschaft in einer Schenkstube, Jemanden zum Besten habe; daß man einem unbesonnenen Fremden, der sich irgendwo Geschäfte halber niederzulassen gedenkt, bei der Weinflasche oder dem Bierkruge seine Pläne, Wünsche und Hoffnungen herauslockt u. dann dieser mit lächerlicher Einfalt den verschmitzten Trinkgenossen alle seine Luftschlösser aufzählt und in kindischer Redseligkeit seine Phantasiegebilde schon für Realitäten hält: das Alles ist nichts Ungewöhnliches, nichts Befremdendes. — Daß man aber aus einem ins Blaue geführten Gespräche allerlei Parteigesinnungen und Intriguen enträthselen und aus einem Wirtshausspasse ernste Zeitungsartikel schreiben kann: das heißt doch wohl

***) welche, werden wir nächstens bestimmt anzugeben wissen. — Bemerkungen des Verlegers.

die Sache etwas weit treiben, und ihr Correspondent würde, wenn er den wahren Thatbestand der Sache näher untersucht und aus einer lauteren Quelle als aus einer in einer Trinkgesellschaft gespielten Komödie geschöpft hätte, den in der vorletzten Nr. Ihres Blattes erschienenen Artikel entweder ganz unterlassen oder doch in vielfacher Hinsicht modificirt haben. Sind doch in dem fraglichen Artikel Zeitumstände, Äußerungen und Personen so durcheinander geworfen, so unbestimmt, daß den böswilligsten Auslegungen das weiteste Feld offen steht, und ganz unschuldige Männer den härtesten Urtheilen preisgegeben sind. So ist an dem Märchen von Herüberziehung einer zweiten Druckerei, von der Gründung eines zweiten Blattes in Diekirch, von einstweiliger Geldunterstützung, u.s.w., kein wahres Wort; wenigstens weiß die Person, welche man die große Gefälligkeit hat, dieser Umtriebe zu beschuldigen, davon nicht das Mindeste, und hat noch dazu allen Grund anzunehmen, daß jeder andere eben so wenig davon weiß. Wenn nun der gute Litograph dergleichen Reden fallen ließ, so sind sie ohne fremde Mitwirkung blos aus seinem eigenen Hirnkasten erwachsen, und er allein mag dafür Red und Antwort stehen.

Die ganze Sache verhält sich so. Schon vor mehrern Jahren war in Trier die Konkurrenz der Buchdrucker so groß, und man setzte sich gegenseitig mit den Preisen so herunter, daß man beinahe nicht mehr bestehen konnte. Seit aber Hr. Lintz mit seiner Schnellpresse fast alle Geschäfte macht, so bleibt den übrigen Druckeren kein anderes Mittel mehr übrig als ihre Industrie anderswohin zu verlegen. Da Diekirch jetzt der Hauptort eines Gerichts- und Verwaltungsbezirkes ist, ein Progymnasium besitzt, und einen lebhaften Handelsverkehr unterhält, so warf man seine Blicke auf unsre Stadt, und schon vor einem Jahre wäre hier eine zweite Druckerei errichtet worden, wenn man die Unternehmungslustigen nicht vielfach u. zwar meistens aus persönlichen Rücksichten, abgeschreckt

hätte. Indessen will doch Einer von ihnen auf eigene Faust sein Glück hier versuchen, ohne zum Voraus von irgend Jemand das mindeste Versprechen, die mindeste Verbindlichkeit verlangt noch erhalten zu haben. Sein Associé, ein Litograph, mit dem nie ein Bürger Diekirchs in der entferntesten Verbindung stand, kam nun herüber und miethete zu diesem Endzwecke eine Wohnung vor der Stadt. Bei dieser Gelegenheit fiel in seinem Nachtsquartier der oben erwähnte Spaß vor, der bereits die heftigen Ausfälle in Ihrem Wochenblatte und im «Courrier de Luxembourg» veranlaßt hat, und so sehr an die Worte des Dichters erinnert: Parturiunt montes, nascetur ridiculus mus. Diese Erklärung wird als ganz der Wahrheit gemäß verbürgt; sollte dieselbe aber nicht genügen, so wird man in Kurzem auf anderm Wege der Wahrheit Zeugniss zu verschaffen wissen.

Was die Bestechungen, Versprechungen und Drohungen betrifft, die man angewandt haben soll, um dem Diekircher Wochenblatte eine andere Tendenz zu geben, als es seit etlichen Monaten angenommen hat, so kann Schreiber dieses sich darüber nicht aussprechen, indem ihm von dem Hergange der Sache Nichts unmittelbar bekannt ist; indessen aber hat er die Überzeugung daß man die Schritte, die hier gethan worden sind ganz anders beurtheilte, wenn sie in ihrer Absicht in ihrem wahren Lichte dargestellt würden.

Übrigens, warum hüllt Ihr Correspondent sich in einen dunkeln Nymbus ein, und führt eine so mysteriöse Sprache? Er trete mit seiner Person hervor und mache zugleich die Personen, deren Verfahren er vor dem Richterstuhl der öffentlichen Meinung rügen will, namhaft; nur dann erst wird ja eine freie unumwundene Erklärung und Verständigung möglich sein.

Indem ich Sie, Herr Redakteur, bitte, im Interesse der Wahrheit diese Zeilen in ihr Blatt aufzunehmen, grüße ich Sie achtungsvoll.

N.X.»

Daraufhin verließ Schroell seine Reserve und antwortete auf die Zuschrift:

«—Oh, si tacuisses! Also wären es Pläne, Wünsche und Hoffnungen — Phantasiegebilde — Luftschlösser im Hirnkasten, — was den guten Mann von Trier so redselig, so geschwätzig machte! Also wäre es ein Märchen um die Herübersiedelung einer zweiten Druckerei, ein Märchen um die Gründung eines zweiten Blattes in Diekirch, ein Märchen um einstweilige Geldunterstützung. Alles ein Märchen! Nun denn lieber Litograph, sofern du noch enttäuschbar bist und Dich gerne willst enttäuschen lassen, lies nur die eben mitgetheilte Erklärung und deinem kranken Hirnkasten wird sogleich, auch ohne Niesewurz geholfen sein. Befolge dann aber auch, da es noch Zeit ist den guten Rath, welchen wohlmeinende Personen Dir bei Deiner ersten Ankunft hier ertheilt haben: denn auf eigne Faust Dein Glück hier versuchen, ohne von irgend Jemanden das mindeste Versprechen, die mindeste Verbindlichkeit verlangt noch erhalten zu haben, kann Dir nimmer glücken, bleibt ein thörigtes Unternehmen Dein Leben lang. Diekirch ist schon seit geraumer Zeit Hauptort eines Gerichts-Bezirks, besitzt längst schon ein Progymnasium, und hat auch einigen Handelsverkehr; bleibt dennoch bei allem dem Städtchen, das einer zweiten Druckerei nie bedurft hat und noch lange nicht bedürfen wird; das bisher nur einen Drucker kümmerlich mit seiner Familie unterhalten hat und keine zwei wird unterhalten können; ein Städtchen, das bei Theilung der Arbeit, keine zwei zugleich beschäftigen kann und wo folglich beide mit Weib und Kindern den Hungertod sterben müssen. Wer also zu Trier nicht bestehen kann, seitdem die Lintz'sche Schnellpresse alle dortigen Geschäfte macht, der mag freilich seine Industrie anderwärts verlegen, aber beileibe nicht nach Diekirch, nach Diekirch beileibe nicht, denn es gibt hier außer dem Wochenblatt so zu sagen gar nichts zu drucken — dann und wann ein A.B.C.-Buch, ein Anschlagzettel, ein Schulprogramm; komme dazu nur ja

keiner mit einer Schnellpresse hierher. Correspondent, der ganz besonders mit den Verhältnissen der Trier'schen Buchdrucker vertraut zu sein scheint, der aber zweifelsohne ebenso vertraut ist mit den Verhältnissen, worin sich der Verleger des D. W. befindet, hätte wohl hierin den heilsamsten Rath ertheilen und einen günstigeren Stapelplatz als Diekirch anweisen können.

Um auf unsern Artikel in der vorigen Nr., welcher die voranstehende Correspondenz veranlaßt hat, zurückzukommen, so können wir nicht umhin unsre Verwundrung auszusprechen über die Art und Weise, wie Correspondent denselben aufgefaßt hat und rügen will. Wir wollen, es sei im Voraus gesagt, ein gelassenes Wort mit ihm darüber wechseln, blos die Sache die es betrifft, wieder berühren, uns aber durchaus nicht in mißliebige Persönlichkeiten einlassen.

Was wir gesagt haben, sagen wir noch heute, ohne es im Geringsten zu modificiren. Wir haben die einfache Wahrheit berichtet, und diese duldet keine Modification. Ja, den triftigsten Grund haben wir zur Überzeugung, daß der neue Buchdrucker, welcher seinen Associé, den Lithographen, von dem Corresp. spricht, hierhergeschickt hat, beredet worden ist, eine zweite Druckerei hierher zu verlegen — von einstweiligen Geldunterstützungen haben wir nicht gesprochen —; daß dieser Associé mithin nicht grade auf eigne Faust hierherkömmt, sondern befangen in der Versicherung, daß er, gleichviel auf welche Art, dennoch ein hinreichendes Auskommen allhier finden werde. Das wußten wir längst schon und brauchten eben nicht zu warten bis er selbst öffentlich damit großthat, pochend auf den Einfluß und das Wort seiner Gönner.

Was die bekannten Bitten, Versprechungen und Drohungen betrifft, so verbürgen wir, daß es damit seine volle Wahrheit hat. Umsonst, daß Corresp. sich in Widersprüchen abmüht, diesen Schritten durch Unterstellung einer besondern Absicht, eine günstigere Beurtheilung zu vindiciren: die öffentliche Meinung hat sich vollends darüber ausgesprochen und Rüge gehalten, und mit Recht.

Wir rathen dem für unbekannt anzunehmenden Corresp. N. X. doch nicht so zudringlich zu sein und uns, was er unsern Nimbus nennt, zu belassen; wir haben es ja zunächst mit Thatsachen zu thun, die schon laut genug selbst sprechen, und nicht mit Personen, die wir schonungshalber nicht näher bezeichnen wollen. Übrigens wird es sich zu seiner Zeit schon herausstellen, ob das angeführte Citat «....nascetur ridiculus mus» nicht eine passendere Anwendung finden darf.

Schließlich, und auf den Fall, daß Corresp. noch andere Wege einzuschlagen gedenkt, um zur Beglaubigung seiner Erklärung zu gelangen, sei ihm hierzu alles freie Feld überlassen.»

Der «Luxemburger Zeitung» widmete der Diekircher diese Replik:

«Die «Luxemburger Zeitung» hat in ihrer Nr. 47 ebenfalls etwas wie eine Erwiederung auf unsern schon vom Corresp. N. X. angefochtenen Artikel versucht. Denjenigen unserer Leser, welche die s. g. Luxemburgerin nicht lesen, wollen wir ein Stückchen mittheilen als Probekörnchen des attischen Salzes, womit sie ihre Spalten würzt.

Es lautet wie folgt:

«Das Diekircher Wochenblatt und andere derartigen Blätter haben ein großes Geschrei darüber erhoben, daß Jesuiten jenes unabhängige und tugendsame Wochenblatt hätten bestechen und erkaufen wollen. Das Wahre an der Sache ist, wenn wir gut unterrichtet sind, einfach: daß der Herausgeber desselben an die Pflicht erinnert worden ist, seiner vorgeblichen Überzeugung nicht zuwider zu handeln. Daß ihm dafür Geld geboten worden sei, ist nur entweder eine Erdichtung von ihm oder von seinen Patronen. Freilich wäre ein solcher Kauf immer nur ein Loskauf gewesen aber die Jesuiten kaufen nicht gerne eine Katz' im Sack.»

Verstehe wer kann, was damit gesagt sein soll. Eins jedoch entnehmen wir daraus, nämlich, daß es Jesuiten waren, die in Diekirch das berüchtigte Mäkler-geschäft machen wollten. Wir würden uns schämen, dieses Stückchen einer Entgegenung zu würdigen, wäre nicht mit der größten Unverschämtheit darin behauptet, daß es eine Erdichtung sei, daß gewisse Personen dem Verleger des Wochenblattes eine Summe Geld geboten haben, damit er seine Überzeugung oder vielmehr die der Redaktion aus den Spalten seines Blattes verweise, und dies, um der ihrigen Eingang zu verschaffen — ad majorem dei gloriam.

Auch noch andere Mitteln hat man versucht, welche, wie bekannt, ebenfalls scheiterten und scheitern mußten. Wir haben bis heute Anstand genommen und sind gesonnen auch noch ferner Anstand zu nehmen, den eigentlichen Hergang der Sache vor das öffentliche Forum zu bringen und die betreffenden Personen, wie es der Correspondenz zu verlangen scheint, nahmhaft zu machen, weil wir uns in Umständlichkeiten einlassen müßten, welche zumal in ethischer Beziehung nicht so ganz erbaulich ausfallen dürften. Wenn jedoch die s. g. Luxemburgerin und ihr Wortführer, der Diekircher Correspondent, es durchaus anders haben wollen, so wird ihnen, wann sie es wünschen, gewillfahret werden. Wir werden alsdann mit pünktlicher Angabe der Zeitumstände die betreffenden Personen nahmhaft machen und sie auftreten und ihre respectiven Rollen spielen lassen. Wie, Ihr waget jetzt Euer Werk zu leugnen, und Andere der Böswilligkeit zu bezichten! Wie, nachdem Ihr an einem bedrängten Familienvater unchristliche Rache genommen, und die ihm gestern angedrohte Herüberziehung und resp. Niederlassung einer zweiten Druckerei heute zur Thatsache gemacht habt, seyd Ihr ungehalten, daß das Publikum desshalb mit der gerechtesten Entrüstung über Euch gerichtet hat!»

Wohl wurde Schroells Ton gegen die «Luxemburger Zeitung» immer erbitterter, allein seine Leser blieben so

klug wie zuvor, bis am 9. November dieses Schriftstück nachfolgte:

«Nachträglich eines der vielen Belegstücke zur Entglaubigung der Erklärung des Correspondenten N. X. in Nr. 43 d. Bl.

Auf Veranlassung dieser Erklärung schreibt uns Hr. N. aus Trier vom 31. Okt. über den angeblichen Lithographen S....., welchen er mit Ende Mai oder Anfang Juni 1843 bei sich aufnahm und im Monat Juni oder Juli 1844 entließ, unter anderm wie folgt: «Nun eröffnete er mir, ihn bis «zum Frühjahr in meinem Hause zu behalten, weil er bis «dahin mit einem Freunde, dem Buchdrucker Sch. eine «Buchdruckerei in Diekirch zu errichten beabsichtige, «wo sich ihm selbständig zu werden die besten Aussichten «darböten; worauf ich ihm noch erwiederte, daß soviel «ich wisse, schon eine Buchdruckerei in Diekirch wäre und «für das Bedürfniss eines Städtchens wie Diekirch mehr «als hinreichend, worauf er sagte daß ihm schon ein «neues Blatt und soviele Arbeiten von dorten zugesichert «wären, daß er schon zum Voraus für viele Monate «hindurch Arbeit hätte, und daß das zu errichtende neue «Wochenblatt allein schon hinreiche die Hauptkosten «zu bestreiten. Als ich ihm nun erwiederte, wie er und sein «Associé denn eine Buchdruckerei errichten könnten, da «keiner von ihnen auch nur das mindeste Vermögen «besäße, entgegnete er, sie hätten schon Jemanden an der «Hand der ihnen das Geld zur Einrichtung vorschießen «würde, wogegen ich nun nichts einwenden konnte, noch «einwenden mochte, weil die Sache mich weiter nicht «interessirte. S..... ging Ostern nach Diekirch, kam voller «freudigen Hoffnung zurück, und sagte, daß er schon «dorten ein Haus gemiethet habe und bis Monat Juli oder «August spätestens allda sein Geschäft beginnen und schon «mit 1. Juli (1844) das neue Blatt erscheinen würde. So «weit die Sachlage, wie dieselbe mir bekannt ist, und nicht «allein mir, sondern auch meinen Schwager, dem hiesigen «Lithographen S..... und dessen Arbeitern und noch

«hundert andern, die ich ihnen nahmhaft machen kann, «wenn Sie es wünschen.»

Diese Darstellung machte dem Uneingeweihten die Dinge nicht klarer, obschon auch die Nichtinteressierten erkennen konnten, daß der Kreis um Ernest Grégoire versucht hatte, sein Organ in Diekirch, mit Hilfe eines eingewanderten Druckers, herauszugeben. Der Plan mißlang aus unbekannten Gründen, und die «Luxemburger Zeitung» erschien in der Hauptstadt, von wo aus sie stärker und erfolgreicher zu wirken hoffte.

Das «Diekircher Wochenblatt» attackierte, wie der «Courrier», unausgesetzt das Blatt, dessen Redakteure es «die Ausländer der falschen Luxemburgerin» nannte, ohne zu bedenken, daß sein Steineschleuderer in einem Glashause saß. In derselben Nummer, die, am 2. November, den verfolgten Grégoire hochnahm, gab es einer ereignisträchtigen Nachricht Raum. Da die beiden Meldungen hintereinander standen, ergab sich dieses Druckbild:

«Der Redakteur des deutschen Jesuitenblattes, der Ausländer Grégoire, der wohlbekannte Kolonel, hat den Courrier bei der Justiz denuncirt, weil dieser ihn letzthin nach dem Leben geschildert und entlarvt hat. Sollte diese Biographie nicht hinreichen, so will der Courrier noch andre Nachweisungen, die er in Händen hat, veröffentlichen und damit der allzukühnen Heuchelei den letzten Schlag geben.»

«Man berichtet aus Münster: Eduard Michelis, der ehemalige Sekretär des Erzbischofs von Cöln, wird Münster verlassen u. einem Rufe des Bischofs Laurent folgend, sich nach Luxemburg begeben, um daselbst als Lehrer der Theologie zu fungiren. (Sie sollen alte Bekannte sein).»

Am 22. März 1845, am 29. März, am 10. Mai und am 24. Mai lieferte Schroell einige Daten zur Grégoire'schen Biographie:

«Am 14. d. M. ist die Injurienklage, die Ernest Gregoir, der bekannte Führer der s. g. Luxemburger Zeitung, gegen

Hr. Norbert Metz, Eigenthümer des «C. d. G.-D.», erhoben, vor dem Correctionellgericht zu Luxemburg plädirt worden.

Nach mancherlei heftigen Debatten, und nach Anhörung des öffentlichen Ministeriums, sprach das Gericht ein Urtheil aus, welches Hrn. N. Metz wegen Injurien zu einer Strafe von 25 Fl., und zu 50 Florins Schadenersatz verurtheilt (der Kläger hatte 12,000 Fl. verlangt!), so wie Hrn. Gregoir zu den Kosten des Prozesses.

Während der Debatten ließ sich Gregoire von einem unbegreiflichen Aufbrausen hinreißen und durch Äusserungen und Geberden verletzte er die der Justiz gebührende Achtung so sehr, daß das öffentliche Ministerium sogleich dagegen sich erhob.

Das Gericht verordnete sodann daß Gregoire auf der Stelle festgenommen und ins Gefängniss abgeführt werden solle. Nach der Sitzung aber nahm das Gericht die von Hrn. Gregoire angebotene Caution an und es wurde ihm erlaubt nach Hause zu gehen, in Erwartung des Urtheilspruches welches gegen ihn ergehen wird.»

«Wir haben neulich berichtet, daß H. Gregoire wegen unziemlicher, heftiger, die Würde des Gerichtshofes verletzender Reden, die er bei Führung seiner Sache sich erlaubt, auf Verlangen des königl. Prokurators verhaftet, jedoch nach gestellter Caution wieder entlassen worden sei: — Der Gerichtshof hat in seiner Sitzung vom 20. d. M. diese Sache vorgenommen und ein Urtheil erlassen, worin Hr. Ernest Gregoire zu einer Gefängnisstrafe von 24 Stunden, zu einer Geldstrafe von 25 Fr. und zu den Kosten verurtheilt wird.» —

«Wir können unsern Lesern aus zuverlässiger Quelle die Nachricht mittheilen, daß Herr Gregoire, der wohlbekannte Redakteur des Jesuitenblattes, der s. g. Luxemburger Zeitung in Kurzem seinen Rückzug aus unserm Lande antreten wird. Möchte ihm nur recht bald der ganze Jesuiten-Tross nachfolgen! Dann erst wird unserm Lande die alte Eintracht und Ruhe, die seit ihrem Erscheinen bei uns vielfach gestört sind, wiederkehren.»

«Herr Licht, früher Pastor zu Leiven, der seit Kurzem zur deutsch-katholischen Kirche übergetreten ist, mußte sich neulich in Trier vor dem Untersuchungsrichter stellen, um wegen eines merkwürdigen Vorfalls vernommen zu werden.

Licht hatte nämlich einen Aufsatz über die deutsch-katholische Kirche geschrieben und solchen seinem Freunde, einem Referendar in Trier, welcher Korrespondent der Mannheimer Abendzeitung ist, übergeben, um ihn in dieser Zeitung einrücken zu lassen. Der Referendar schickte den Aufsatz nebst einem andern von ihm bearbeiteten politischen Artikel an einen Offizier in Luxemburg, der den Brief durch seinen Burschen zur Post beförderte. Der Aufsatz des Pastor Licht erschien in der Mannheimer Zeitung nicht, und es ergab sich bei näherer Nachfrage, daß die Zeitungs-Redaktion den Brief gar nicht erhalten hatte. Desto auffallender war es, daß nun, ohne bekannte Veranlassung, von Seiten der bischöflichen Behörde eine Untersuchung gegen Hrn. Licht eingeleitet wurde.

Die Luxemburger Zeitung theilte sogar eine Stelle mit, welche wörtlich aus dem verloren gegangenen Aufsatze des Licht entnommen war. Die Redaktion der Luxemburger Zeitung mußte also denselben gelesen haben. Der Bursche, durch welchen der Offizier in Luxemburg den Brief zum Postbüreau gesandt hatte, war unterdessen in seine Heimath, in der Provinz Posen entlassen worden. Seine Vernehmung wurde veranlaßt, und er bezeichnete nun den Postbeamten, dem er den Brief übergeben hatte, und bemerkte dabei, daß sich damals bei dem Postbeamten noch ein Herr mit einer Glatze und einem rothen Barte befunden und sich den Brief ganz besonders besehen hätte.

Der Postbeamte läugnete auf Befragen anfänglich, etwas über das Verbleiben des Briefes zu wissen, gestand aber endlich, daß der oben bezeichnete Mann den Brief, eine halbe Stunde nach der Abgabe, unter dem Vorwande zurückgefordert habe, daß er solchen geschrieben und noch etwas hinzufügen wolle, und daß er ihm den

Brief gegeben, weil er seine Angabe für wahr gehalten. Von dem Beschuldigten wird zwar zugegeben, daß er einen Brief von der Post zurückforderte, aber hartnäckig geläugnet, daß solches der vermisste sei, und behauptet, es sei sein eigner Brief gewesen. Die Sache ist nun bei den Gerichten anhängig, und man ist sehr gespannt auf den Ausgang.» —

«Sie haben in der Nr. 20 Ihres Blattes unter der Aufschrift «Untersuchung wegen eines abhanden gekommenen Briefes» eine Nachricht aufgenommen, die in der Hauptsache wahr, in der Darstellung der Nebenumstände jedoch viele Unrichtigkeiten enthält.

Für's erste ist es unwahr, daß Herr Pfarrer Licht in Trier vor dem Untersuchungsrichter erschienen ist; zweitens ist es unwahr, daß bei der Redaktion der Mannheimer Abendzeitung wegen jenes Correspondenzartikels Nachfrage gehalten wurde; zum dritten ist es unwahr, daß der abhanden gekommene Brief an die Mannheimer Abendzeitung im Beisein eines Herrn mit rothem Bart und kahlem Schädel an einen Postbeamten abgegeben wurde; unwahr ist es ferner, daß besagter Herr mit rothem Bart und kahlem Schädel nach einer halben Stunde wiedergekommen sei und den Brief zurückgefordert habe, da dies vielmehr erst 2-3 Monate später geschah; grundfalsch ist es weiter, daß Alles dies von dem Burschen, der den Brief auf die Post getragen hat, eidlich ausgesagt worden ist, dessen Namen und jetzigen Wohnort zu erforschen erst seit Kurzem Schritte geschehen sind, reine Fabel ist es endlich, daß der betreffende Postbeamte jemals irgend etwas in dieser Sache geleugnet habe.

Um all diese Unrichtigkeiten ins gehörige Licht zu setzen, wäre es nothwendig, den wahren Thatbestand der berüchtigten Geschichte hinzustellen, was unsere Absicht nicht sein kann, da die Untersuchung noch obschwebt.

Wir können nur bedauern, daß die Neugierde den Ausgang der Sache nicht abwarten kann und aus hier und dort erhaschten Gerüchten stümperhafte Correspondenz-

artikel zusammenleimt, die nur dazu dienen können, Unschuldige zu kompromettiren und diesem traurigen Prozesse einen Anstrich von Parteihaß zu geben.

Jener Artikel, den Sie, wie ich glaube aus der Rhein- und Moselzeitung entnommen haben, wird noch vor dem nächsten Erscheinen Ihres Blattes eine anderweitige Berichtigung erfahren. Sie mögen denn diese oder jene in Ihren Spalten aufnehmen; eine derselben aufzunehmen werden Sie jedoch nicht unterlassen, da nach der Fassung des gerügten Artikels der erwähnte Postbeamte als Mitschuldiger einer strafbaren Entwendung erscheint, was durchaus nicht der Fall ist.

Mit geziemender Hochachtung etc.

— Indem wir diese «Berichtigung» mit Freuden aufnehmen, erklären wir uns zugleich bereit, wenn der «Rheinische Beobachter», aus dem wir jene Nachricht entnommen hatten, oder sonst eine andere von uns gelesene Zeitung, eine zweite Berichtigung bringen wird, auch diese in unsere Spalten aufzunehmen, werden aber auch unsere Leser baldmöglichst vom wahren Thatbestand der Sache in Kenntniss zu setzen suchen.

Die Redaktion.»

Nur war damit Schroells Antipathie gegen den Vertriebenen nicht erschöpft, da er, auf Grund der Grégoire'schen Broschüre und der de Merode'schen Aussagen, auch weiterhin seinen Gefühlen Ausdruck verleihen durfte. Sogar Rintel entschwand nicht seinen Blicken; am 17. Januar 1846 durfte er an der auffallendsten Stelle seiner Zeitung aussagen:

«Seit einiger Zeit enthält der «Westphälische Merkur» recht saubere, aus Luxemburg datirte Correspondenzartikel, die alle durch ihre ultramontane Färbung und gehässige Kritik gegen die einzelnen Mitglieder unserer Landesregierung, alte geifernde Correspondenten der seel. Luxemb. Ztg. zu erkennen geben. Wir konnten Anfangs nicht einsehen, warum diese grollenden Herrn

eben den entfernten Westph. Merkur, und nicht lieber die nähere, jesuitische «Rhein-und Moselzeitung» zum neuen Tummelplatze ihrer gehässigen und leidenschaftlichen Polemik gewählt hatten; jetzt aber ist das Räthsel gelöst, und findet seine Erklärung darin, daß erstens in Westphalen ähnliche ultramontane Tendenzen, deren Organ vorgenanntes Blatt ist, wie in unserm Lande stattfinden, und daß zweitens Hr. Rinteln, nach Gregoire's schmählicher Flucht, Redakteur der Lux. Ztg., jetzt den Westph. Merkur redigirt. Unsere Ultramontanen haben daher die schönste Gelegenheit, ihre schlechten Waaren, die hier zu Lande gar keinen Absatz finden, dorthin ihrem alten Spießgesellen zu überschicken, der sie bereitwilligst in sein Jesuitenblatt aufnimmt, damit aber, so wie mit seiner ganzen Tendenz, wenig Glück macht. Hierüber berichtet man aus Münster Folgendes: «Seit Kurzem bringt der Westphälische Merkur fast täglich leitende oder vielmehr leidende Artikel, die aus der Feder eines alten Convertiten, Namens Rinteln fließen, der früher in der Kölner Angelegenheit schon für den Ultramontanismus eine Lanze gebrochen und späterhin die jetzt im Herrn entschlafene Lux. Ztg. mit seinen schätzungswerthen Beiträgen versah. Rinteln wurde von einer hiesigen Polizeiperson hierher berufen. Seitdem nun unter der Aegide der neuen Kraft der Merkur für den Absolutismus losgeht, scheinen die Münsteraner, die hin und wieder doch etwas liberal sind, einzusehen, was für einen noblen Vogel sie am Merkur haben, sie desavouiren ihn jetzt und schämen sich seiner.»

Soviel für jetzt; nächstens wollen wir die ultramontanen Bestrebungen in Westphalen, die mit denen in unserm Lande sich äußernden den innigsten Zusammenhang haben, ausführlicher besprechen.»

Und am 14. März 1846 schrieb er:

«Der durch seinen Religionswechsel bekannte ehemalige Redakteur der seel. «Luxemburger Zeitung», Rinteln, hat Münster, wo er den jesuitischen «Westphälischen Merkur»

redigirte, bereits wieder verlassen, und ist nach Breslau gegangen, um dort die Redaktion des Schlesischen Kirchenblattes zu übernehmen.»[6])

Die ferneren Äußerungen zu Jenem und zu Diesem wirkten dann nur mehr wie das immer schwächer werdende Echo eines rasch vorbei gezogenen Ungewitters in der politisch-geistigen Atmosphäre Luxemburgs.

SCHROELL UND DAS DEUTSCHTUM

Am konsequentesten verfocht J. A. Schroell die Ansicht, Luxemburg sei ein deutsches Land, und die Sprache, welche es, zur Erhaltung seiner Eigenart, gebrauchen müsse, könne nur die deutsche sein. Niemals verfehlte er, durch Hinweise auf dieses «Faktum», das seiner persönlichen Herkunft wie seiner linguistischen Vorliebe die Entdeckung verdankte, die eigene Überzeugung als die allgemeine aufscheinen zu lassen. In den Vierziger Jahren freilich ging er dazu über, sich durch fremde Federn für das subjektive Urteil eine Bestätigung zu sichern. Einer seiner Gewährsleute nannte sich P.M., der am 14. Januar 1841 das Zeugnis ausstellte:

«Dank Ihrem Blatte, Herr Redakteur, daß in demselben unsre liebe deutsche Sprache ein Organ gewonnen hat, und neben den gebildeteren Ständen auch die minder gelehrten Volksklassen von den wichtigsten in- und ausländischen Angelegenheiten u. Ereignissen Kenntniss nehmen und mitunter in freien Stunden, die sie sonst wohl auf nachtheilige Weise zubrächten, sich mit leichtfaßlichen Erzählungen unterhalten können.

Die Folgerung aus diesen Thatsachen springt in die Augen: daß diejenigen Gründe, welche vor der Vereinzelung des deutschen Theiles, den Gebrauch der französischen, als der den verschiedenen Elementen der Bevölkerung allgemein entsprechenden Sprache begünstigen

konnten, heute verschwunden sind; und so wie nunmehr nur eine deutsche Bevölkerung vorhanden ist, auch bei der Verwaltung nur eine und dann natürlich die deutsche Sprache beizubehalten ist.

Seit der Abgeschiedenheit jener fremden Elemente, steht und gefällt sich der Luxemburger in seinem eigenen Nationaldeutschen. In diesem einen wünscht er fortan sich zu bewegen und zu entwickeln, und so das etwa noch Zwitterartige von sich abstreifen, womit Manche seinen Nationalcharakter behaftet wähnen.

Genehmigen Sie u.s.w.

P.M.»

Wenn er dann einen C.W. versuchen ließ, auch dem Französischen etwas Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, so geschah es in einer Form, die der Schroell'schen These günstig blieb:

«Da Sie in dem, was unser Landeswohl betrifft, eben so unparteiisch, als in Allem gefällig sind, so schmeichle ich mir, daß Sie in Erwiederung auf den in der vorigen Nummer mitgetheilten Brief aus Luxemburg in Bezug auf den Gebrauch der deutschen Sprache, auch folgende Bemerkungen in Ihr werthes Wochenblatt werden einrücken wollen.

Ihr Correspondent sagte mit vollem Recht, daß, so wie nunmehr eine deutsche Bevölkerung in unserm Großherzogthum vorhanden, auch in der Verwaltung nur eine und dann die deutsche Sprache beizubehalten ist.

Allein, wenn ich mich ganz zu dieser Wahrheit bekenne, so scheint mir doch unumgänglich anzuerkennen, daß der Ausschluß der französischen Sprache aus dem öffentlichen Geschäftsgang keineswegs plötzlich, sondern allmälig, mit Vorsicht und Schonung geschehen darf. Dies mag auch der Gedanke Ihres Correspondenten sein, der nur einen unbestrittenen Grundsatz aufgestellt hat, ohne sich über die Art der Ausführung erklärt zu haben.»

Diese Einstellung konnte einem Geheimrate Stifft gegenüber nur wohlwollend und freundlich sein: wo alle

Luxemburger verdammten, vermochte Herr J. A. Schroell nur zu segnen.

Das Maximum an Deutschtümelei erreichte der Dickircher Redakteur, als er in den Märzsturmtagen 1848 einen Coremans'schen Aufruf folgendermaßen präsentierte:

«Dr. Coremans übersendet uns den nachstehenden Aufruf zur Veröffentlichung. Wir entsprechen seinem Wunsche um so lieber, als derselbe zum gemeinsamen Handeln auffordert, zum Zusammenhalten mit dem übrigen Deutschland, zur Aufpflanzung der deutschen Fahne über unserer Nationalfahne. — Es muß den deutschen Luxemburger die Überzeugung gewiß schmerzlich berühren, daß seine Mitbürger so wenig Theilnahme für die Geschicke des Gesammt-Vaterlandes zeigen, daß die in unserm Lande jetzt herrschende Bewegung mit der der übrigen deutschen Länder nur insoweit übereinstimmt, als sie gleichzeitig, nicht aber gleichmäßig mit derselben zu Stande kam. Wie viele unserer Petitionen erwähnen unserer Verhältnisse zum deutschen Bunde, zu der Bundesversammlung, überhaupt irgend einer deutschen Nationalfrage? Überhören wir daher nicht die begeisterte Stimme des Patrioten, der in dem entscheidenden Augenblicke seinen lauten Ruf erhebt.

«Männer von Luxemburg!

«Im Bunde der Deutschen ward einst Euer Land viel genannt, viel gerühmt. Luxemburger saßen auf dem Kaiserthrone des Abendlandes und im Liede pries man: Luxemburg «am Golde arm, an kühnen Männern reich»!

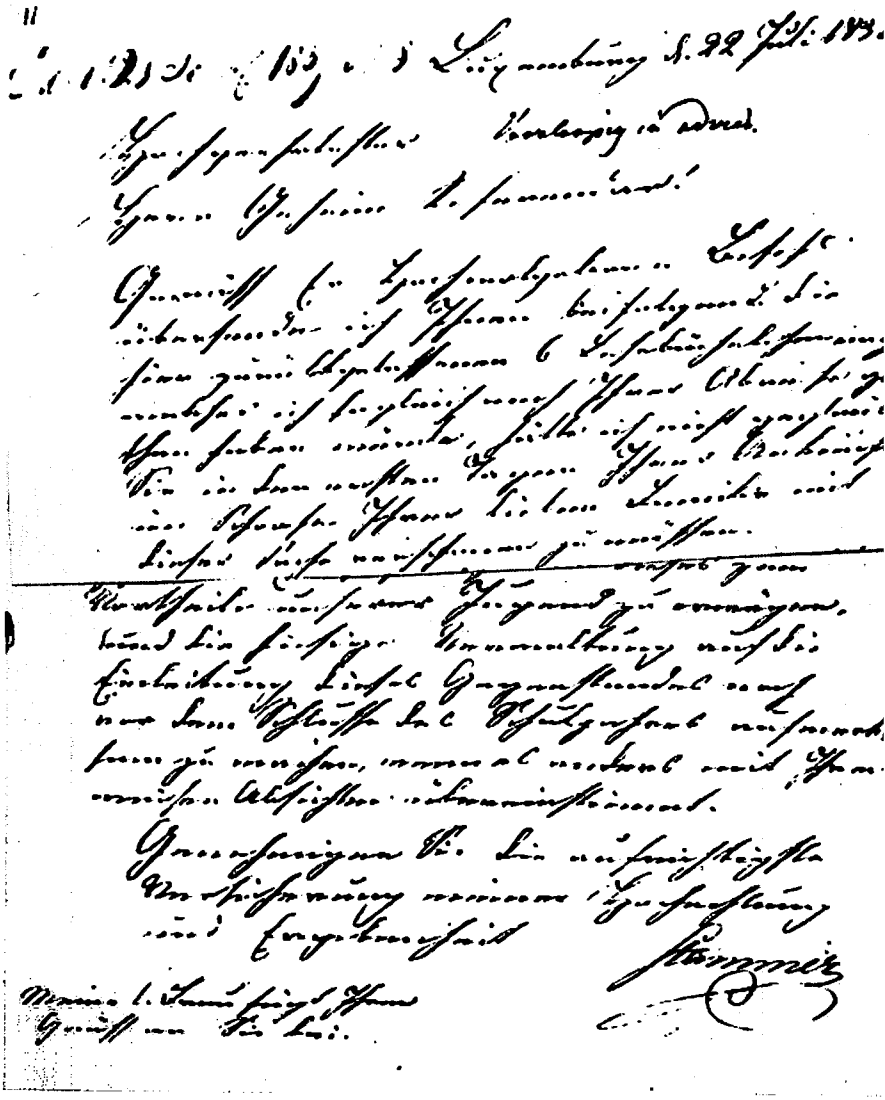
«Brüder, Freunde! Seid eingedenk dieser ruhmreichen Vergangenheit. Trennt nicht in jetziger Stunde, wo sich buchstäblich Alles erfüllt, was der «göttliche Befreier» vor 16 Jahren verkündete; trennt nicht in diesem Augenblicke der Entscheidung Eure Sache von der Sache aller Deutschen.

«Lasset über Eurem Banner die schwarz-roth-goldene Fahne wehen!

Mathieu-Lambert Schrobilgen
Gründer des
„Journal de la Ville et du Grand-Duché de Luxembourg"

Baron Friedrich-Georg-Frosper de Blochausen
interimistischer Staatskanzler des Großherzogtums
im Haag

Jean-Théodore Laurent
Bischof von Chersones
Apostolischer Vikar in Luxemburg



Handschriftlicher Brief mit Unterschrift
von Heinrich Stammer
Professor am Athenäum in Luxemburg

«Sendet auch Angeordnete zur allgemeinen Versammlung, welche, bevollmächtigt vom deutschen Gesammtvolke, über die Geschicke Neu-Deutschlands zu entscheiden haben wird!

«Heil, dreimal Heil den freien Luxemburgern im freien Bunde der Deutschen!

Freiheit und Einheit!
Freiheit für Alle und in Allem!
Es lebe die Wahrheit! Tod der Lüge!

Elsene bei Brüssel, 19. im Lenzmonate 1848.

Dr. Coremans.

An meine Freunde im deutschen Luxemburger Lande.»

Beflissen druckte Schroell das Wahlmanifest seines «Freundes und Mitarbeiters Karl Theodor André, Advokat in Luxemburg», und eine forschpreußische «Proklamation an die Luxemburger» aus Mettlach ab:

«Der Geist Maria Theresiens, Josephs II., eurer einstigen deutschen Regenten, sieht auf Euch nieder und segnet eure Verbrüderung mit uns, unter dem altdeutschen schwarz-roth-goldenen Panier.»

Die deutsche Tendenz überdauerte auch die Abänderung des Titels «Diekircher Wochenblatt» in «Der Wächter an der Sauer». Am 28. Dezember 1850 meldete das Blatt an erster Stelle:

«Mit dem 1. Januar künftig habe ich die Redaktion des «Wächters an der Sauer» meinem ältesten Sohne Theophil übertragen und mich mit derselben also nicht mehr zu befassen. Die Redaktion des Blattes betreffende Einsendungen und Correspondenzen beliebe man daher an Jenen zu adressiren. Bestellungen und Anzeigen werden indessen nach wie vor durch den unterzeichneten Verleger und Drucker entgegengenommen.

Diekirch den 25. Dezember 1850.

Jos. Ant. Schröll.»

Und der neue Schriftleiter begann, als Zwanzigjähriger, seine Tätigkeit damit, daß er am 1. Januar 1851 erklärte:

«Der «Wächter an der Sauer» ist heute das einzige deutsche Blatt im Großherzogthume, das mit den politischen und materiellen Interessen des Landes sich abgibt, und sich an die große Masse der Bevölkerung wendet.

Der «Patriot», der ursprünglich ein deutsches Blatt sein sollte, ist allmählich ein französisches geworden: alle seine Leitartikel sind in dieser Sprache geschrieben und nur sehr selten und in Nebendingen bedient er sich der deutschen.

Das «Luxemburger Wort für Wahrheit und Recht», dessen Tendenzen wir übrigens ihr Recht wollen widerfahren lassen, hat mehr einen speziellen kirchlichen Zweck als einen politischen.

Dem Volke, das nur deutsch liest, aber dennoch gerne wüßte, was im Lande vorgeht, und das als Mehrzahl der Steuerentrichter auch ein Recht hat, mit dem Gang des Regierungswesens bekannt zu werden, ist also mit diesen Blättern nicht geholfen.

Da mit dem Jahre 1851, sich ein neuer und erweiterter Wirkungskreis für den «Wächter» aufthut, so hat er sich entschlossen, damit auch in einem weitern Leserkreise er gewürdigt werden könne, sich denselben vorzuführen. Doch will er nicht — dem vorjährigen Beispiel eines andern Blattes folgend — sich ihrem Beutel aufdrängen.

Er wird also fortfahren verschiedenen Lesern Gratis-Exemplare zu übersenden, in der Hoffnung, daß mancher derselben vielleicht sich entschliessen werde, sein Abonnent zu werden.

Dreimonatliche Abonnemente werden zu Anfang eines jeden Monats entgegengenommen.»

Der Sohn redigierte, wie der Vater geschrieben hatte, und die Schroell'sche Tradition setzte sich fort, bis die Familie in der Hauptstadt Fuß faßte und der dritten «Luxemburger Zeitung» das liberal-antiklerikale Gepräge geben durfte.

ANDERE ZEITUNGEN IM SPIEGEL DES «DIEKIRCHER WOCHENBLATT»

Über das inländische Pressewesen der Vierziger- und Fünfzigerjahre gab das «Diekircher Wochenblatt», bald in einem polemisch gehaltenen, bald in einem gönnerhaft gewollten Tone, weitestgehend Aufschluß, obwohl es sich auch zu sträuben verstand, wenn es galt, das Erscheinen neuer Blätter anzuzeigen, die ihm, aus Konkurrenz- oder aus Weltanschauungsgründen, mißliebig waren. Von Zeit zu Zeit begann es, in einer sogenannten stehenden Rubrik, die «inländischen Zeitungsblätter» unter die Kritikerlupe zu nehmen, hatte aber niemals die Ausdauer, das Unternehmen konsequent zum Besten seiner seltenen Leser durchzuführen.

In welcher Weise es sich zu äußern beliebte, zeigte ein Artikel aus den Nummern 34 und 35 des Jahres 1844, der sich ausgiebig mit dem «Courrier» beschäftigte:

«Wenn das Diekircher Wochenblatt bis zu diesem Tage nur in bescheidener Entfernung zwischen Courrier, Luxemburger und Trier'scher Zeitung zugesehen, so darf dies nicht einem Mangel an lebhaftem Antheile zur Schuld gelegt werden; denn es wäre schwer da gleichgültig zu bleiben, wo es sich um Fragen und Grundsätze handelt, die der Inbegriff alles Wohl und Wehe nicht nur des Vaterlandes, sondern der Menschheit sind: um Religion, politische Freiheit, um Sprache und Bildung.

Ein Glaubensbekenntniss über diese Gegenstände abzulegen, braucht unser Blatt nicht; in wenigen Worten sei es gesagt, und darin wird der Courrier im vollsten Maße uns beistimmen: Luxemburger, mit gesundem Verstande und richtigem Urtheile wollen wir sein; ehrlich, brav und duldsam; — frei unter billigen Gesetzen, einer ränkelosen Regierung und einem väterlichen Fürsten; — gebildet im Geiste dieser religiöser und politischer Gesinnungen, und einem günstigen Verhältniss zu unserm germanischen Ursprung und unsern gallischen Nachbarn. — Das wollen,

wir sind dessen überzeugt, unsere Leser und alle Luxemburger, und das sind sie und wollen sie sein ohne jene hohen Diskussionen über Staatstheorien und philosophische Systeme, ohne Proselitismus und Intolleranz, ohne scholastische Spitzfindigkeiten und jesuitische Schurkereien ohne die restricitio mentalis und gottgefälliges Lügen und Betrügen.

Da wir die Meinung hegen, dem Wunsche unserer Leser zu entsprechen, indem wir uns an die rein vaterländischen Interessen halten, werden wir jene Streitpunkte obgemeldeter Blätter außer Acht lassen, welche diesen Interessen fremd sind; auch werden wir uns bestreben, schlicht und richt und kurzgefaßt in unserm Urtheile über die Gesinnungen und Tendenzen der Kämpfenden zu sein.

Der Courrier, der eine Fortsetzung des Journal ist, verdient als der älteste Repräsentant der Luxemburger Presse zuerst unsere Aufmerksamkeit. Von jeher ging er nicht häufig, weder im Galopp noch im Trab, sondern oft einen ziemlich schläfrigen Schritt, was aber zumeist die Einförmigkeit der Dinge mit sich brachte. Kommt ihm das Knallen einer feindlichen Peitsche zu Ohren, so wird er auch wohl recht wacker, und was wir alsdann am liebsten an ihm sehen, das ist sein offenes, freimütiges Auftreten; was er auf der Zunge hat, muß heraus, ohne Rückhalt, ohne Zweideutigkeit, und darin erkennen und begrüßen wir ihn als Luxemburger. — In religiöser Hinsicht ist er stets ein Muster der Toleranz gewesen und hat sich nie einen feindlichen Angriff gegen irgend einen Grundsatz der Religion erlaubt. Den Glauben eines jeden achtend, hat er ungerechte Anmaßungen und Übergriffe jederzeit zurück- und zurechtgewiesen und jede Unduldsamkeit gerügt. Doch wie seltene Fälle waren dies zu einer Zeit, wo jeder Luxemburger in Ruhe und Frieden, in der Einfalt seines Herzens und unbescholtener Sittlichkeit seinen Pflichten gegen Gott und Obrigkeit nachkam! —

Wenn wir ehedem im Journal, resp. Courrier, den Namen «Luxemburger Clerus» lasen, so geschah dies

immer nur unter Begleitung von verdienten Lobeserhebungen, und nie wäre es einem Luxemburger eingefallen dagegen zu protestiren. Doch seit wann scheint (wir sagen: scheint) dies Verhältniss gestört, und aus welchen Gründen? Hat etwa die Redaction des fraglichen Blattes ihren alten Glauben abgeschworen? Oder sind die Luxemburger auf einmal, und ohne daß es einer von ihnen selbst gemerkt hätte, ein irreligiöses, unsittliches Volk geworden? Oder hätte unsere Geistlichkeit, die so eng vertraut mit uns lebte, die drohende Gefahr nicht eingesehen und wäre ihr erst seit einigen Jahren das Licht der Erkenntniss darüber aufgegangen? — Doch nein! Seit dem mysteriösen Erscheinen eines Fremdlings unter uns, der seine Bildung im hochbeglückten, freien und frommen Italien erhalten, seit jener Zeit haben wir erfahren, daß viele unsrer angesehensten Mitbürger, bekannt als wohlthätige freiheits- und ordnungsliebende Männer, bann- und fluchwürdige Feinde alles Guten sind; daß der Unterricht, in unsern Schulen und unter der Obhut des Staates ertheilt, den Grund zu allen künftigen Verderbnissen und Schlechtigkeiten legt, und nur in der lenkenden, rettenden Hand einer Partei sein Heil findet; daß der Clerus weder die Interessen der Religion noch der Kirche, weder die Lage und Stimmung des Landes, noch die Bedürfnisse der seiner Sorge anvertrauten Seelen gekannt; daß die Staatsverwaltung usurpirte Befugnisse ausgeübt, die aus zu üben die Kirche allein das Recht besitzt; daß Mißtrauen und Zwietracht in der Familie, in der Gesellschaft, zwischen Geistlichen und Laien, wo nicht der Religion und der Sittlichkeit, doch wohl den herrsüchtigen, machthaberischen Tendenzen einer Partei mehr fruchten, als das alte Vertrauen, die ehemalige Eintracht. — Erst seit dieser Zeit haben wir in den Spalten des Journal resp. Courrier, den Namen «Clerus» unter mißliebigen Ausdrücken gelesen; doch auch dann galt es weder der Religion, noch der Zahl ihrer wirklichen Diener, wohl aber den Agenten einer Partei, die sich so gerne für eine Identification des Glaubens möchte gelten machen.»

«Folgen wir dem Courrier auf's Gebiet der Politik, so können wir nicht umhin, hier seiner Mäßigung, wie dort, in Religionssachen, seiner Duldsamkeit zu huldigen. Erinnern wir uns auch nicht, daß er in letztverflossenen Jahren seine Ansichten über Constitution, Pressfreiheit, Inamovibilität der Richter, Jury u. a. in eigends dazu verfaßten Artikeln ausgesprochen, so liegt doch seine Tendenz für jeden seiner Leser zu Tage. Gemäßigtfortschreitende Entwicklung des constitutionellen Staatslebens; etwas mehr Ellenbogenfreiheit für unsere Ständeversammlung; Pressfreiheit dem Grundsatz nach, obwohl wir einer solchen de facto in der Praxis genießen, scheint in seinen Wünschen zu liegen. Von keinem Luxemburger glauben wir, dürfte in den jetzigen Verhältnissen, unter einer aufgeklärten Regierung (sollte man auch unser Blatt der Servilität beschuldigen), das Geringste bei freier Presse zu befürchten sein; ob aber gewisse Ausländer sich ermässigen könnten die Grenzen der Bescheidenheit und Billigkeit nicht zu übertreten, daran haben wir Grund zu zweifeln, indem es uns scheint, als sei denselben an der ganzen Presse der Bengel das beliebteste Stück. — Bei einem Richterstande, wie wir ihn heute besitzen, wären Jury und Inamovibilität dem Grundsatze nach auch nicht dringendes Bedürfniss; doch wer wünscht solche Garantien nicht, ob auch Rechtsfälle, bei denen ihre Wohlthat am fühlbarsten ist, bei uns zu den Seltenheiten gehören. — Wie sehr das Land, theils aus langjähriger Gewohnheit, theils wegen des errungenen öffentlichen Wohlstandes den Grundsätzen französischer und damit verwandter niederländischer und belgischer Staatsverwaltung, denen auch der Courrier huldigt, gewogen sei, ergibt sich aus dem schimpflichen Ausgange den die Reorganisationsversuche eines hessischen Ministers genommen, und den wahrscheinlich in nicht geringerm Maße andere extra-legale Tendenzen eines Verwaltungs-Chefs nehmen werden.

Kommen wir auf die «Landessprache» zu reden, so dürften wir mit dem Courrier nicht alle Ansichten teilen.

Wir geben ihm recht gerne, und der Wahrheit gemäß die Thatsachen zu: daß langjährige Gewohnheit das Französische zur Sprache der obern, ja häufig der untern Verwaltung, zur Sprache der Gerichtshöfe und des Notariats gemacht; daß die meisten in Amt stehenden Personen ihre Bildung entweder ganz oder großentheils in Frankreich und Belgien genossen, oder sich unter den obenerwähnten administrativen Umständen im Lande selbst herangearbeitet; daß einerseits politische, anderseits geographische Einwirkungen diesen Zustand bedingt haben und noch bedingen, daß es ferner, ohne von Ungerechtigkeiten und Tyrannei zu reden, bei der jetzigen Lage der Dinge unmöglich wäre, eine ausschließliche Maßregel gegen die fr. Sprache zu ergreifen. — Allein, wird nicht jeder Unbefangene auch anerkennen müssen: daß die politische Lage des Großherzogthums, als unabhängiger Staat, eine von der früheren ganz verschiedene, und die Bevölkerung eine durchaus deutsche ist; daß unsre Mundart den Luxemburger als einen Oberdeutschen zu erkennen gibt und ihn somit der Schriftsprache näher stellt, als den Nord- oder Niederdeutschen, und daß er zum Hochdeutschen in derselben Beziehung steht, wie die meisten Völkerschaften zu ihren resp. Schriftsprachen; daß dies angeborne Germanische Element, ihm von vorneherein die Hauptsumme des deutschen Sprachschatzes zu eigen macht, und bei gehöriger Pflege ihm einen unschätzbaren Vortheil zum rascheren Voranschreiten in jedem Zweige der Bildung gewähren muß; daß die franz. Sprache, als eine ihm von Geburt an fremde, den gedachten Vortheil in eben dem Maße nicht leisten kann, indem der Begriffsvorrath, so wie das Eigenthümliche des Idioms erst auf wissenschaftlichem Wege zu erlernen ist. — Allein extreme und exclusive Maßregeln, wie sie der Lux. Correspondent der Tr. Zeitung anzubeloben strebt, oder falsche und beiderseits sich widersprechenden Behauptungen der Lux. Ztg. und desselben Corresp. der Tr. Ztg. oder Streitigkeiten darüber, wie der König auf seinem Besuche im Großherzogthum

von Bürgermeistern angeredet worden sei, möchten wohl nicht dazu geeignet sein das richtige Verhältniss zwischen beiden Sprachen, als Vehikel der Landesverwaltung zu treffen, um so mehr, als in diesen Fragen der Thatbestand der deutschen Sprache nicht günstig ist. — Wenn wir uns nun gegen eine factische Hintanstellung der deutschen Sprache erhöben, die wir nicht einer Person, sondern blos dem Zusammenwirken der Umstände vergangener Zeiten zur Last legen, dürfte man unsere Ansicht eine Schmälerung erworbener Rechte vieler Angestellten bezüchtigen? Dagegen verwahren wir uns, indem wir unsere Anforderungen blos an die Zukunft stellen; dürfte man es eine Begünstigung der einen und eine Befeindung der andern nennen? Wir glauben dies keineswegs und könnten darin nur eine wirkliche Begünstigung des Luxemburgers selbst finden, denn unstreitig steht derselbe auf deutschem Wege dem Ziele der Bildung näher, als auf französischem. — Hieße es ferner das Unmögliche bezwecken, von jedem Beamten der höheren Verwaltung, der Rechtspflege und des Unterrichts eine genaue Kenntniss beider Sprachen, von jedem Beamten der niederen Sphäre die der deutschen zu verlangen; Wäre es der Einheit aller und jeder administrativen Acte nicht angemessener und beförderlich, nach Erreichung obigen Zieles, jede in der untern Sphäre begonnene Geschäftsführung durch die obere hindurch in deutscher Sprache zu erledigen? Könnte etwas Billigeres gefordert werden, als daß jedes Geschäft in der Sprache verhandelt werde, die entweder von allen oder den meisten dabei Betheiligten verstanden wird? — Und inwiefern dies ein Vortheil, eine Begünstigung der durchaus deutschen Bevölkerung des Großherzogthums zu nennen wäre, insofern würde es auch Pflicht und Schuldigkeit der Regierung ohne Anstand der Zukunft hülfreich entgegen zu arbeiten, und unserm Lande, jedem Nachbarstaate gegenüber, die Wohltat eines höher und weitergebildeten Beamtenstandes angedeihen zu lassen. —»

Als zu Beginn des Jahres 1847 der Streit um die neuen Zeitungen, die in Luxemburg und in Echternach erscheinen sollten, jedoch keine Lizenz erhielten, offen ausgetragen wurde, schrieb das «Diekircher Wochenblatt» in seinem Leitartikel vom 2. Januar:

«Diekirch, 30. Dez. 1846. Es gehört doch wahrlich eine ordentliche Dosis Dünkel dazu, in schneidendem Tone, wie der «Courrier» über dieses und jenes ein apodiktisches Urtheil zu fällen, ohne die Sache im Geringsten verstanden zu haben. Wie konnte der Courrier so Verschiedenes, was ihn gar nichts angeht, auf sich beziehen?

Den Prospektus des Grenzboten hat er ebenso wenig verstanden als uns, und wir wünschen ihm für Neujahrsgabe bessere Einsicht oder einen Übersetzer, der Deutsch kann. Wie hat er nicht den Grenzboten zugerichtet, indem er ihn sagen läßt, wovon er nicht die entfernteste Idee ausspricht? Wie hat er in seiner Nr. 23. uns nicht angegangen, worüber wir ihm kein Sterbeswörtchen gesagt hatten? Er hat geglaubt, wir hielten ihn für einen Menschenfresser, für einen croquemitaine, der Kinder erdrosselt! O nein! wir wissen, daß er nicht so wild ist; im Gegentheil; er hat sehr viele Courage die Abwesenden, wie den Grenzboten, anzufallen. — Uns nennt er einen Handlungsreisenden, der nur das Interesse zum Mobile seines Thun und Lassen hat. In der That, der Courrier hat sich in der Angst, wie der Eckensteher im Rausch, für eine andere Person genommen. Wir lassen das Publikum darüber absprechen, wen das angekündigte Erscheinen des Grenzboten in Schrecken gejagt hat. Er insinuirt sogar vor dem Erneuerungs-Termin des Abonnements, als befürchte man, den beiden angekündigten Blättern von Luxemburg und Echternach werde keine Concession ertheilt, und rückt dann mit einer Batterie von Rechtsgründen heran, die das Schlechteste an seinem überaus konfusen Artikel nicht sind. Eine einfache Deklaration, sagt er, genüge um ein Blatt herauszugeben, nur müsse man es der höheren Obrigkeit zur Censur vorlegen. Der

Courrier spricht wahrscheinlich nur von dem, was er zu thun brauchte; von Andern ist mehr gefordert worden, als eine blosse déclaration de paraître. Denn sind unsere Erkundigungen richtig, und wir haben keinen Grund daran zu zweifeln, so hat der Grenzbote eine, gewisse Bedingungen erfüllende Concession bei der Regierung nachgesucht und ist ihm dieselbe bewilligt worden. Was dem Einen recht ist, ist dem andern billig; deshalb gehen wir auf eine andere Schwierigkeit über, die auch für uns die Zukunft sehr nahe betrifft.

Nachdem die Regierung, bei Erfüllung aller gesetzlichen Vorschriften, eine derartige Concession ertheilt hat, bleibt ihr noch übrig, in ihrem eigenen Interesse einen Censor zu bestellen. Darf sie diesen verweigern, oder ihn in einer vom Sitze des Blattes entfernten Lokalität ernennen? Ersteres wäre ein Unsinn nach Ertheilung der Concession; das zweite eine moralische Unmöglichkeit. Wie! den Censor eines Blattes, das Tagesneuigkeiten mittheilen soll, in einer andern Lokalität als dem Sitze des Blattes selbst zu ernennen? So was läßt sich nicht denken.

Was heißt also die autorité supérieure des Courrier? Es ist sich die Sache recht gemächlich machen. Er lebt in der Hauptstadt, im Beisein der autorité supérieure. Es sollte aber der Regierung gefallen, einem Blatte im Orte seines Erscheinens den Censor zu verweigern? Wir oder jedes andere Blatt könnte in die Nothwendigkeit versetzt werden zur Censur an die Oberbehörde zu schicken. Ein solcher Grundsatz wäre im Widerstreit mit dem gemeinsten Menschenverstande, und wir protestiren dagegen im Namen aller Örtlichkeiten des Großherzogthums, die sich dadurch eines der kostbarsten bürgerlichen Rechte beraubt sähen.»

In der gleichen Nummer, als Fortsetzung des zitierten Leitartikels, ließ es sich einfallen, den Bericht des «Rheinischen Beobachters» über das luxemburgische Pressewesen abzudrucken:

«Luxemburg, 15. Dez. In unserm kleinen Ländchen regt sich's gewaltig, nachdem lange Zeit schreckliche Leere und Öde gewesen. Früher bestanden nur zwei Zeitungen, «le Courrier de Luxembourg» und das «Diekircher Wochenblatt». Die «Luxemburger Zeitung», glorreichen Andenkens, starb bekanntlich eines jämmerlichen Todes, nachdem die Censurscheere der Regierung sie fürchterlich geschoren und jede mißliebige Äußerung gegen das Gouvernement unbarmherzig weggeschnitten hatte. Sie warf sich deshalb auf die auswärtigen Angelegenheiten und hätte gar gerne an Preußen sich entschädigt, wenn nicht die plötzliche Flucht des Redakteurs ihr das Leben gekostet. Die Regierung unterdrückte von Rechtswegen das Blatt. Nach dem Hingang der apostolischen Zeitung ward eine Koalition der politischen und kirchlichen Opposition versucht. Das Bündniss sollte die Erscheinung eines neuen Journals krönen. Aber die Sache zerschlug sich. Jetzt beabsichtigen zwei Advokaten, angesehene Leute — die deutsche Gesinnung des Einen wird sehr gerühmt — ein Oppositionsblatt zu gründen, dessen Losung Opposition gegen die Mißbräuche, z. B. Nepotismus, Wucher, u. dgl. werden soll. Zugleich erscheint der Echternacher Grenzbote, der zwar der Kirche und dem Staate die Hand reicht, aber allerlei sozialistische Ideen blicken läßt, und es auf die «hammelfeisten Liberalen» gemünzt hat. Er wird Korrespondenzen in beiden Sprachen aufnehmen. Endlich hat sich ein ehrenwerther Katholik vorgenommen, ein fünftes Blatt erscheinen zu lassen, welches die Rechte der Kirche vertreten soll.»

Nachdem aus dem «Diekircher Wochenblatt» «Der Wächter an der Sauer» geworden war, hatte sich, außer dem Formate und dem Titel, nicht viel geändert. Die Stellungnahme gegenüber den andern Blättern blieb dieselbe. Am 20. November 1850 schrieb nämlich der Herausgeber:

«Die inländischen Zeitungsblätter.

Unter dieser stehenden Rubrik sind wir gesonnen, unsern Lesern in kurzen Worten den Sinn der Leitartikel der andern in unserm Lande erscheinenden Zeitungen mitzutheilen.

Die meisten unserer Abonnenten lesen nicht den «Courier», das «Luxemburger Wort» und den «Patriot»; wir glauben denselben daher nicht ungenehm zu erscheinen, wenn wir sie von dem Wirken dieser Blätter in Kenntniss setzen. Sie gewinnen dadurch einen Überblick auf unsere sämmtliche Zeitungsliteratur und werden in Stand gesetzt, ein sachkundiges Urtheil darüber zu fällen.

Zur Ausführung dieser Idee ist es aber unumgänglich vonnöthen, daß wir hier in raschen Zügen, und so viel als ein langjähriges Lesen dieser sämmtlichen Blätter uns dazu in Stand gesetzt, dieselben charakterisiren.

Dem «Courrier», als dem ältesten Organ des Landes gebührt natürlich die erste Stelle. Die Redakteure oder der Redakteur desselben ist hinlänglich bekannt; sie selbst haben sich vor längerer Zeit in folgendem Bilde gezeichnet: drei Männer die ein Herz, einen Kopf u. eine Hand haben. Daraus haben nun Manche — vielleicht mit Unrecht — geschlossen, der «Courrier» sei ein halboffizielles Organ. Seine letzten Artikel müssen bei jedem Unbefangenen den Zweifel darüber gehoben haben.

Was aber feststeht und was Niemand wird leugnen können: man findet in diesem Blatte die hochherzigsten Ideen niedergelegt, wie wir stolz sind, sie in dem Herzen eines Luxemburgers zu finden.

Man hat dem «Courrier» häufig Inconsequenz vorgeworfen: ein großtönendes aber nichtssagendes Wort. Wer in das praktische Leben eingreift muß die Sachen nehmen, wie sie kommen und sich nach denselben richten; dem Idealisten mag eine eiserne Consequenz gut anstehen, er hat keine andern Hindernisse zu beseitigen als die selbstgeschaffenen. Anders aber ist es bei dem praktischen Manne. Und gesetzt auch das Wort hätte eine Bedeutung,

dann würden wir denen, die es so leichthin den Andern hinwerfen, das hier sagen: Wer von Euch frei ist von Sünden, der werfe den ersten Stein nach ihr. Wir sind überzeugt, daß dann Niemanden etwas zu Leide geschähe.

Das «Lux. Wort für Wahrheit und Recht» will keiner Partei angehören; allgemein aber sieht man es — und mit Recht — als das Organ seiner eigenen Partei an. Sein nächster Zweck ist die Rückkehr des Bischofs Herrn Laurent. Wir haben gar nichts gegen dies Bemühen, aber bedauern müssen wir den beleidigenden Ton den es bisweilen anstimmt. Die Beschimpfungen, mit denen es sonst geachtete Männer überhäuft, weil sie nicht mit ihm einerlei Ansicht sind, können seiner Sache nur Nachtheil bringen.

Der «Patriot» endlich ist ein Oppositions-Organ, im vollen Sinne des Wortes. Er will die Regierung stürzen, die Kammer verjagen u. vielleicht auch — die Constitution umwerfen, die dem Volke — seiner Ansicht nach — zu viel Rechte einräumt und dem Könige nicht genug. Seine Tendenz wäre, besonders im gegenwärtigen Augenblicke, eine sehr gefahrbringende für unsere Freiheiten, wenn sie großen Anklang fänden.

Doch ist seine Opposition heute besonders nur gegen Personen gerichtet. Und dazu scheinen ihm denn auch alle Mittel gut genug, selbst die, welche ein streng rechtlich denkender Mann verschmähen würde.»

Der neue Redakteur, Theophil Schroell, begann seine Tätigkeit am 15. Januar 1851 mit einer wohl berechneten Captatio benevolentiae dadurch, daß er im Leitartikel der Regierung seine Dienste anbot:

«Unsere Regierung hat kein spezielles Organ in der luxemburgischen Presse, und es ist dies ein großer Übelstand nicht nur für die Regierung selbst, sondern auch für das Publikum. Bei uns wie in allen andern Ländern gibt es Männer, die sehr oft aus Böswilligkeit, öfters auch aus redlicher Absicht und aus irrthümlicher Anschauungsweise

in öffentlichen Blättern der Regierung oder einem ihrer Mitglieder Vorwürfe machen, die verdient zu sein scheinen, die Unruhe und Mißtrauen bei den Untergebenen hervorrufen und die den loyalsten Handlungen einen zweideutigen Anstrich, eine verdächtige Bedeutung geben, die die Regierung untergraben und bei der öffentlichen Meinung in Mißcredit bringen; die indessen, wenn man sie von Nahem betrachtet, nur auf über gedeuteten Thatsachen, auf grundlosen Angaben, auf Erdichtungen und Lügen beruhen; die nur das Land irre führen können und den Regierungsmitgliedern Fehler aufbürden die sie nie begangen.

Was hat die in solchen Fällen durch die Kritik gemißhandelte Regierung zu thun?

Soll sie, weil ihr ein eigenes Organ abgeht, sich an die eine oder andere Zeitung des Landes wenden, um die Thatsachen auseinander zu setzen, die Irrthümer zu berichtigen, die Wahrheit aufzudecken und sich zu rechtfertigen? Ein solches Verfahren wäre in dem einzigen Falle nicht zu verwerfen, wo eines der Blätter des Landes die Ansichten der Regierung ohne Vorbehalt verträte und es sich nicht speziell angelegen sein ließe, irgend einer andern Ansicht die Oberhand zu verschaffen. In solchem Falle hätte allerdings die Regierung nichts zu riskiren, wenn sie an dieses Blatt sich wendete, um dem Publikum ihre Ansichten mitzutheilen. Bis heute aber besaßen wir kein Blatt das die Regierungsansichten vertreten hätte: alle im Lande erscheinenden Zeitungen unterstützten das Gouvernement nur in einer Hinsicht, während sie in anderen dasselbe angegriffen oder in manchen Beziehungen nur duldeten; keine der selben vertrat genau und hauptsächlich das gegenwärtige ministerielle System, dessen Grundsätze und Tendenzen, und keine machte die Erfolge gelten, die dessen Bemühungen krönten.

Eines unserer Blätter, und zwar dasjenige, das die Handlungen der Regierung am besten und unparteilichsten beurtheilte, hat nichts desto weniger den Geist derselben

nicht immer aufgefaßt, hat deren Ansichten nicht immer getheilt und dieselben häufig angegriffen; in allen Fällen hat es seine Unabhängigkeit sorgfältig bewahrt.

Wenn dieses, den Geist der parlamentarischen Kammermajorität vertretende, Blatt, in den meisten Fällen der Regierung beipflichtete, so kommt dies daher, daß diese Kammer-Majorität beständig in Übereinstimmung war mit der Regierung. Weil aber, wie Jeder wohl weiß, die parlamentarische Gewalt eben deshalb besteht, um die Regierung zu überwachen und in den meisten Fällen neben derselben zu gehen, so kann natürlich das Organ dieser Gewalt nicht zugleich auch das Organ der Regierung sein, denn obschon beide dasselbe Ziel erreichen wollen, so ist doch ihr Wirkungskreis ein ganz verschiedenartiger, und die Organe, welche deren Ansichten kund geben sollen, haben grade so verschiedenartige Rollen, wie zwei Advokaten, die in derselben Sache pro und contra auftreten. Jenes Blatt hätte also nicht einwilligen können, ein blosses Echo der Regierung zu werden; diese hinwiederum konnte dasselbe nicht zu ihrem Vertheidiger ex professo machen.

Einleuchten muß es, daß die beiden andern in Luxemburg erscheinenden Zeitungen noch viel weniger zu Vermittlern zwischen der Regierung und dem Publikum gewählt werden konnten, indem die eine derselben dem ganzen Systeme der Regierung und mehren ihrer Mitglieder eine unversühnliche und böswillige Opposition entgegensetzt, und die andere, ohne unseren Einrichtungen und der gegenwärtigen Regierung abhold zu sein, doch nur einen speziellen Zweck verfolgt und Interessen vertheidigt, die mit den weltlichen Interessen in Conflikt gerathen können.

In Folge dieser Umstände sahen sich die Mitglieder der Regierung immer in der Unmöglichkeit, dem Publikum die Wahrheit aufzudecken, anders als auf der Tribune und durch die Vermittlung der Kammer, und auch da noch fehlte ihnen oft die Gelegenheit, sich über die während 3/4

des Jahres gegen sie geschleuderten Anschuldigungen zu rechtfertigen, weil ihren Gegnern der Muth abging, vor der Landesvertretung, durch Vorbringung der Anklagen, Gelegenheit zur Rechtfertigung zu bieten.

Wir haben den schweren Stand der Regierung dem Publikum gegenüber längst erkannt, und nicht selten hat uns die Ungerechtigkeit aufgebracht, die sie stillschweigend erdulden mußte; wir haben es uns zur Aufgabe gemacht, ihren Bemühungen die gerechte Anerkennung zu verschaffen, dadurch, daß wir das Land von den Thatsachen in Kenntniss setzen, wo sie sich zugetragen, und ihm Gelegenheit verschaffen wollen, den wahren Werth aller jener Vorwürfe kennen zu lernen, mit denen ehrenwerthe Männer so oft überhäuft worden sind. Zu solchem Ende werden wir der Reihe nach alle jene Angelegenheiten durchgehen, die seit länger als einem Jahre so schmählich gegen die Regierung und mehre ihrer Mitglieder ausgebeutet werden.»

Die Rechnung ging freilich nicht auf, da die Regierungen beinahe im Rhythmus der Schroell'schen Launen änderten und diese wiederum einen Zeitungstitelwechsel hervorriefen, der aus dem «Wächter an der Sauer» einen «Telegraph», aus diesem wieder einen «Wächter an der Sauer», dann einen «Volksfreund», darauf einen «Landwirt», schließlich eine «Luxemburger Nationalzeitung» und am Ende wieder einen «Landwirt» werden ließ, der, wie so Vieles, dem Nazisturme von 1940 zum Opfer fiel. Und gleichzeitig verschwand aus der großen luxemburgischen Drucker-, Herausgeber- und Schriftleitergilde die Familie Schroell, deren Tätigkeit ein Jahrhundert lang die einheimische Kulturgeschichte mitgeprägt hatte.

IV

«LUXEMBURGER ZEITUNG»

In der Schau des ironisierenden Betrachters dürfte die Geschichte des klein gemachten Großherzogtums Luxemburg für die ersten drei Jahre der Neuordnung, nach den Londoner Diplomatenspielen von 1839, als zweifelhaftes Bonum die Tatsache zurückbehalten, daß auf dem Gebiete der wirtschaftlichen Umstellung ein Hassenpflug, zwar wider Willen, aber unabweisbar, für die Bezeichnung eines unzulänglichen Moseler Weines vorgesorgt, während in der Domäne der politischen Dichtung ein Stifft den bislang schärfsten Reim auf Gift geliefert hatte, wobei der Historiker wohl zu vermerken gezwungen wäre, daß die beiden Flüssigkeiten differenten Quellen entsprangen. Im übrigen lagen die Dinge damals, sowohl in der sozialen wie auch in der ökonomischen Sphäre, derart im Argen, daß sich die seltenen europäischen Spaziergänger jener Tage weniger in der Freude des Geniessens vor den unverfälschten Naturschönheiten als in der Feststellung trafen, daß der König der Niederlande, Wilhelm II., als Großherzog eines abgelegenen Gebietes, mehr zu bedauern als zu beneiden sei.

Allein dieser Herrscher hatte Kopf und Herz genug, um für die ferne Provinz jene Reformen vorzusehen, an deren Folgen sich das Land zu erholen vermöchte, während

den Einwohnern, noch in der Sonderpresse der deutschen Bundeszugehörigkeit, dauernd verbesserte Lebensverhältnisse bevorstünden. Freilich mußte er mit den damaligen Mitteln zu seinen Zwecken, nämlich mit den Menschen der Zeit und mit ihren zeitbedingten Menschlichkeiten rechnen: es ging nicht an, daß er überzeugte Französlinge oder eingeschworene Belgienfreunde zu Beratern und zu Mithelfern berief, wenn die Anhänger seines Hauses, als gutgefärbte Orangisten, sich ebenso vor- wie aufdrängten; Leuten, die ihr Mäntelchen nach deutschen Winden ausrichteten — wobei sie allen preußischen Wehungen sehr geschickt auszuweichen verstanden — durfte allerdings nicht Jedes und Alles verweigert werden; nein, es war nicht leicht, in den Stunden der Entscheidung aus dem Vielerlei der Stimmungen genau die Stimmen hörbar werden zu lassen, in welchen die Gesamtheit der seit Jahrhunderten geschlagenen Bürger sich ganz als vox populi hätte erkennen dürfen.

Es war ja durchaus nicht leicht, den Luxemburgern alles wohl und zugleich den Niederländern nichts schlecht zu machen, wobei noch auf den Deutschen Bund zu achten und dennoch die Zollanschlußidee weder abzulehnen, noch zu bejahen war. Vielleicht zeigte der deutsche Schriftsteller Gutzkow als Epigrammatiker den rechten Weg, als er ausrief:

«Erst im Kaffee, dann im Kattun, in der Seide, einig im Zucker —

Geht erst der Magen voran, folgt dann die Seele wohl auch.»

Die Luxemburger liessen sich lieber Zeit, bevor sie aus vollem Magen zu bejahen wagten — ihre Seele war durchaus nicht dabei, wie sie dem König-Großherzog deutlich zu verstehen gaben. Und dem Dichter August Heinrich Hoffmann von Fallersleben stimmten sie nur im ersten Teile, nie aber im zweiten, zu, als er 1840 sang:

«Schwefelhölzer, Fenchel, Bricken,
Kühe, Käse, Krapp, Papier,

Schinken, Scheren, Stiefel, Wicken,
Wolle, Seife, Garn und Bier;
Pfefferkuchen, Lumpen, Trichter,
Nüsse, Tabak, Gläser, Flachs,
Leder, Salz, Schmalz, Puppen, Lichter,
Rettich, Rips, Raps, Schnaps, Lachs, Wachs!
Und ihr andern deutschen Sachen,
Tausend Dank sei euch gebracht!
Was kein Geist je konnte machen,
Ei, das habet ihr gemacht:
Denn ihr habt ein Band gewunden
Um das deutsche Vaterland,
Und die Herzen hat verbunden
Mehr als unser Bund dies Band.»

Vielleicht griff der König-Großherzog fehl, in den Endwochen des Jahres 1841, als er den Daseinsläuften in Luxemburg ein festeres Bett zu sichern unternahm; dann aber mußte er später, klug und geschickt, den aus seiner Enttäuschung gesammelten Erfahrungen bessere Wahlen folgen lassen.

In der ersten Nummer des Jahrganges 1842, datiert vom ersten Januar, wußte das «Journal de la Ville et du Grand-Duché de Luxembourg», die einzige in der Hauptstadt erscheinende und nur französisch redigierte Zeitung, form- und kommentarlos mitzuteilen:

«Divers arrêtés de S.M. le Roi Grand-Duc des 21 et 23 décembre, portent les dispositions suivantes:

Il est accordé provisoirement démission honorable des fonctions de président de la chambre des comptes, qui cesseront avec la présente année, à Gaspard-Théodore-Ignace De la Fontaine, appelé à d'autres fonctions.

Monsieur G.T.I. De la Fontaine est nommé gouverneur par interim du Grand-Duché de Luxembourg.

Il entrera en fonctions le 1er janvier 1842.

Il lui est accordé en cette qualité un traitement de huit mille florins des Pays-Bas, qui commencera à courir à dater du 1er janvier 1842.

La place de président de la chambre des comptes restera à la disposition de Mr. de la Fontaine jusqu'à ce que Nous en ayons disposé autrement.

Est nommé président par intérim de la chambre des comptes, en conservant son traitement actuel de dix-huit cents florins, Jacques-Théodore-Joseph Leclerc, jusqu'ici membre de ladite chambre des comptes.

Est nommé conseiller de la chambre des comptes, avec un traitement annuel de dix-huit cents florins, Joseph-Martial Tock, contrôleur du cadastre, remplissant provisoirement les fonctions de membre de ladite chambre des comptes, etc.

Est nommé conseiller-assesseur de la chambre des comptes, Jacques-Dieudonné Clesse, avec un traitement annuel de douze cents florins, qui en même tems continuera à remplir les fonctions de secrétaire de ladite chambre des comptes jusqu'à disposition ultérieure.

Sont nommés membres du conseil de gouvernement: Jean-Baptiste Gellé, Jacques-Joseph Baltia, jusqu'ici conseillers de Régence, Jean Ulveling, assesseur de la même Régence, Théodore Pescatore, rentier, demeurant à Luxembourg.

Les susnommés conseillers de Gouvernement jouiront d'un traitement de deux mille cent florins des Pays-Bas. Ceux des conseillers de gouvernement qui, dans ce moment, jouissent d'un traitement plus élevé, conservent ce traitement.

Ils entreront en fonctions le 1er janvier 1842.

Est nommé secrétaire-général du conseil de gouvernement et des Etats du Grand-Duché de Luxembourg: Charles Simons, actuellement avocat à Luxembourg. Il est assimilé en rang aux conseillers de gouvernement.

Dans les cas non prévus par l'article 43 de la Constitution d'Etats, le secrétaire-général a voix consultative au Conseil de Gouvernement.

Le traitement de secrétaire général du Conseil de Gouvernement est de trois mille florins des Pays-Bas, qui commencera à courir à dater du 1er janvier 1842....»

Am 4. November 1841 wurde dem Geheimrat C.E. Stifft die Entlassungsurkunde zugleich mit der Mitteilung überreicht, daß das Großherzogtum ihm alljährlich eine Rente von viertausend Gulden zukommen lassen müsse, daß aber darüber hinaus der König-Großherzog geruht habe, ihm aus der Privatschatulle eine Supplementarpension von tausend Gulden zu überweisen[7]). Selbstverständlich müsse Stifft in der rechten Form den Außenminister und die akkreditierten Botschafter von seiner Demission unterrichten und möglichst umgehend den Baron de Blochausen instruieren, damit dieser seinen neuen Posten am 15. antreten dürfe. Am gleichen Datum erhielt der Kammerherr de Blochausen seine Ernennung als interimistischer Staatskanzler des Großherzogtums und wurde mit der Pflege sämtlicher Verbindungen zu den im Haag residierenden Diplomaten und zu der deutschen Konföderation zugleich mit der Leitung der Kanzlei betraut. In den Monaten Mai und Juni 1842 begab er sich, auf königliche Anordnung hin, nach Luxemburg, um dort die notwendigen Unterredungen mit der Regierung zu führen.

Bemerkenswerter als jede vorausgehende Unterhandlung, ob sie nun die Ernennung eines Gouverneurs oder die Berufung einer andern Autorität betraf, erschien dem Schriftleiter Schrobilgen das Faktum, daß in der Sprachenfrage andere als die in der Vergangenheit gültigen Normen maßgebend werden könnten. Darum beeilte er sich, in der ersten Nummer des Jahres 1842 nachdrücklich zu betonen:

«Dans le numéro du 15 décembre dernier, nous avons parlé de l'usage des deux langues du pays, dans les rapports des habitans avec l'administration publique et de la faculté que le gouvernement avait accordée à cette administration de se servir de la langue française qui, dans les tems les plus reculés, était employée tant par l'administration civile que par les tribunaux. Nous avons dit que les renseignements que nous étions parvenus à nous procurer à ce sujet, ne laissaient pas à douter que loin de porter atteinte

à l'usage de la langue allemande, cette langue conservait ses droits comme par le passé, comme étant naturellement langue nationale dans un pays qui appartient à la confédération germanique.»

Was besagte diese Wahrheit gegenüber der unnotierten Merkwürdigkeit, mit der im Haag die Geschichte inzwischen einen ihrer Streiche dadurch gespielt hatte, daß sie die beiden Antagonisten kommender landumstürzender Ereignisse fast zur gleichen Zeit am selben Orte, nämlich vor dem Könige, hatte erscheinen lassen, ohne ihnen freilich die Gelegenheit zu bieten, sich gegenseitig die Geheimnisse ihrer neu anzutretenden Berufe anzuvertrauen und also ab initio eine Reihe tragischer Mißverständnisse unmöglich zu machen? Baron de Blochausen hatte sein Amt als Kanzler angetreten, und Theodor Laurent, Bischof von Chersones, war, von Rom kommend, auf dem Wege nach Luxemburg, wo er als Apostolischer Vikar mit bischöflichen Befugnissen wirken sollte! Erst in der zehnten Nummer, am 2. Februar 1842, nahm das «Journal» Kenntnis vom Wechsel, indem es, in der kürzestmöglichen Form, seinen Lesern erklärte:

«M. l'abbé Van der Noot, vicaire apostolique du grand-duché, a demandé à S.M. le Roi Grand-Duc la démission de ses fonctions comme vicaire apostolique. Cet honorable ecclésiastique serait, assure-t-on, remplacé par M. Laurent, évêque de Chersonese. M. Laurent est Luxembourgeois d'origine et a été, antérieurement, préposé à de hautes fonctions ecclésiastiques à Liège, à Aix-la-Chapelle et dans les villes anséatiques.»

Schrobilgens Haltung gegenüber dem apostolischen Vikar war anfangs neutral, manchmal eher wohlwollend, wie in der vierundvierzigsten Nummer vom ersten Juni 1842 nachgewiesen werden könnte.

Diese Neutralität, zum Teil eine Folge der Indifferenz und der Nachlässigkeit, mit der das «Journal» in diesen Monaten geleitet wurde, dauerte über ein Jahr lang an. Sie erlaubte dem angegriffenen Bischofe die (deutsch)

geschriebene Verteidigung seiner Ehre in den Spalten des französischen Blattes.

Ja, am ersten Juli 1843 gestattete das «Journal» einem Zeugen, für den apostolischen Vikar in der gleichen Angelegenheit das Wort zu ergreifen:

«Hinsichtlich der, in Ihrem Journal vom 28. l. M. N° 51, erschienenen Bemerkungen, glaube ich als Augen- und Ohren- Zeuge, im Interesse der Wahrheit noch folgendes hinzufügen zu müssen:

1. Daß die, von einer hochwürdigen Geistlichkeit ausgehenden Sachen, nicht in Tilburg, sondern in Breda gedruckt werden, wo sich auch das große Priester-Seminar befindet, und der hochwürdige Bischoff apostolischer Vikar seine Residenz hat;

2. Daß Anfangs Februars l. J., sobald von unserm verehrungswürdigsten Bischof von Chersonese die in Rede stehende, vorgebliche Erzählung in holländischer und französischer Sprache im Nord-Brabander Journal, als unrichtig und falsch von einem Ende zum andern, abgewiesen worden, die betreffenden Civil- und Geistlichen-Autoritäten sogleich gegen dieselbe eingeschritten sind;

3. Daß demnach die dortige hochwürdige Geistlichkeit und selbst der hochwürdige Pater Bernard des Redemptoristen-Ordens von der Kanzel der Wahrheit, diese unerlaubte, lügenhafte Brochure, für ein Werk der Feinde der heiligen katholischen Religion erklärten, und deren Lesen ausdrücklich allen Gläubigen verboten;

4. Daß endlich darauf alle vorfindliche Exemplare in Massen den Flammen so überliefert wurden, daß Unterschriebener, zu jener Zeit, dort, alles Nachfragens und Bemühens ungeachtet, weder bei Buchhändlern, noch bei Privaten, auch nicht ein einziges Exemplar mehr davon finden konnte.

Luxemburg, den 30. Juni 1843.

J. Strock.»

Und am 12. August des gleichen Jahres 1843 öffnete Schrobilgen seine Zeitung jenen Männern, welche als erste berufen waren, in Sachen des Unterrichtes eine offene Stellung zu beziehen. Die Primärpfarrer und Dechanten ließen deutlich erklären:

«Erklärung.

Wir Unterzeichnete, Primär-Pfarrer und Dechanten des apostolischen Vicariats Luxemburg, finden uns durch die Veröffentlichung der Verhandlungen der Landstände über das Gesetz vom Elementar-Unterricht, veranlaßt und verpflichtet, in unserm Namen und im Namen aller unserer Amtsbrüder zu erklären, daß die Äußerungen von fünf oder sechs Mitgliedern der Landstände über die persönliche Gesinnung und amtliche Handlungsweise unseres hochwürdigsten Oberhirten und über das Verhältnis zwischen ihm und dem Klerus im offenbarsten Widerspruch stehen mit unserer ganzen Denkungsart und Überzeugung. Wir bezeugen insbesondere unsere vollkommene Übereinstimmung mit den Grundsätzen und Ansprüchen unseres verehrten Oberhirten in Bezug auf Unterricht und Erziehung der Jugend, Grundsätze und Ansprüche, die nothwendig aus den Begriffen der katholischen Glaubenslehre fliessen und deren Befolgung allein eine gedeihliche und ersprießliche Bildung der Jugend finden kann. Wir bekennen überhaupt, daß wir nicht allein mit der vom apostolischen Stuhl angeordneten kirchlichen Verwaltung unseres Vaterlandes pflichtmässig zufrieden sind, sondern daß wir auch überall und allzeit dem allgemeinen Oberhaupt der Kirche und seinem Stellvertreter unter uns mit willigem Gehorsam unterthan, mit tiefer Ehrfurcht ergeben, und in inniger Liebe verbunden bleiben, und alle Anreizungen zu Mistrauen und Unfolgsamkeit gegen unsern rechtmässigen geistlichen Obern durchaus abweisen.

Luxemburg, den 8. August 1843.

B. Ambrosy, Pfarrer und Dechant zu St-Michael in Luxemburg.

J. B. Küffer, Pfarrer-Dechant von Bettemburg.
J. Gaspar, Pfarrer und Dechant in Koerich.
H. Raths, Pfarrer und Dechant zu Ospern.
Hoffmann, Pfarrer-Dechant zu Mersch.
P. H. Graas, Pfarrer-Dechant zu Diekirch.
M. Frieden, Pfarrer und Dechant zu Vianden.
P. Britz, Pfarrer und Dechant zu Clerf.
F. Hoscheit, Pfarrer-Dechant zu Wiltz.
Thomas, Pfarrer-Dechant zu Echternach.
G. Burg, Pastor und Dechant in Grevenmacher.
J. B. Stoltz, Pfarrer und Dechant in Betzdorff.
En l'absence de M. le curé-doyen de Remich, M. Mees, curé desservant à Bous, et prêtre jubilaire.»

Am 12. August des Jahres 1843 freilich gab eine Zuschrift aus der Hauptstadt den heftigeren Ton der Kirchengegner in dieser Form an:

«Luxembourg, le 10 août 1843

Monsieur le Rédacteur,

On plaisante beaucoup sur le singulier sermon qu'un vicaire de la paroisse de St-Pierre a prononcé le 26 juillet dernier, à la cérémonie religieuse des tailleurs de cette ville. En effet, déclamer contre les francs-maçons en présence de bons artisans qui n'ont rien de commun avec eux, n'est-ce pas faire de la colère à froid et tomber dans le ridicule? Sous ce rapport, je n'ai rien à objecter à l'auteur de la lettre insérée dans votre feuille du 5 de ce mois. Je suis d'accord avec lui et avec ceux qui l'ont inspiré, que le prédicateur a manqué de tact en n'appropriant pas son discours à son auditoire.

Mais si ce défaut apparent de jugement n'était qu'une manoeuvre déguisée, un essai pour sonder les esprits de voir si, en foudroyant les francs-maçons, on ne peut pas parvenir à une conquête plus importante; si c'était une voie détournée pour atteindre peu à peu les dépositaires des lois et rompre la barrière qui sépare le temporel du

spirituel: alors la chose deviendrait plus sérieuse et il ne serait pas inutile de rappeler les droits et les devoirs de chacun. Permettez que j'en puise quelques-uns dans les actes les plus solennels des tems modernes.

(citation du concordat passé entre le gouvernement français et le Pape (1801))

Au moment où je finis cette lettre, j'apprends qu'on vient de refuser la bénédiction nuptiale à un homme qui est attaché à la société des francs-maçons en qualité de servant. Ainsi se vérifie déjà ce que j'ai dit au commencement. On ne se borne plus à outrager par paroles, on y ajoute les actions. Si cela se passe impunément, on ira sans doute plus loin encore. Mais dites-nous donc, ministres d'un Dieu de paix et de miséricorde, où avez-vous puisé une doctrine qui ne s'est jamais pratiquée à Luxembourg, depuis plus de 70 ans que la franche-maçonnerie y existe? Avez-vous bien prévu toutes les conséquences d'un refus inoui jusqu'à ce jour, et qui ne peut par conséquent pas être une nécessité de la discipline de l'église? Ne craignez-vous pas qu'on ne l'attribue, non à la sévérité de vos principes, mais au caprice et à l'aveuglement des passions? Ne craignez-vous pas qu'en refusant dûrement les sacremens et les consolations de la religion, vous n'amassiez sur vos têtes la malédiction de vos ouailles, ou que vous ne leur donniez du mépris pour les prêtres du Seigneur, et de l'éloignement pour les choses saintes? nemini dantes ullam offensionem ut non vituperetur ministerium nostrum; «n'offensez personne pour que notre ministère ne tombe pas dans le mépris». (Cor. 26). Ne vous semble-t-il pas que Dieu lui-même dit: Usque quo patiemur hoc scandalum? «Jusqu'à quand souffrirai-je ce scandale?» (Exod. 10. 7.).»

Das verhinderte nicht, daß Schrobilgen bereits am 16. August, also vier Tage später, den apostolischen Vikar wieder in Schutz nahm und die nachstehende Zurechtweisung erließ:

«Il circule, à Luxembourg et dans le pays, quelques exemplaires d'un numéro du Courrier de la Moselle, un des journaux les plus répandus du département français qui nous avoisine, dans lequel un long feuilleton reproduit, en langue française, la brochure en vente à Luxembourg, contenant la relation d'un exorcisme qui a fait du bruit dans notre pays. Cette relation est attribuée par le journaliste français, à M. le vicaire apostolique du grand-duché, tandis que l'on sait, à Metz aussi bien que chez nous, que M. le vicaire apostolique, dès que la traduction allemande de la même relation eût paru à Luxembourg, l'a formellement désavouée. Que le journaliste de Metz n'ait pas connu ce désaveu, c'est possible; mais, comme il reçoit le journal de Luxembourg, le fait est difficile à croire, et l'on est persuadé qu'il en fera mention quand il aura lu ces lignes. Toutefois, la publication qu'il a cru devoir faire, n'est pas ce qui doit nous occuper. Il a donné dans le corps de la feuille, une espèce de réclame où il semble pénétré de cette idée plus que singulière, que de telles relations sont faites pour les Luxembourgeois; que c'est une nourriture semblable qui convient à leurs crédules esprits; et, par le ton aussi bien que par le fond de sa pensée, il rabaisse les Luxembourgeois au niveau de ces populations ignorantes qui, dans les siècles barbares, abandonnaient aveuglément leur confiance à d'habiles thaumaturges.

On ne citera pas ici, textuellement, les paroles presque flétrissantes dont il se sert; nous respectons trop nos compatriotes pour leur mettre sous les yeux l'injure qui leur est jetée à la face. Une réflexion unique se présente à faire, c'est qu'il est vraiment bien déplorable que cette méchante relation de l'exorcisme essayé à Luxembourg, n'ait pas été désavouée, à Luxembourg même, dès l'origine, il y a environ un an, lorsque les exemplaires imprimés à Tilbourg ou à Maestricht chez un imprimeur très-connu, ont paru, en assez grand nombre dans le grand-duché, en langue hollandaise.

Alors, la traduction en langue allemande n'aurait pas été faite; on n'aurait pas cherché à exploiter, dans le Luxembourg, un scandale, qui fait plus de bruit que la chose ne le vaut, et nous, Luxembourgeois, peuple patient et de bon sens, ami de la droiture et de la paix, nous n'aurions pas à nous débattre sous les imputations calomnieuses lancées des quatre points cardinaux contre notre antique rectitude d'esprit et de coeur.»

Dann, am 19. August, kam, von einem Mitgliede der Landstände, jene Reaktion, welche das «Journal» nun zur prädestinierten Wächterin der liberalen und der freimaurerischen Denkgebiete machte:

«Luxembourg, le 17 août 1843.

Monsieur le Rédacteur du Journal de Luxembourg,

Voulez-vous m'obliger en faisant insérer dans votre prochain numéro le peu de lignes qui vont suivre; cette insertion, je le pense bien, ne peut pas m'être refusée.

Les curés doyens viennent de faire, devant le Grand-Duché, une protestation publique qui sert de justification authentique aux appréhensions manifestées par les Etats du pays. Les Etats, dans l'intérêt des Luxembourgeois, ont voulu combattre certaines tendances; ces tendances apparaissent aujourd'hui, sans voile, au grand jour; la protestation des chefs du clergé les a hautement proclamées.

Cette profession de foi politique est l'oeuvre systématique d'un esprit qui n'est pas celui de l'ancien clergé luxembourgeois.

Les Neunheuser, les Vandernoot, dont la mémoire sera à jamais vénérée dans ce pays de modération et de tolérance, ne l'eussent pas proposée à la signature de leurs subordonnées. Ils ne l'eussent pas signée eux-mêmes. Les antécédents du clergé luxembourgeois sont tout autres. Ils sont en contradiction avec un pareil écrit.

Si les tendances du moment présent sont approuvées par nos curés-doyens, ils prononcent par là même, la condam-

nation du passé. Les précédens administrateurs spirituels du clergé, les chefs qu'il a eus jusqu'à présent à sa tête, sont réprouvés par lui. La protestation renferme des insinuations malveillantes; elle est un brandon de discorde qui dans le pays pourrait avoir de fâcheuses conséquences pour le clergé même.

Il y a dans cet acte imprudence, et, sous ce rapport, le doigt inexpérimenté qui dirige le culte se fait sentir.

Il y a dans cet acte précipitation irréfléchie. Car, ceux qui l'ont signé ont bien pu se soumettre servilement à leur chef qui dispose de leurs personnes et de leur position, mais, en oubliant ce qu'ils doivent à leur Roi et à leur pays, il n'y a pas eu conviction, spontanéité, ils ont été entraînés par force majeure.

Ils ont abdiqué leur conscience comme citoyens de l'Etat; ils n'ont pas osé soutenir leur droit en face de l'exigence supérieure.

Auraient-ils signé une pièce si irréfléchie, si antinationale, si attentatoire au respect dû à la magistrature suprême, s'ils avaient été libres de leur opinion? non, encore une fois non, ils ne l'eussent pas fait.

Sur qui donc doit retomber la faute de tout ceci? Et quel est donc le mauvais génie, qui, depuis quelque tems, souffle la discorde sur notre paisible pays?

Un membre des Etats».

Die Zuschrift verdient, als einer der ersten kaum kamouflierten Angriffe auf den Apostolischen Vikar, eine eingehende Analyse jener billigen Rhetorik, die unter dem Tarnkleide des ehrlichen Ernstes eine bischoffeindliche Stimmung sogar im Lager der Kleriker hervorzurufen sich bemühte. Bewußt wurde die Haltung des alten luxemburgischen Klerus, der dem Staate gegenüber allzeit willfährig und nachgiebig gewesen war, den neuen Tendenzen entgegengestellt, welche nichts anderes als die Mündigkeitserklärung der Kirche für die Verwaltung ihrer eigenen Belange zum Zwecke hatten. Zum ersten

Male wurden die Anwürfe hörbar, welche später, gut gelenkt und geschickt verstärkt, den kühnen, für die Gegner freilich allzu kühnen Bischof aus dem Wege räumen sollten: ein unkluger Akt, ein ungeübter Finger, der den Kultus lenkt, unüberlegte Eile im Handeln, Diktatur in der Ausübung der kirchlichen Autorität!

Am 23. August 1843 war die Härte des Kampfes nicht mehr zu übersehen. Ein längerer Artikel zeichnete die Fronten ab:

«Si le clergé a été satisfait, avant 1830, de la part que le Gouvernement lui avait faite dans l'administration de l'instruction primaire, il ne peut pas y avoir de motifs pour qu'il ne soit pas aussi satisfait de la part que lui fait la loi actuelle. Or, le clergé est plus largement traité par cette loi que par les anciens règlemens.

Mais si le clergé n'est pas satisfait, qu'il ne se contente pas d'une vaine formule de protestation? Qu'il fasse, non du bruit, mais de la besogne; qu'il articule ses griefs; qu'il dise en quoi son action et son influence se trouvent trop circonscrits; qu'il parle enfin, et l'on saura ce qu'il demande! Jusqu'ici l'on n'en sait rien. Ses prétentions sont restées dans le vague d'un écrit signé de quelques curés de canton. Il faut énumérer des faits, spécifier des actes, si non on aura de graves raisons pour croire que ceux qui ont mis leurs noms au bas de ladite protestation ne savaient pas qu'ils entendaient réclamer.

Est-ce contre la discussion même qui a eu lieu dans le sein de l'assemblée des Etats, que MM. les curés ont voulu se poser en adversaires? — C'est autre chose. Hé bien! nous leurs apprendrons ce qu'ils savent peut-être déjà, que les discussions n'ont pu être produites par la presse que fort en résumé; que les appréhensions de beaucoup de membres des Etats à l'endroit de l'esprit d'envahissement du clergé, ont été mis hautement et avec une rude franchise, au grand jour; que les Etats se sont montrés sensibles à la vérité et ont désiré des restrictions, tout en laissant néanmoins subsister dans la loi, des dispositions

suffisamment favorables au clergé, pour qu'il n'ait pas à se plaindre; que si la presse avait pu rendre les paroles des orateurs dans toute l'étendue des détails, sans rien omettre, les Luxembourgeois seraient convaincus qu'aucun éclaircissement n'a été épargné, qu'aucune vérité n'a été dissimulée pour répandre la plus éclatante lumière sur toutes les questions soulevées à l'occasion de la participation du clergé dans l'administration de l'enseignement primaire.

Que veut-on donc au bout du compte? — Ce que l'on veut? Faire du bruit, inquiéter le Gouvernement et se poser en victimes. Mais les Luxembourgeois savent à quoi s'en tenir. Toujours prêts à rendre à Dieu ce qu'ils doivent à Dieu, ils ne refuseront pas à César ce qui lui appartient. Plus on cherchera à leur montrer la thiare comme leur signal de ralliement, plus ils s'appuyeront contre le trône de leur prince. Avons-nous donc besoin de demander à Rome des réglemens pour notre administration intérieure, et les citoyens qui débattent librement nos lois, sont-ils donc dans le cas de devoir demander leurs inspirations à une autorité étrangère? Quels engagemens de conscience ont-ils contractés, autres que ceux qui les lient au Roi et à la patrie?

La protestation de MM. les curés a vu le jour, après que la loi sur l'instruction primaire eût été promulguée. Dès lors elle était inutile, puisque le souverain avait adopté la loi et qu'aucun changement n'était plus possible; et elle était une injure gratuite aux Etats du pays, puisque les Etats avaient achevé le travail et que, de plus, la session était close. C'est pendant la session qu'il fallait élever votre voix, serviteurs trop humbles d'un pouvoir auquel vous n'avez rien à refuser, et, peut-être alors, l'assemblée se serait-elle émue de votre mécontentement. Mais vous êtes restés dans le silence.

Le clergé parait vouloir se constituer en corps politique.

Si cela n'était pas, pourquoi se réunirait-il en un certain nombre pour réclamer des privilèges de corps.

Est-ce comme corporation que par la loi sur l'instruction primaire, le clergé est admis à l'administration publique de cet intérêt vital de la société? Non, certes, et personne n'oserait soutenir l'affirmative. Les ecclésiastiques y sont admis comme citoyens de l'Etat, comme citoyens dont le caractère spécial et la profession supposent, de leur part, une aptitude et une vocation toute particulière pour la surveillance de la partie de l'instruction qui touche aux moeurs, aux devoirs et aux sentiments religieux. Voilà la vérité.Vouloir sortir de ce cercle et prétendre que le clergé, en sa qualité de clergé, exerce des droits exclusifs, c'est ne pas avoir de notion exacte sur le principe libéral qui ressort de la constitution du pays.

Ceci est plus sérieux qu'on ne pense en certains lieux. Car, si la prérogative souhaitée par le clergé venait jamais à lui être concédée, l'Etat ne serait plus dans l'Etat, il serait à Rome. Le trône serait dominé par l'autel. Le clergé ne trouverait pas son profit à essayer un envahissement dont le résultat serait d'anéantir la source où il puise sa consistance, ses ressources et jusqu'à sa position sociale.

Les tems sont changés d'ailleurs, nous ne sommes plus au tems où une association trop fameuse tenait l'empire moral et religieux sous ce sceptre dont la poignée était au Vatican. Les Luxembourgeois aimeront à prendre toujours leur part aux sermons; mais ils ne se laisseront jamais faire.

Quid Domini facient....?»

Die Hetzaktion setzte sich fort und steigerte den polemischen Ton in den Nummern 68 («Un membre des Etats contre le vicaire Kauder de l'Eglise St-Pierre qui a prêché contre les francs-maçons», Réponse d'un curé-doyen du Vicariat Apostolique à l'article du 19), 69 (Réponse au curé-doyen, plaidoyer en faveur des francs-maçons), 70 (Lettre, signée Pamphile, contre les curés et pour les francs-maçons), 72 (Lettre contre le clergé),

73 («Le clergé et l'instruction publique»), 74 (Lettre contre le doyen d'Echternach), 76 (Lettre contre le vicaire apostolique au sujet du baptême d'un enfant de franc-maçon), 78 und 79 («Respectueuse requête d'un franc-maçon à Monseigneur le vicaire apostolique»), 82 (Publication de deux lettres émanant d'un Sieur Millem, l'une adressée au Roi et l'autre au vicaire apostolique au sujet de la non-bénédiction d'un mariage), 84 (Lettre d'Oberschlindermanderscheid contre le vicaire apostolique), 94 (Lettre au vicaire apostolique au sujet de l'abbé Keiffer qui n'avait pas dédaigné les dons des francs-maçons), 100 (Le rabbin est présenté comme le modèle d'un chef de culte) und 104 (Contre les jésuites).

Am 15. Mai 1844 schien Schrobilgen aus seiner langjährigen Indolenz herausgerissen worden zu sein, da er etwas Unglaubliches zu vermelden wußte: das Erscheinen einer deutschen Zeitung!

Die Länge der Ankündigung, die betonte Wiederholung ihres Programmes und einige halb getarnte Hinweise auf andere Unternehmungen im Auslande ließen durchblicken, daß die Ruhe der Zeitung mehr gespielt als natürlich war: sie fürchtete doch, daß das neue Blatt ihre Monopolstellung gefährden könnte, umso mehr als sie in ihrer Nummer vom 5. Juni ein Kuriosum als «Lettre à l'éditeur-propriétaire» veröffentlichen mußte.

War in dieser Replik schon die Behauptung merkwürdig, daß das «Journal» verschwinden müsse, so übertraf die in der gleichen Nummer vom 5. Juni erscheinende «Annonce» sämtliche Momente der normalen Verblüffung.

Es erschienen dann wirklich am gleichen Tage, nämlich am Mittwoch, den 3. Juli 1844, aus derselben Offizin mit demselben Vermerk: Druck von J. Lamort, zwei Zeitungen, die sich zwar im Formate glichen, da ihre vier Seiten drei gleich breite Spalten aufwiesen, die aber in der Sprache wie in der Haltung gegensätzlich waren: hier die «Luxemburger Zeitung», deutsch geschrieben und katholisch eingestellt, und dort der «Courrier du Grand-Duché de

Luxembourg», französisch redigiert und liberal-antiklerikal fixiert. So wie es den Setzern keine Schwierigkeiten machte, jetzt «Antiqua»- und dann «Fraktur»-Lettern aus den Kästen zu heben, um bald Dieses, bald darauf das Gegenteil behaupten zu lassen, so empfand der Drucker nicht die geringste Sorge um die Paradoxie seines Handelns solange es ein Handel mit profitlichen Konsequenzen blieb. Einmal freilich, bei der neunundzwanzigsten Nummer, passierte ihnen gemeinsam das Mißgeschick, daß sie, aus einer anscheinend lieben Gewohnheit heraus, dem neuen «Courrier» den alten Hut des «Journal de la Ville et du Grand-Duché de Luxembourg» aufsetzten — wer merkte es schon?

In der Angabe der verantwortlichen Leiter glichen die beiden Blätter sich wieder dadurch, daß sie unerrötend logen: das deutsche Organ nannte nicht Ernest Grégoire, sondern einen unscheinbaren F. Zucker (dessen Süßigkeiten keineswegs aus den Texten zu erspüren waren), und das französische unterschlug sowohl den Herrn Schrobilgen wie auch die Herren Norbert und Charles Metz, um sich mit einem V. Hoffman zu begnügen. Alles andere war dann zu Beginn eine dreimal wöchentlich wiederholte Folge von Widersprüchen, Attacken, Repliken, Anpöbeleien und Dialogen zwischen tauben Schreiern, bis beim täglichen Erscheinen, ab Januar 1845, die rascher zupackenden Ereignisse ein intensiveres Zurückgreifen auf die Texte und Berichte ausländischer Zeitungen forderten.

An den Eingang ihres Wirkens im öffentlichen Leben setzten die beiden Zeitungen weit zielende Programme. So schrieb die «Luxemburger Zeitung»:

«Luxemburg, Ende Juni.

Mit vorliegender Nummer lassen wir unsere Zeitung in's Leben treten. Es geschieht dies im festen Vertrauen auf die gute Sache, der wir unsere schwachen Kräfte widmen zu müssen glaubten, im Vertrauen auf die in der Wahrheit liegende unbesiegelte Kraft, und auf Den, der jedem Unternehmen, wenn es gut und rein ist, segnend

und schützend zur Seite steht. Dabei glauben wir ein allgemein gefühltes Bedürfnis zu befriedigen, das bei Verhandlungen öffentlicher und politischer Angelegenheiten durch die Tagespresse — auch die wesentlichen Interessen der Kirche vertreten wissen will. Wir theilen die Überzeugung der edlern Geister aller Zeiten, daß die materiellen Interessen der Menschheit — nie herabgewürdigt und in ihrer Entwickelung gehemmt, aber doch stets den geistigen untergeordnet werden müssen, und namentlich jede gute Politik zum mindesten der Religion nicht abhold sein dürfe. —

Wir legen aber Hand an's Werk, nachdem wir seit Jahren in den öffentlichen Tagesblättern unseres und der benachbarten deutschen Länder Umschau gehalten, nachdem wir ihre starken und schwachen Seiten erkannt, dabei aber nicht nur die Rechte der Kirche ohne Advokatie erblickt, sondern geradezu vielfachen, bald durch Leidenschaft, bald durch Ignoranz diktirten Angriffen bloßgestellt sahen. Der historischen und kirchlichen Wahrheit Zeugnis gebend, sind wir jedoch weit entfernt, einen confessionnellen Kampf hervorrufen, und die Genossen anderer Religionsbekenntnisse in ihren Überzeugungen kränken zu wollen. Wir ehren jede Überzeugung, wenn sie anders eine aufrichtige ist; aber wir fordern auch Achtung für die unsere, und erkennen es darum für unsere Pflicht, überall wo dem Glauben der katholischen Kirche, oder ihren Institutionen, durch versteckten oder offenen Angriff, durch Lüge und Entstellung entgegengetreten wird, eine ruhig gehaltene, aber entschiedene Abwehr einzuleiten. — Vorzüglich jedoch wird unser Bestreben darauf gerichtet sein, einer in ihrem Ausgang, wie in ihrer Richtung, gleich verkehrten Tagesphilosophie, und ihren praktischen Ergebnissen sichtend, richtend und verurtheilend nachzugehen. Diese erkennen wir als den gemeinschaftlichen Feind aller christlichen Bekenntnisse und des wahren Wohles der Menschheit. Und wie mächtig der Feind immerhin sei — wir scheuen den Kampf nicht,

da wir uns der Güte unserer Sache bewußt sind; hier feige zurücktreten, würden wir für einen Verrath an der Menschheit halten.

Was den durch die Zeit bedingten Fortschritt betrifft, so haben wir uns bereits in unserm Prospectus, wiewohl nur gedrängt, darüber ausgesprochen. Wir wiederholen es: unsere Tendenz ist conservativ und progressiv zugleich. Wir verwahren uns auf das Feierlichste gegen jene unvernünftige Anschauung, die man so gerne einer conservativen Richtung zuschiebt. Wir wollen bloß das wesenhaft Gute, das der Idee Entsprechende conservirt wissen, und theilen keineswegs das thörichte Streben jener, die eine Sache bloß, weil und wie sie besteht, erhalten wollen; wir unterschreiben darum nie das Einseitige in der Theorie von den Faits accomplis, die so häufig selbst von den Radicalen zu Gunsten ihrer politischen Faseleien ausgebeutet wird. Wir wissen es so gut, als Andere, daß auch die besten Dinge im Verlaufe der Zeit mit Entstellung, Auswuchs, Mißbrauch oder Stagnation bedroht sein können. Aber wir werden stets fragen: welches ist die Idee, die dieser Sache zu Grunde liegt? kann und soll diese Idee aufrecht erhalten werden? wie entspricht der vorfindliche Zustand dieser Idee? — Vor allem bezieht sich unser conservatives Streben auf das Christenthum, seinen objectiven Lehrbegriff, seine wesentlichen Institutionen. Wir gestehen es unverhohlen, daß wir über das Christenthum hinaus keinen Fortschritt kennen und anerkennen, vielmehr in der Christianisirung der Menschheit, ihre höchstmögliche, einzig der göttlichen Idee conforme Civilisation begrüßen, und halten das Beginnen, den historischen Erlöser aus der Menschheit und ihrer Geschichte hinauszuschaffen, für das unsinnigste und verwerflichste, das die Finsternis je ersonnen. Nicht: Phase des Christentums in der Geschichte, sondern: Phase der Geschichte im Christenthum, ist unser Wahlspruch.

Wir kennen und wollen aber auch einen allseitigen Fortschritt in Wissenschaft, Kunst, Gewerb, Industrie,

Staatsverfassung, ja selbst im Christenthume. Den letztern bezeichnen wir, um möglichen Mißverständnissen vorzubeugen, vorläufig dahin: subjective Verständigung, Erfassung und Durchdringung der objectiv gegebenen Thatsachen und Lehrsätze — realisirt in der Philosophie des Christenthums, die congruent ist mit der des gesunden Menschenverstandes. Die feste Basis dieses Fortschrittes gedenken wir nachzuweisen in den ersten Prinzipien alles Denkens und Erkennens, in den unmittelbarsten Thatsachen des Bewußtseins, in den tief-innersten Erfahrungen des menschlichen Geistes. Unsere Gegner werden daraus ersehen, wie sehr sie sich täuschen, wenn sie auf Obscurantismus in unserer Zeitung Jagd machen zu können glaubten; mitten auf dem geistigen Gebiet werden wir das Terrain zum Kampfe wählen; mögen sie uns dahin folgen, wenn es sie gelüstet, die Schärfe des Schwertes der Idee zu erfahren. Es wird sich zeigen, ob der von uns vertretene Fortschritt an Tiefe, Gründlichkeit, Ausdehnung und Großartigkeit jenem durch die neueste antichristliche Tagesphilosophie mit so viel Ostentation und Selbstgefälligkeit präsentirten weichen müsse; es wird sich zeigen, ob wir Unsinn geredet haben, wenn wir behaupten, daß die wahre Wissenschaft — also auch die wahre Praxis, nur als conservativ und progressiv zugleich gedacht werden könne.

Das Verhältnis unserer progressiven Tendenz zu den bestehenden Staatsverfassungen betreffend, erklären wir uns wiederholt für die in dem Prospectus ausgesprochene naturgemässe Evolution, in entschiedenem Gegensatze zu all und jeder Revolution, die wir nach den Grundsätzen des Christenthums zwar wohl für ein — in der Geschichte eines gefallenen Geschlechtes bedingt — nothwendiges Übel, aber nie und nimmer als etwas positiv Gutes betrachten können, welches an und für sich, und anders, als durch unmittelbares Eingreifen der Vorsehung einen normalen Zustand herbeizuführen vermöchte. Und fürwahr! hätten wir auch diese prinzipienmässige Ansicht

nicht gewonnen — der blosse Hinblick auf den heutigen Zustand des Landes, das durch seine zweimalige Staatsumwälzung die furchtbare Saat der Revolution über den europäischen Continent ausgestreut hat, der Hinblick auf die Früchte, die diese Saat getragen, könnte uns gründlich von einer Hinneigung zu dem revolutionären Prinzip heilen. Wir adoptiren gern jede wesentliche Verbesserung, wann und wo sie sich geltend macht; huldigen aber demungeachtet einem weise bemessenen Vorschreiten — um so mehr, je öfter die Erfahrung die bitter Getäuschten überführt hat, daß sie das Kind mit dem Bade ausgeschüttet. Nach dem Beispiele des Erlösers, nach der Weisung des Weltapostels, nach dem hochherzigen Vorgange der Christen der ersten Jahrhunderte, und des katholischen O'Connell in unsern Tagen — welches letztere Ereigniss von Vielen noch immer nicht in seiner vollen Bedeutung erkannt wird — predigen wir Gehorsam und Unterwerfung, und in Fällen der Gewissensbeeinträchtigung passiven Widerstand gegen ungerechte Obrigkeiten; damit wo der persönliche Werth eines Herrschers abhanden gekommen, dessen ideelle Würde noch anerkannt und geachtet werde. Und das Alles unbeschadet der Ergreifung rechtmässiger, gesetzlicher Maßregeln zur Verhütung, resp. Beseitigung des Druckes, überzeugt, daß in solchen Fällen, das Moment der Providenz die beharrliche Ausdauer mit demselben siegreichen und glänzenden Erfolg krönen werde, den die ersten Christen ohne Auflehnung gegen die römischen Imperatoren davongetragen, und den Irland ohne die Fackel der Empörung gegen seine Bedrücker davontragen wird.

Auf die Angriffe gegen unsern Prospectus, auf die Verdächtigung unseres Blattes noch vor dessen Erscheinen haben wir hier kein Wort zu verlieren. Das polternde Wesen, die bannalen Schlagwörter, der fieberhaft gespannte Ton in diesen Artikeln, werden hoffentlich jedem Unbefangenen diese Producte ohne Weiteres hinreichend characterisirt haben. Die Praktiken insbesondere be-

treffend, die der Liberalismus, dem Wortlaute nach, der Vertreter der Freiheit, anzuwenden sich nicht gescheut hat, um unser Unternehmen gleich im Keime zu ersticken — so kennen wir eine Nemesis, der wir hier ruhig das Geschäft überlassen können!

Nach dieser Darlegung unserer Tendenz bieten wir allen Gleichgesinnten, die mit uns von der Nothwendigkeit einer entschiedenen Vertretung der bezeichneten Interessen durch die Tagespresse überzeugt sind, hiermit die deutsche Hand zum Bunde, und geben der Hoffnung Raum, daß die ihre rege Theilnahme und geistige Unterstützung gegenwärtigem Unternehmen zuwenden werden».

Der «Courrier du Grand-Duché de Luxembourg» war vehementer im Ton, als er seine Intentionen offen als Kampfeswillen gegen den «Jésuitisme» zu erkennen gab.

Das Klima, in dem sich die sogenannte öffentliche Meinung ausdrücken sollte, war, sofern die Programmsätze hier und dort als Wärmemesser gelten durften, weder mild noch heiter, — im Gegenteil: das verhieß Meinungsstürme und Denkgewitter ohne Ende in den grauen Zeiten, welche den politischen Wirren des vergangenen Jahrzehnts gefolgt waren.

Was war nun geschehen? Wie konnte eine unabhängige Zeitung sich zwingen lassen, ohne Widerspruch das eigene Hausrecht aufzugeben und dem ungebärdigsten Eindringling alle Räume auszuliefern? Es war ein journalistischer Husarenstreich, der wohl kaum Demjenigen zugetraut werden konnte, der auf der letzten Seite der ersten Nummer als «Verantwortlicher Redakteur: F. Zucker» unterzeichnete. Den Luxemburgern war dieser Mann durchaus nicht unbekannt, da er eine Zeitlang als Artillerist in der preußischen Armee und in der Festungsbesatzung gedient hatte. Im Schreiben des Gouverneurs de la Fontaine an de Blochausen vom 27. Dezember 1844 wurde von diesem Strohmanne ausgesagt:

«Un rédacteur adjoint au Sr. Grégoire qui ne connait pas l'allemand, un Sr. Zucker, sorti de l'artillerie prussienne, a récemment quitté furtivement et son emploi et cette ville; il est resté le débiteur de son locataire, de son tailleur, de son cordonnier, de son traiteur et de son libraire. Car ce brave homme avait pris la précaution, la nuit de son départ, d'évacuer ses effets et ses hardes par la fenêtre.»*

Da der eigentliche Wortführer der Zeitung durch seine Verhandlungen mit dem Drucker und durch sein sonstiges Auftreten bekannt geworden war, konnte nicht ausbleiben, daß sich sämtliche Attacken nach und nach auf seine Person konzentrierten.

Die biographischen Daten, welche sich auf Ernest Grégoire beziehen, sind, nach den Vorarbeiten von Louis Leconte in «Les Ephémères de la Revolution de 1830» und «Les Mémoires du Lieutenant Général Baron de Wautier», von Carlo Bronne in: «La Conspiration des Paniers Percés», von Karl Bachem in: «Josef Bachem und die Entwicklung der Katholischen Presse in Deutschland» und von Lamartine in: «Mémoires politiques», ziemlich festliegend und erschöpfend, soweit sie nicht eine Ergänzung durch die Dokumente in den luxemburgischen Archiven zur Abrundung des seltsamen Charakterbildes verlangen.

Louis Leconte begann des Mannes Lebensbeschreibung, etwas voreilig urteilend und scharf verwerfend, folgendermaßen:

«En 1823, il nous arriva notamment, dans de semblables conditions, un hôte de l'espèce la plus turbulente, brouillon par tempérament, qui laissa de mauvais souvenirs partout où il passa.

* F. Zucker mauserte sich in Deutschland zum Hochstapler durch, wurde als angeblicher „Baron" geschnappt und ins Gefägnis gebracht.

Ernest Grégoire, dont les parents occupaient un rang honorable dans la société, naquit à Charleville en 1800; il reçut une éducation distinguée et fit ses premières classes au collège de cette ville, où ses idées excentriques et son audacieuse témérité lui valurent le surnom de «Tête de fer». Ses études en médecine, à Paris, furent surtout signalées par sa participation à tous les troubles et même aux conspirations.

Pour échapper aux vexations policières, il se rendit aux Etats-Unis, dont la forme de gouvernement populaire souriait à son imagination de démophile. Il observa le mécanisme de la Société républicaine de l'Union et fréquenta surtout les membres de l'ordre de Cincinnatus.

Rentré d'Amérique, Ernest Grégoire se lia avec les principaux chefs du parti républicain français et fut longtemps en relations épistolaires avec La Fayette. Après avoir formé des assocations secrètes dans plusieurs cités, un incident le contraignit à chercher asile en Belgique.

Lors des élections de 1823, au collège électoral de Charleville où les royalistes étaient en majorité, Grégoire signala énergiquement les manoeuvres illégales du bureau. Au cours de la discussion qui en résulta, le capitaine de gendarmerie eut recours à la force pour expulser le manifestant du local. Cet officier voulut même lui porter un coup de sabre, mais Grégoire parant avec sa canne, fit sauter l'arme et brisa le poignet de son adversaire. Le sous-préfet ordonna l'arrestation immédiate du perturbateur qui, avec le sabre même du capitaine, se fit jour à travers la foule.

Il passa alors notre frontière et alla terminer ses études à l'Université de Liège. Là encore il se fit remarquer par son emportement: «sa vie n'a pas été celle d'un anachorète, et plus d'une fois la police eut à intervenir dans les écarts de cette jeune tête». Néanmoins, Grégoire avait su gagner l'amitié de ses professeurs et celle de ses condisciples les plus distingués; tous reconnaissaient en lui de profondes capacités.

Ayant obtenu le diplôme de médecin, il se maria et alla s'établir à Spa où il se constitua bientôt une bonne clientèle. Mais ses extravagances et ses manifestations intempestives contre les croyances et les convictions de ses concitoyens lui mirent à dos les gens bien pensants; pour se soustraire aux cabales, il alla se fixer à Bruxelles, s'y refit rapidement une renommée et cultiva l'amitié de plusieurs grands personnages.

Grégoire ne tarda pas à se lier avec le fils de l'ancien conventionnel Chazal. Fatigué de faire de la médecine et de pratiquer «une science que le charlatanisme de ses confrères n'honorait plus à ses yeux», il fit paraître un opuscule qui souleva contre lui jusqu'au plus mince Esculape de la Faculté. Bientôt le jeune Chazal et lui formèrent une association commerciale et créèrent un magasin d'habits confectionnés.

Mais comme, pour Grégoire, rien ne pouvait être durable, même l'amitié, il se brouilla vite avec son collaborateur, auquel il intenta un procès. Une convention intervint cependant: après que la révolution de Juillet eût éclaté, le ci-devant médecin obtint une suspension dans la procédure pour aller tenter fortune à Paris.

En passant par sa ville natale, il y fut arrêté comme espion prussien; prévenu, La Fayette le tira de ce mauvais pas et l'appela près de lui.

N'ayant pas trouvé en France ce qu'il espérait et apprenant que l'insurrection grondait à Bruxelles, Grégoire revint pour surveiller ses affaires; il constata alors qu'en son absence, son ancien associé avait fait saisir ses biens. Il jura de tirer grande vengeance de cette injure, mais comme les événements se précipitaient, il oublia ses inimitiés pour se lancer tête baissée dans la lutte».

In den ersten Septembertagen war Ernest Grégoire eine der stärksten Agitationsquellen und zugleich die Seele des Widerstandes, sodaß ihm der Grad eines «capitaine aide de camp» verliehen wurde.

«Notre homme quitta l'état-major pour prendre le commandement de la colonne de droite, qui, débouchant de la place Royale simultanément aux deux autres surgissant de la Montagne du Parc et de la rue de Louvain, livrèrent l'assaut au Parc le 25. Dès lors il retint l'attention de tous; cependant, révolutionnaire fougueux, il prêcha toujours le respect de la propriété et préserva maints hôtels du pillage, ce qui lui fit obtenir la confiance des membres du Gouvernement provisoire et, notamment, celle du comte Félix de Merode qui dès ce moment le protégea».

Nachdem er sich mit De Potter verbunden hatte, machte er Vorschläge, um die Diktatur auszurufen, wurde aber nicht angehört und mußte sein Aktionszentrum nach Flandern verlegen, wo er gewisse Erfolge aufzuweisen hatte. Zum Danke nahm ihn de Merode mit nach Brügge, wo er das Kommando über ein Expeditionskorps erhielt, welches Zeeland erobern sollte. Nach wechselnden Vorstößen versuchte er einen Handstreich auf Oostburg, der fehlschlug. Trotzdem erhielt er das Brevet eines «lieutenant-colonel honoraire», was ihn erbitterte, da er glaubte, Besseres verdient zu haben. Darüber geriet er in eine Auseinandersetzung mit de Merode, der ihm den Untergang aufgrund seines Ehrgeizes prophezeite, verließ plötzlich seinen Schutzherrn, gegen den er Drohungen ausstieß, und nahm schließlich den Titel eines effektiven «lieutenant-colonel» an, um als Korpschef in Brügge drei Elitekompagnien leichter Infanterie auszubilden. Allein er wollte höher hinaus und wartete seine Stunde ab. Die sah er kommen, als Graf du Chastel im Namen des Prinzen von Oranien Supporter in diesen Provinzen suchte und den energischsten in Ernest Grégoire fand.

Der «cher colonel», wie du Chastel den Abenteuerer nannte, heckte eine großartige Verschwörung aus, um Flandern den Belgiern zu entreißen und dem Holländer zuzuführen. Am ersten Februar 1831, gegen elf Uhr

abends, sollte der entscheidende Schlag fallen. Leider zogen die Soldaten des Verschwörerheeres, nach einem tüchtigen Zechgelage, mit Pauken und Trompeten aus, sodaß die andern Offiziere, die de Merode treu geblieben waren, Vorbereitungen treffen und die Anhänger des Prinzen von Oranien gebührend empfangen konnten. In seinen Mémoiren schrieb der «lieutenant général Baron de Wautier»:

«Je rencontrai la corvée portant les munitions en route; rassuré de ce côté, je continuai jusqu'à la citadelle. Les deux bataillons du 7e régiment d'infanterie, commandés par le colonel L'Olivier, y étaient sous les armes, mais n'avaient pas d'ordre de marche. Je fis sortir le 1er bataillon.

Place Saint-Pierre, le colonel fit arrêter sa troupe sous prétexte que les gibernes étaient vides. On alla aussitôt chercher des cartouches, en attendant, le colonel se promena avec moi devant son unité. Soudain, sans balancer, il me dit: «Général, mettez-vous à la tête du mouvement de Grégoire, je vous soutiendrai avec mon régiment». Je me trouvais dans la même situation que près de Mariakerke. Que répondre, seul, à un colonel à la tête de son régiment! Pour gagner du temps, je répondis: «C'est le général Duvivier qui commande, allez lui faire cette proposition.» Mon but était de l'éloigner de ses soldats de façon à le renvoyer au général qui, appuyé par le bataillon de chasseurs de Bruxelles, bien dévoué à la révolution, aurait pu le faire arrêter tout de suite. L'Olivier y alla effectivement et je descendis en ville à la tête du 1er bataillon du 7e de ligne. Quand nous atteignîmes la Place d'Armes, tout était fini, les sapeurs pompiers avaient mitraillé le bataillon de Grégoire devant l'hôtel du Gouvernement, Grégoire et les siens étaient dispersés et en fuite.

Je trouvai le général Duvivier se promenant, coude à coude, avec le colonel L'Olivier, sur la Place d'Armes. J'en conclus que le colonel n'avait rien dit au général;

L'Olivier s'éloigna et je continuai la promenade avec Duvivier qui resta silencieux. Cette réserve m'ouvrit les yeux, mais voulant avoir une certitude, je le questionnai; il éluda d'abord mes questions, mais il finit par m'avouer que l'L'Olivier lui avait fait les mêmes propositions qu'à moi. Je lui dis: «Et vous ne l'avez pas fait arrêter, vous qui aviez la force disponible». Je l'engageai à faire un rapport au ministre de la Guerre sur sa conduite. Voyant la répugnance que cette idée lui inspirait, je le menaçai de le faire moi-même.

Le même soir arriva M. Vanderlinden, commissaire du Gouvernement provisoire, chargé de faire une enquête. J'insistai à nouveau auprès du général Duvivier pour lui faire faire rapport sur la conduite du colonel L'Olivier; il n'en fit rien. Je m'attendais évidemment à être interrogé par le Commissaire du Gouvernement, étant le principal témoin de l'affaire. Mais pas du tout, le général Duvivier resta avec lui très tard dans la soirée, si bien que, après minuit, voyant que je n'étais pas appelé, je me rendis auprès de M. Vanderlinden et je lui témoigna ma surprise de ce qu'il ne m'avait pas entendu, que je savais que son premier rapport était déjà parti sans avoir pris ma déposition. Il fut très étonné lorsque je lui racontai, entre autres choses, la conduite du colonel L'Olivier et la tolérance du général Duvivier. Il me demanda de lui remettre, à ce sujet, un rapport écrit. Je rentrai de suite chez moi et, une heure après, je lui remis ma déclaration détaillée sur tout ce qui s'était passé dans la journée du 2 février, faisant tout particulièrement ressortir les propositions que m'avait faites le colonel L'Olivier, ainsi que celles au général Duvivier. Puis, je me mis au lit. J'étais à peine couché que le colonel Borremans, du bataillon de chasseurs de Bruxelles commandé par le major Baron, entra dans ma chambre et me remit 400 florins en or pour être distribués à ses chasseurs, disant que c'était l'argent du prince d'Orange. Cet incident, ajouté aux propositions du colonel L'Olivier et à l'absence de toute disposition défensive de la part du

général Duvivier, m'indiqua, que, moi seul, je n'étais pas de la conspiration, car il est évident qu'en me chargeant d'aller, seul, arrêter la marche de Grégoire, le général avait prévu mon arrestation, ainsi que celle de mon aide de camp. Si Grégoire avait agi ainsi, il serait arrivé au centre de la ville de Gand sans rencontrer le moindre obstacle. C'était un dimanche, les troupes étaient éparpillées en ville, ce qui me fait croire que c'était chose convenue.

Chose incroyable, malgré les rumeurs publiques qui accusaient les autorités militaires de Gand, le général Duvivier fut maintenu dans son commandement; mais à cause de la persistance de ces bruits auxquels le Gouvernement ne put pas plus longtemps rester sourd, il reçut enfin une autre destination et je le remplaçai par intérim. Peu de temps après, je fus nommé lieutenant général tout en conservant le commandement, c'était une satisfaction.

Plus tard, j'appris que la conspiration de Grégoire avait de grandes ramifications jusque dans le Gouvernement; il était donc naturel qu'on ne sévît pas contre le colonel L'Olivier; le général Duvivier fut comblé de faveurs et, peu de temps après, le colonel L'Olivier fut nommé général-major.»

Grégoire schlug sich, nach dem Mißlingen seines Planes, bis nach Eccloo durch, wo er zwar seine Frau wiedertraf, aber auch verhaftet wurde. Leconte schließt seinen Bericht also:

«Le peuple cria à la trahison, les patriotes fulminèrent et exigèrent prompte vengeance, on la leur promit.

Le Congrès nomma alors un Régent, qui n'eut d'autres soucis que d'étouffer, étouffer toujours, ces déplorables affaires. Aussi Grégoire et le menu fretin de ses complices, traînés de tribunal en tribunal, furent-ils condamnés, puis acquittés sous de fallacieux prétextes; ce grand coupable ne fut même pas rayé des contrôles de l'armée.

Se sachant définitivement discrédité en Belgique et escomptant la reconnaissance de la Cour batave, il passa

en Hollande où on lui confia l'organisation d'un corps de partisans destiné à lutter contre sa patrie d'adoption, c'est alors seulement qu'il perdit son grade de lieutenant-colonel dans notre armée.

Sa nouvelle faveur ne fut pas de longue durée, ce brouillon n'était pas du tout prisé chez nos voisins. Il rentra bientôt en France où il vécut au jour le jour, grâce à une rente de 4.200 francs que lui assurait le roi Guillaume.»

Es war gewiß kein Zufall, daß der rastlose Agent aller zweideutigen Aktionen im Jahre 1841 in Trier seine Residenz bezog. Mutmaßlich hatte er mit den Pariser Freunden der Kölner und Koblenzer Geistlichen-Verschwörerkreise Kontakt genommen — J. T. Laurents Bruder Joseph war in Paris der Verbindungsmann dieser rheinischen Katholiken strenger Observanz zur französischen Presse —, hatte die Kämpfe um den Hermesianismus verfolgt und im Herzen Partei ergriffen für den verfolgten Erzbischof Clemens August von Droste-Vichering und dessen Geheimsekretär Eduard Michelis, war in Berührung gekommen mit dem Pfarrer von Gemmerich, Laurent, und dessen Mitstreitern Michelis, Andreas Fey, Schaffrath und Scheiffgens; vielleicht auch liefen seine Beziehungen vom Pariser Jesuiten Abbé Martin de Noirlieu zum Aachener Pfarrer Aloyse Nellessen und all den vielen Geistlichen, welche damals bestrebt waren, in den Rheinlanden eine Neugestaltung nicht nur des religiösen Lebens herbeizuführen. Der «Athanasius» von Josef Görres, die Schriften von J. T. Laurent, den der Aachener Verschwörerkreis nach Köln hatte bringen wollen — Erzbischof Clemens August von Droste-Vichering hatte den Eiferer, welcher seiner Zeit als Hermes-Gegner das Rheinland verlassen hatte, nicht aufnehmen wollen — im Lütticher «Journal historique et littéraire» von P. Kersten und die Stellungnahme des Königsberger Juristen Rintel zugunsten des Erzbischofes hatten eine Atmosphäre geschaffen, aus der

heraus eine Revolution allzu leicht entstehen konnte. Die Dinge für die Maximalkatholiken waren dann umso günstiger geworden, als ein Hauptglied der Verschwörerkreise, eben J. T. Laurent, als Apostolischer Vikar nach Luxemburg berufen worden war. Die Möglichkeit schien gegeben, von Luxemburg aus über Trier und Koblenz nachhaltig in den rheinischen Raum hineinzuwirken, vor allem durch ein Mittel, das sich in den dreißiger Jahren als so wirksam erwiesen hatte, daß J. T. Laurent zur Erkenntnis gekommen war: «Ich sehe ein, daß heutzutage auf dem Wege der Presse muß gearbeitet werden und werde mich nicht weigern, mein Scherflein beizutragen, wo ich eine Art Beruf erkenne.»

In der Tat war man bemüht, eine neue gediegene katholische Zeitung politischer Natur herauszugeben, obschon die «Kölnische Zeitung» und die «Stadt-Aachener Zeitung» bestanden. Freilich waren diese Blätter, vor allem durch die Einwirkung der Zensur, derart indifferent geworden, daß die sogenannten «Ultrakatholiken» sie nicht als ihre Organe anzuerkennen vermochten. Die Unterhandlungen zogen sich allerdings länger hin, als erwartet, da erst im April 1843 das Programm zur Herausgabe einer «Coblenzer Zeitung» publik gemacht werden konnte. Leider mißlang der Plan, sodaß auf einer andern Ebene neu begonnen werden mußte. Unzweifelhaft durch Laurents Vermittlung und durch die Mitarbeit der «Verschwörer» von ehedem kam es zur Gründung der «Luxemburger Zeitung» als einer Behelfslösung, da die Intentionen der Presseförderer nach wie vor dem Wirken im rheinischen Raume galten, weshalb sie bemüht blieben, die Verlagerung des Verlags von Luxemburg nach Trier durchzusetzen.

Da die Verhandlungen und die Vorarbeiten, mit allen Demarchen und Enttäuschungen, Umänderungen und Neuplanungen, die Geduld des Hitzkopfes Grégoire auf eine allzu harte Probe stellten, leistete sich dieser in der Zwischenzeit ein neues Husarenstückchen alter militäri-

scher Art. Im niederländisch-belgischen Raume bereitete sich etwas Neues vor. Eine Reihe von Reformern mit dem Utopisten De Potter, Grégoires gutem Bekannten, an der Spitze, wollten die limburgischen und die luxemburgischen Territorien «zurückgewinnen» und im «eroberten» Brüssel die Republik ausrufen. Andere Extremisten gingen andere Wege, da sie gemeinsam mit der französischen, holländischen und preußischen Opposition — von einer luxemburgischen ging nicht einmal die Rede — einen Föderativstaat der freien Völker zu gründen beabsichtigten, in welchem die Niederlande (mit Belgien selbstverständlich), Luxemburg, die Rheinlande und Ostfrankreich glücklich und zufrieden existieren dürften. Das wäre natürlich eine Sache nach dem Herzen des unstäten Abenteuerers Grégoire gewesen, allein er sah sich diesmal in die passivere Rolle des Mittelmannes zwischen den höchsten holländischen Kräften und den belgischen Konspiratoren abgedrängt. Eine Erhebung zugunsten der Niederlande sollte am 25. September 1841 ausbrechen. Über das Nichtgelingen des Planes drückte sich Carlo Bronne in seiner obenerwähnten Schrift folgendermaßen aus:

«Le jour H arriva sans qu'apparemment les autorités se fussent le moins du monde émues de ces préparatifs peu confidentiels. Les réjouissances populaires prévues au programme des journées nationales s'étaient déroulées dans l'allégresse; des bouffées de fanfare et des claquements de drapeaux animaient seuls la paisible capitale.

Réunis chez l'un d'eux, les chefs de la conspiration attendaient. De Gand, Metdepenningen devait apporter trois ou quatre millions, car si l'argent est le nerf de la guerre, il est la moelle des révolutions. Les républicains s'étaient également installés en permanence au journal le «Patriote», prêts à toute éventualité. D'un instant à l'autre le signal allait être donné.

Soudain, un personnage dissimulant son visage, ainsi qu'il est de tradition en ce genre de mission, pénétra dans la pièce où se tenaient les conjurés. C'était l'ex-colonel

Grégoire, conspirateur en disponibilité, devenu conseiller d'Etat (Sollte Bronne hier den Hitzkopf Ernest nicht mit dessen Bruder Henri verwechselt haben?) en service extraordinaire et émissaire de Guillaume Ier.

«Eh bien? firent les généraux en se levant tous ensemble. Que dit le Roi?»

«Messieurs, dit Grégoire, je suis porteur de tristes nouvelles. Sa Majesté m'envoie vers vous en toute hâte pour vous prier de suspendre l'exécution de votre entreprise.»

«C'est impossible» s'écria van der Meere atterré. Songez, Monsieur, qu'à cette heure tout le monde est à son poste, le dernier mot a été dit. Actuellement les meneurs en savent trop. Reculer, c'est nous perdre.»

«Je me rends compte, fit le colonel, de ce que votre position a de pénible et croyez bien que, personnellement, j'en suis navré. Il a fallu une circonstance bien impérieuse pour que le Roi me dépêche auprès de vous. Il y va de la couronne. Vous savez que les Hollandais sont opposés à la réunion. Le budget n'est pas encore voté; si les troubles éclatent à présent, le Roi sera accusé d'y avoir mis la main, on lui refusera tout et il se verra dans des embarras dont il n'ose envisager les conséquences. Le Roi en appelle à votre sagesse, à l'affection que vous lui témoignez. Il n'a pas d'ordres à vous donner, mais à partir de cet instant, je dois vous déclarer qu'il n'est plus rien dans cette affaire.»

«Enfin, Sa Majesté n'a pas pu croire, reprit van der Meere, que c'est pour moi que depuis deux ans je me donne tant de peine et fais tant de sacrifices? Demain, je lui apportais une couronne, aujourd'hui vous m'apportez l'infamie. Allez, Monsieur, allez dire au Roi que ses ordres seront exécutés.»

En moins de deux heures, affirme le Comte, le contre-ordre général fut donné....»

Nach diesem neuen Fehlschlag eines gewaltigen Unternehmens blieb dem Commis-voyageur der blendenden

Aktionen und der heimlichen Konspirationen nur mehr übrig, sein Können auf geistigen Schlachtfeldern unter Beweis zu stellen und anstelle des Haudegens die Stichfeder zu führen. Sein Schicksal verschlug ihn also nach Luxemburg, wo er im Schatten des König-Großherzogs, den er sich verpflichtet glaubte, ein geschütztes Journalistendasein zu genießen gedachte. Gegen Ende 1843 waren die Voraussetzungen zur Herausgabe einer katholischen Zeitung, so weit sie das Programm betrafen, beendigt. Was die «Coblenzer Zeitung» hätte leisten sollen, wurde nun auf die «Luxemburger» übertragen. Die Einstellung ihrer Hintermänner wurde folgendermaßen klargelegt:

«Eine große Anzahl politischer Blätter vertritt mit rastlosem Eifer die Interessen der protestantischen Concession, und selbst die Juden haben ihre besonderen Zeitungen; die Katholiken allein besitzen keine politische Zeitung, die von ihrem Standpunkte aus die Tagesereignisse bespricht und beurteilt. Und doch ist Deutschlands größere Hälfte katholisch, und bloß durch äußere Verhältnisse von einer würdigen Vertretung ausgeschlossen geblieben, obgleich es sich wahrlich nicht behaupten läßt, daß sie einer solchen niemals bedurft hätten.

Während die Anfeindungen alles desjenigen, welches den Katholiken heilig und teuer ist, auch in den verschiedensten Zweigen der Literatur sich täglich mehrten, geschah nur sehr wenig zur Widerlegung nichtiger Anschuldigungen und selbst boshafter Verläumdungen, zur Belehrung und Aufklärung der lesenden Menge.

Die Wahrheit ohne Leidenschaft und Parteigeist immer darzubieten, sei die beständige Aufgabe eines katholischen Blattes. Ein solches, auch auf dem politischen Gebiete, ist ein großes und dringendes Bedürfnis nicht nur jedem Katholiken, sondern auch dem gebildeten und aufgeklärten Protestanten, dem an einem richtigen und unbefangenen Urteil, einer klaren und ungetrübten Ansicht der Dinge gelegen ist.

Die katholische Kirche ist wesentlich erhaltend. Selbst auf heiligen historischen Überlieferungen beruhend, ehret sie alle wohlbegründeten Rechte, und lehret Treue und Gesetzlichkeit: alle Zerstörungen und gewaltsamen Umwälzungen sind ihr ein Greuel. Wenn aber die Kirche allen Aufruhr und Unordnung verdammet, so verteidigt sie doch niemals das Unrecht, welches Willkür und rücksichtslose Gewalt des Einzelnen begehet: sie verdammet eben so entschieden die Tyrannei und die Übergriffe des Absolutismus. Stets hat sie für die wahre Freiheit, die auf Recht und Gesetz, auf Ehrfurcht vor dem Hohen und Heiligen beruhet, standhaft gestritten.

Daher wird ein Blatt, welches von wahrhaft katholischem Geiste erfüllt ist, nie der Willkür und dem Absolutismus das Wort reden und ebenso allen Umtrieben der Revolution und des Ultraliberalismus entgegenarbeiten. Wohlerworbene Rechte werden ihm heilig sein, Wahrheit und Gerechtigkeit gegen Jeden ihm ewige Regel bleiben. Es wird unermüdlich zu gesetzlichem Fortschritte, zu wahrer Aufklärung, zu freier, geistiger Entwickelung des Volkslebens hinstreben.»

Ernest Grégoire erhielt nun den Auftrag, in Luxemburg einen geeigneten Drucker zu verpflichten. In seiner Broschüre: «Impuissance d'une constitution» erzählte er den Vorgang in dieser Form:

«Un certain nombre de catholiques, comprenant la nécessité d'avoir un organe qui pût, dans le voisinage de Trèves, défendre les intérêts de leur Religion journellement attaquée par une masse de journaux, et surtout par la feuille semi-communiste et semi-panthéiste qui se publie sur les bords de la Moselle, accueillirent avec joie la proposition de fonder, à Luxembourg, un journal qui soutînt, dans toutes leurs conséquences, les principes du catholicisme. Cette publication, qui ne devait être continuée à Luxembourg que jusqu'à l'époque à laquelle on eût obtenu du gouvernement prussien la concession

nécessaire pour transporter le siège du journal à Trèves, fut fondée sur actions.

Je fis un arrangement avec M. J. Lamort, imprimeur et propriétaire-éditeur d'une feuille libérale paraissant à Luxembourg, arrangement par lequel il cesserait de publier son journal, le seul qui parut dans cette ville, et serait chargé d'imprimer la feuille catholique; il faisait le sacrifice de son journal, parce que sans cela nous étions sur le point de contracter avec un libraire luxembourgeois, qui eut monté une nouvelle imprimerie, dont M. Lamort voulait éviter la concurrence. Quelque temps après cet arrangement, M. Lamort m'écrivit que si par hasard un journal nouveau voulait s'établir en opposition à la feuille catholique, il se trouverait dans le même cas d'une concurrence d'imprimeur, et me demanda si je refusais de le laisser libre d'imprimer ce journal éventuel. Quoiqu'il y eut pour notre publication un avantage évident à refuser, puisqu'une autre feuille n'avait plus le temps de monter une imprimerie pour pouvoir paraître immédiatement après la cessation du journal de M. Lamort, je répondis à ce dernier que, réclamant la liberté de discussion pour mes principes, je rougirais de l'empêcher pour d'autres, et qu'en conséquence je consentais à sa demande. Quelques jours après, le rédacteur de ce journal libéral, M. Schrobilgen, fonctionnaire qui cumule les appointements de greffier en chef de la cour supérieure, de secrétaire de l'administration de la ville, etc., publia que j'avais voulu étouffer la voix des libéraux; mais qu'elle continuerait malgré moi à se faire entendre, et il profita de cette occasion pour dénoncer formellement à la police prussienne notre feuille future comme la continuation de publications faites à Sittard (Limbourg) et qui avaient été prohibées dans les états prussiens.»

In seinem Schreiben vom 27. Dezember 1844 an de Blochausen erklärte der Gouverneur de la Fontaine zur Gründungsgeschichte diese Einzelheiten:

«Le journal allemand dit Luxemburger Zeitung a été fondé sur capital de cent cinq mille francs souscrits par des actionnaires, parmi lesquels feu Mr. Pierre Pescatore figurait pour une somme de 25 à 30.000 francs».

Merkwürdig berührte das Faktum, daß die Hintermänner der Gazette wohl einen luxemburgischen Geld-, aber keinen eingeborenen Strohmann zu finden vermochten. Zucker hatte gar bald andere als Sitzsorgen.

In dem bereits zitierten Schreiben de la Fontaines an den Kanzler im Haag vom 27. Dezember 1844 hieß es:

«Ce Monsieur Zucker se trouve en ce moment remplacé par un nommé Stirnberg qui n'est que traducteur; mais avant hier est arrivé un rédacteur dont on n'a pas pu me dire le nom, mais que l'on sait être un protestant devenu catholique.»

Und er war mehr: nämlich ein Jude aus Königsberg, namens Karl Gustav Nikolaus Rintel, dessen Lebensdaten von Karl Bachem an verschiedenen Stellen seines zweibändigen Werkes folgendermaßen dargestellt wurden:

«Doch mit allen diesen Flugschriften konnten die katholischen Schriftsteller kaum in den katholischen Gegenden der Erdrückung durch die zahlreiche gegnerische Presse sich erwehren. Keine Zeitung in Preußen durfte wagen, ihre Spalten der Verteidigung des gefangenen Erzbischofs zu öffnen. Die Katholiken selbst hatten keine einzige Zeitung und ebensowenig eine Zeitschrift, welche auf dem Gebiete der Politik den Anforderungen einer gesunden Kirchlichkeit und katholischen Rechtgläubigkeit genügte. In Bayern war hierin mehr Freiheit; aber auch in Bayern vertraten nur wenige Blätter das Recht der Kirche in diesem schweren Streit, vor allem die Augsburger Postzeitung und die Neue Würzburger Zeitung, welche letzterer wir noch begegnen werden. Auch der Fränkische Courrier in Würzburg brachte einige wirkungsvolle Artikel zur Verteidigung der katholischen Sache, welche von Hermann Müller herrührten. Die gesamte protestantische Presse in und außer Preußen vertrat geschlossen den

Standpunkt der preußischen Regierung und blies die Posaune zum Kampf gegen Rom. Die einzige Ausnahme machte die Börsenhalle in Hamburg, in deren «Literarischen und kritischen Blättern» der junge Franz von Florencourt, damals noch Protestant und ohne Verbindung mit Katholiken, lediglich von seinem natürlichen Gefühl geleitet und vom Standpunkt des Rechtes aus den Kölner Erzbischof entschieden verteidigte. Ihm schloss sich der ebenfalls noch protestantische damalige Regierungsreferendar Rintel an, welcher sowohl eine Verteidigung von Clemens August als auch später eine solche des Posener Erzbischofs von Dunin als Buch erscheinen ließ.»

«Clemens August, Erzbischof von Köln, gegen die Anklagen der preußischen Regierung verteidigt von einem Protestanten», (Regensburg 1838); «Verteidigung des Erzbischofes von Gnesen und Posen Martin von Dunin,» (Würzburg, Stahel'sche Buchhandlung 1839). — Karl Gustav Nikolaus Rintel war 1809 in Königsberg von jüdischen Eltern geboren. Er studierte Rechtswissenschaft, konvertierte zum Protestantismus, wurde Regierungsreferendar und als solcher am Rhein und in Westfalen verwandt. Die erste der genannten Schriften veröffentlichte er seiner amtlichen Stellung wegen anonym. Doch ist die Vorrede unterzeichnet: «Königsberg, den 18. März 1838.

Karl Gustav Rintel.»

Als bestritten wurde, daß der Verfasser Protestant sei, bekannte er sich seiner Behörde gegenüber als Verfasser. Es folgte eine Disziplinaruntersuchung gegen ihn, welche mit der Verurteilung zu einem Jahr Festungshaft und dem Verluste der Nationalkokarde endigte. Als er seine genannte zweite Schrift veröffentlichte, war er bereits «ehemaliger Regierungsreferendar». Kurz vor Antritt der Festungshaft, Mitte 1839, trat er zur katholischen Kirche über. Im Jahre 1840 veröffentlichte er eine «Rechtfertigung der persönlichen Handlungsweise Sr. Majestät

des Königs von Preußen in den Angelegenheiten des hochwürdigsten Herrn Erzbischofs Klemens August von Köln», Würzburg bei Voigt und Mocker, welche nicht durchweg den Beifall der Katholiken finden konnte. Wir werden ihm noch als Redakteur der Breslauer Allgemeinen Oderzeitung begegnen.»

Zuvor freilich kam er — von wem gerufen? Von Bischof Laurent? Von Bischof Arnoldi? Von August Reichensperger? Oder geschickt von Dr. Eduard Michelis? — nach Luxemburg, um in seiner tiefgründigen Art die wichtigsten Probleme darzustellen, und das zu einer Zeit, nämlich um Weihnachten 1844, als die Schlacht um den Bestand der Zeitung bereits verloren war.

Wohl der bedeutendste Mitarbeiter, neben Rintel, war, von Trier herüberwirkend, August Reichensperger, der am 20. Februar 1844 seine Ernennung zum Landgerichtsrat in Trier erhalten und am 1. Mai sein Amt angetreten hatte. Verschiedentlich weist Ludwig Pastor in seinem Werke über August Reichensperger auf dessen Kollaboration hin; so sagt er im ersten Bande:

«Das Vertrauen, das sich in diesen Worten aussprach, hat Reichensperger in vollstem Maße gerechtfertigt, so sehr auch in Trier zunächst andere Dinge an ihn herantraten. Als er dem dortigen Bischof Wilhelm Arnoldi seine Aufwartung machte, klagte dieser bitter über das Darniederliegen der katholischen Presse und gewann ihn als Mitarbeiter für die neue «Luxemburger Zeitung». Reichensperger trat hier gegen die «Trierer Zeitung» in die Schranken. «Was die hiesige Zeitung betrifft», heißt es in einem Briefe an v. Thimus, «so ist ihr Redacteur Walther ein Protestant, ein Aufklärich von der allerflachsten Sorte, welcher nach der Auflösung der «Rheinischen Zeitung» deren wilde Elemente an sich zog, während Dumont in Köln die zahmen sich zu eigen machte.»

«Die Koblenzer Zeitung», von der Regierung gekauft, wurde im «antirheinländischen sowohl wie antikirchlichen Sinne redigirt.» Reichensperger bemühte sich, die Eigentümer des Blattes zu vermögen, «von dem Baalsdienste sich loszusagen und wieder auf das wahre Evangelium zu schwören». «Zu meiner großen Freude», meldete er am 5. Juli Steinle, «erfahre ich es aus Koblenz, daß unsere Fahne schon wirklich auf dem Redactionsbureau weht. Auf Derartiges lege ich das größte Gewicht. Was nützen uns alle die gelehrten Bücher, die die Masse des Volkes nicht liest, nicht lesen kann, wenn tagtäglich auf allen Wirtstischen und Bierbänken dem Bürgersmann die Irreligiosität, ja die Gottesläugnung tropfenweise eingetrichtert wird, wie solches die hiesige Zeitung wenigstens systematisch gethan hat?» Auch in der Folgezeit widmete er der katholischen Presse seine ernsteste Aufmerksamkeit. «Man munkelt ja so fatale Dinge über die Zukunft der «Rhein- und Moselzeitung», heißt es in einem Briefe vom 25. Januar 1845 an v. Thimus. «Hoffentlich wird doch nicht ein abermaliges Umkippen bevorstehen. Ich muß gestehen, daß ich für meinen Theil im allgemeinen bisheran ganz zufrieden mit derselben war und überhaupt der Ansicht bin, daß man in Anbetracht der Schwierigkeit ein Ideal zu verwirklichen, seine Ansprüche nicht zu hoch spannen darf.» Der praktische Gesichtspunkt, der hier zum Ausdruck kommt, zeigt sich auch in dem Bemühen Reichenspergers, katholische Zeitungen ins Trierer Casino zu bringen, was ihm «nach mehreren vergeblichen Anläufen» gelang. Unermüdlich war er bei seinen Freunden, namentlich bei v. Thimus und Christ, thätig, um sie zur Unterstützung der katholischen Presse zu veranlassen. «Jeder muß sich rühren, denn jetzt gilt es oder nie.» Diese Äußerung bezog sich auf ein großes Ereigniss, dessen er in Trier Zeuge war: die Ausstellung des heiligen Rockes. Es erschien ihm «providentiell, daß gerade noch vor dem heiligen Rock die «Luxemburger» und die «Koblenzer Zeitung» die ultramontane Flagge aufzogen.

Was fingen wir denn jetzt sonst gegen all das Bellen und Geifern an? Darum aber auch auf das heiße Eisen losgeschmiedet!»

Zwei Briefe Reichenspergers an von Thimus beschäftigten sich mit dem gleichen Thema. Im ersten hieß es:

«Der öffentliche Geist Triers gestaltet sich immer besser, dank dem heiligen Rock, dem unheiligen Ronge und der Luxemburger Zeitung, welch letztere hier wieder an fünfzig Abonnenten gewonnen hat, während die Trierische Zeitung um hundert Abonnenten ärmer geworden ist.»

Und der Ausschnitt aus dem zweiten erklärte:

«Im Feuilleton der Luxemburger Zeitung habe ich das Urteil Menzels über Görres mit einer kleinen Einleitung abdrucken lassen; gewiß wäre es sehr zu wünschen, daß insbesondere die Rhein- und Moselzeitung die letzte Schrift in etwa gründlicher bespräche....»

An mehreren Stellen seines Buches über die Entwicklung der katholischen Presse in Deutschland zeigte Karl Bachem auf das gleiche Faktum hin und betonte den Anteil Reichenspergers an den Kämpfen jener Zeiten.

Von Luxemburgern, welche Rang und Namen hatten, nahm vor allem Obergerichtspräsident München einen lebhaften Anteil an der Redaktion, sofern man dem scharf und erbittert urteilenden Gouverneur Glauben schenken darf, der in einem Briefe an den Kanzler de Blochausen vom 19. Dezember 1844 dieses vorbrachte:

«Luxembourg, 19 décembre 1844.

Monsieur le Chancelier,

Ma lettre de ce jour vous apprendra seulement une partie de ce que j'avais à vous apprendre concernant Grégoire *et ses associés occultes*. Il y a des choses tellement délicates à dire, qu'on n'en ose pas confier à des tiers, de la discrétion la plus éprouvée, à peine se les avoue-t-on à soi-même.

Tel que je connais le Président München, je n'ai aucune peine à deviner sa pensée et son but: il est étonnant que

l'âge n'amortisse rien dans les fougueuses passions de cet homme; il paraît tous les jours devenir plus irascible, plus haineux et surtout plus envieux.

L'indépendance de ces hautes fonctions et de la magistrature en général ne lui suffit pas, il vise à la domination.

De là ses attaques incessantes contre le pouvoir exécutif et les institutions qui font prospérer le pays; de là ses tentatives de sortir de sa sphère d'action et de s'ériger avec la Cour en surveillant des intérêts publics.

Aujourd'hui il parait fort lié avec le Sr Grégoire, que l'on voit deux à trois fois par jour entrer et sortir chez lui. Quelle est la cause de ces assiduités? Personne ici ne s'est jamais mépris sur la portée de ces conciliabules et dès l'arrivée de Grégoire à Luxembourg; ce qui se réalise avait été prévu.

Il faut dans Grégoire distinguer deux hommes, l'un est un homme de droit (?), dont le clergé catholique et plus spécialement le clergé catholique de la Prusse a fait choix pour faire paraître sous son nom un journal d'une tendance et d'un esprit purement catholique-romain-ultramontain: un journal qui devait d'abord paraître à Coblence et auquel le gouvernement prussien a refusé la concession demandée.

Le second homme dans Grégoire, c'est lui-même, un homme d'une effronterie et d'une arrogance dont rien n'approche, un homme indocile à toute espèce de frein et ennemi d'un gouvernement quel qu'il soit.

Peu de temps après qu'un tel sujet était venu s'établir parmi nous, il a fait, chose prévue comme je l'ai dit, connaissance avec la Maison München — similis simili gaudet — aussi peu de temps après ont paru des articles appelés à légitimer la qualification du nouveau journal comme *Luxemburger*, des articles d'intérêt local, mais dont la rédaction redondante et boursoufflée trahissait l'auteur indigène familier avec un tel style.

Déjà dans le no 4 du journal parut une apologie écrite avec assez de circonspection, je dois l'avouer, sur l'ad-

ministration Hassenpflug. (Noté en marge). C'était au sujet du système d'enseignement à la tête duquel se trouvait l'abbé Manternach.

Il y eut trêve après que l'arrivée du Roi fut connue, aussi bien que pendant le séjour de S. M. et pendant un certain tems qui suivit son départ. Je me borne à citer les articles, je dis les nos 17 et 18 comme renfermant des articles jésuitiquement combinés pour atteindre à la fois et le Courrier et ses rédacteurs réputés belges.

Je passe encore sous silence les dissertations contre le projet de loi sur les assurances donné dans les nos 27, 29 et 30 et respecte le droit de discussion — moins la forme.

Mais dans le n. (?) la Luxemburger avait soutenu que tout étranger allemand était apte à remplir des fonctions publiques dans le Grand-Duché — Sur la réponse péremptoire donnée par le Courrier, vint le no 26 une justification de cette proposition et cette justification tendant à réduire à l'état de bouffon (?) la constitution du pays octroyée par le Roi Grand-Duc: d'après l'auteur, de ce qu'il appellait l'ordonnance du 12. 7. déclarant qu'il n'y a d'apte aux emplois que des Luxembourgeois nés ou naturalisés était *Bundesverordnung.*

Un jeune homme, un nommé Jonas récemment de retour des universités allemandes fit, avec beaucoup de peine, recevoir dans le no 34 une réponse à cet article.

Réplique dans le no 38 et réponse de Jonas à cette réplique dans le no 40 — le jeune homme échappé aux bancs de l'Ecole venait de fermer la bouche au rédacteur (?) dissertateur.

Cet échec dégouta pendant quelque tems le corédacteur dans l'envoi de ses élucubrations. Mais depuis que les tribunaux sont saisis de la plainte de Grégoire, on a repris courage; on tient prête la massue d'Hercule pour écraser les contradicteurs. Voyez les articles dirigés contre l'administration concernant la partie de sel que nous adressons à la Belgique nos 69 et 74.

Mais, me demandez-vous, Monsieur le Chancelier, quel est le but de Mr le Président dans la circonstance actuelle, quel doit être l'effet de sa démarche si insolite? Voici ce but, je suis sûr de ne pas me tromper, parce que depuis fort peu de tems je vois cet homme qui médite les choses de loin, préluder à la fin.

Son fils est comme de raison l'avocat de Grégoire: la loi sur la récusation n'a pas formellement enjoint au père de se retirer dans les affaires correctionnelles portées en appel; aussi mettant de côté toute espèce de délicatesse, Mr le Président a prétendu présider la discussion de ces sortes d'affaires. Mais la Cour s'y est opposée pour le motif que dans les actions de l'espèce, une partie pouvait jusqu'à la fin des débats, se porter partie civile, d'où naissait un intérêt civil qui obligerait le père de se retirer — pendant longtemps Mr le Président a respecté cette décision, mais à force d'obsession il est parvenu à une capitulation dont voici les termes: il se retirera dés qu'une partie plaignante se portera partie civile, mais pas avant: — or voici ce qui va arriver: Si Grégoire est réduit à agir en nom personnel, il est partie civile et le Président doit se recuser: Si au contraire c'est le ministère qui poursuit, emprisonnement, amende etc. et que Grégoire, qui a bien retenu la leçon, ne demande pas de dédommagement civil, le Président peut rester sur son siège et prononcer un arrêt déjà rendu in petto.

Le Gouverneur
de la Fontaine.

20 décembre 1844.

PS. J'ai retardé le départ de ma présente lettre, sachant que dans la journée d'hier la Cour devait se réunir pour statuer sur la plainte de Grégoire: d'après les renseignements certains qui me parviennent, le Procureur général (qui, à ma grande surprise, n'a pas donné lecture de ma lettre) a vigoureusement soutenu le non-lieu, et la Cour a, à l'unanimité moins le Président, prononcé un arrêt disant que la décision provoquée ne pouvait pas être rendue sur la

plainte d'un particulier, mais seulement sur la dénonciation d'un magistrat — Le délibéré doit avoir été étonnamment bruyant, et le beau-père (München) et le gendre (Willmar) tellement aux prises que l'on se crut en devoir de les séparer. S'ils se prennent aux cheveux — après le prononcé de l'arrêté, le Président se serait écrié: Eh bien! moi je me porte dénonciateur. La discussion est remise à lundi prochain — quos vult perdere Jupiter dementat.»

Quod licet Jovi, non licet bovi. Daß de la Fontaine und Jurion Mitarbeiter des «Courrier» waren, hatte natürlich bessere Ursachen als die Tatsache, daß Präsident München seinen andersgearteten Ideen in einem differenten Blatte Ausdruck verlieh. Dafür durfte dann die «Luxemburger Zeitung» bereits in ihrer sechzehnten Nummer ein Zensurfenster zum Publikum hin öffnen, während das Leitorgan der Regierung seiner engsten Meinung wie seiner frechsten die geschlossenste Darstellung zu sichern vermochte.

Nachdem das katholische Blatt in seiner zweiten Nummer den Vorwurf des Ultramontanentums zurückgewiesen hatte, ging es in der folgenden auf die «Vertretung des Deutschen Elementes in dem Großherzogthum Luxemburg» ein und stellte fest:

«Wenn unser Blatt in deutscher Sprache auftritt und schon dadurch allein ein neues französisches Blatt ins Leben ruft, das unsern deutschen Brüdern ein fremdes Idiom beibringen soll, so springt doch so viel jedem Unbefangenen in die Augen, daß wir deutsch und nicht französisch reden wollen, und wer dann weiter nicht läugnen kann, daß die deutsche Sprache doch auch ein «deutsches Element» ist, der wird anerkennen müssen, daß unser Blatt schon in einem sehr wesentlichen Stücke, in der Förderung unserer geliebten Muttersprache, dem deutschen Interesse dient. Wir lieben es, unsere Meinungen und Tendenzen geradezu auszusprechen, und wie wir auf der einen Seite keinen Spott und keinen Tadel über unsere religiöse Farbe fürchten, so werden wir auf der

anderen Seite ebensowenig Neid und Haß scheuen; wir sagen es daher gerade heraus, daß wir nicht allein in dem bereits ausgehobenen formellen Punkte, sondern auch in allen materiellen Rücksichten stets im Auge behalten, daß Deutschland unser Vaterland ist, daß wir zu der großen und edlen Familie des deutschen Volkes gehören und daß der Boden, auf dem wir stehen, deutsche Erde ist. Wir werden, so viel es uns möglich ist, ein wachsames Auge auf den Gang der Gesetzgebungen in allen deutschen Staaten haben, und nach unsern besten Kräften das Bestreben zur Erreichung einer gleichförmigen nationalen Gesetzgebung unterstützen; wir werden nicht weniger dem in Deutschland sich überall regenden Drang nach selbstständigen Communal-Verfassungen unser Organ leihen, und uns stets, selbst wenn der Theil zum Vortheil des großen Ganzen Opfer bringen müsste, der Handelspolitik Deutschlands anschliessen. — Wir können allen, die sich um die innigere Verbindung deutscher Länder und Zungen interessiren, die nicht unwichtige Nachricht mittheilen, daß die Geistlichkeit des Großherzogthums, eine ausgezeichnete Persönlichkeit an ihrer Spitze, sich der steten Erneuerung, Erhaltung und Belebung des deutschen Bewußtseyns auf das Kräftigste angelegen sein läßt. Vielleicht werden die «starken Geister», welche uns um «unserer religiösen Schwachheiten» willen bemitleiden und bespötteln, uns doch als «Deutschen» mindestens einen freundlichen Blick schenken. Könnte man doch in Deutschland einmal dahin kommen, einzusehen, daß es uns Deutschen vor Allem Noth thut, uns gegenseitig in unseren Rechten zu achten, im Übrigen aber gemeinsame Sache zu machen! Lasset uns als Individuen, laßt unserer Kirche das Recht, auch für ihre Interessen ein Organ in der Presse zu haben; bekämpft uns in schicklicher und liebevoller Weise, wenn ihr uns im Irrthum glaubt, und gestattet uns das Gleiche euch gegenüber. Lasset in dem Glauben jedem Individuum, jeder Corporation das Heiligste, was ihr ihnen doch nicht rauben könnt; im

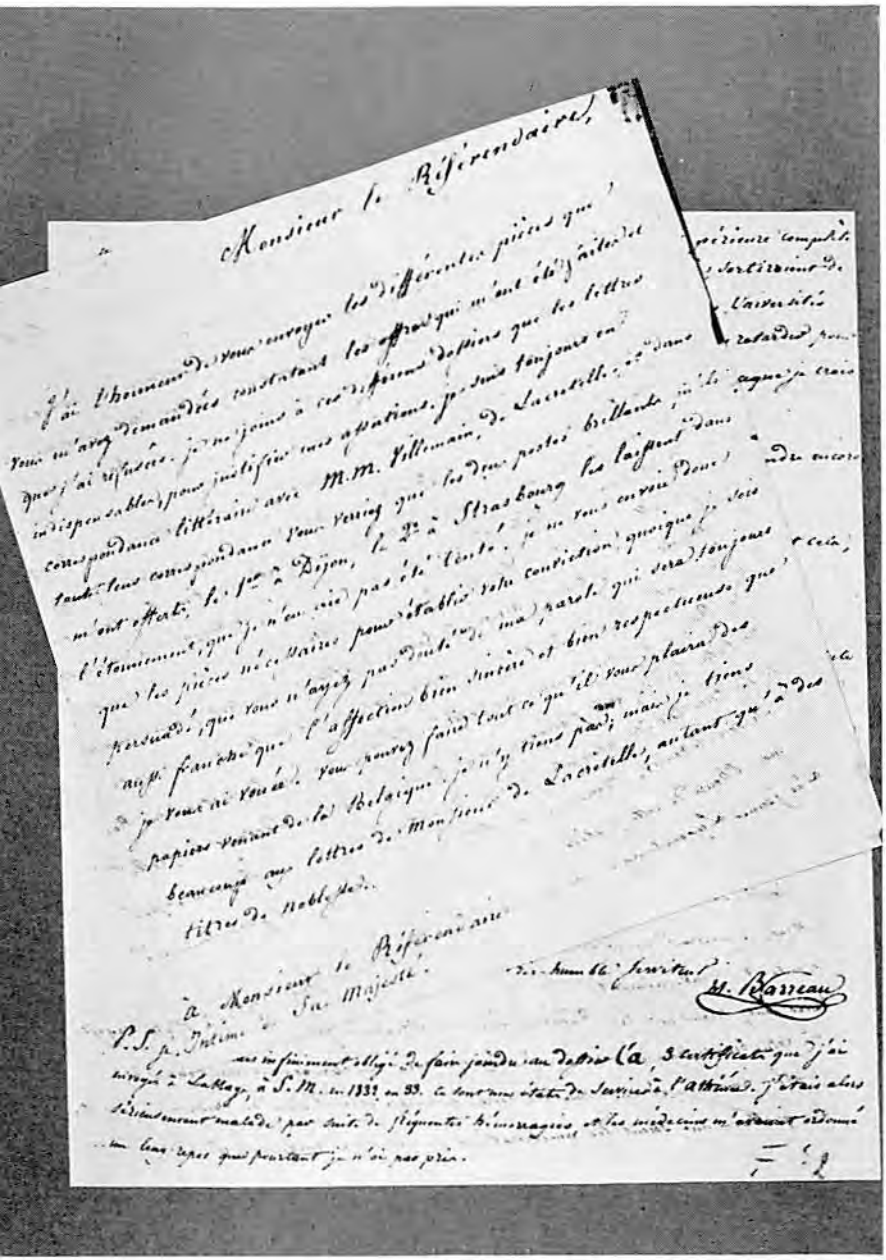
Übrigen aber liebet euer Vaterland und haltet treu zusammen.»

Zugleich begann es seine Auseinandersetzung mit der «Trier'schen Zeitung», welche von nun an fortlaufend bekämpft wurde. Über ihre luxemburgische Gegnerin schrieben am 7. Juli die «Trier'sche Zeitung» und am 6. das «Diekircher Wochenblatt»:

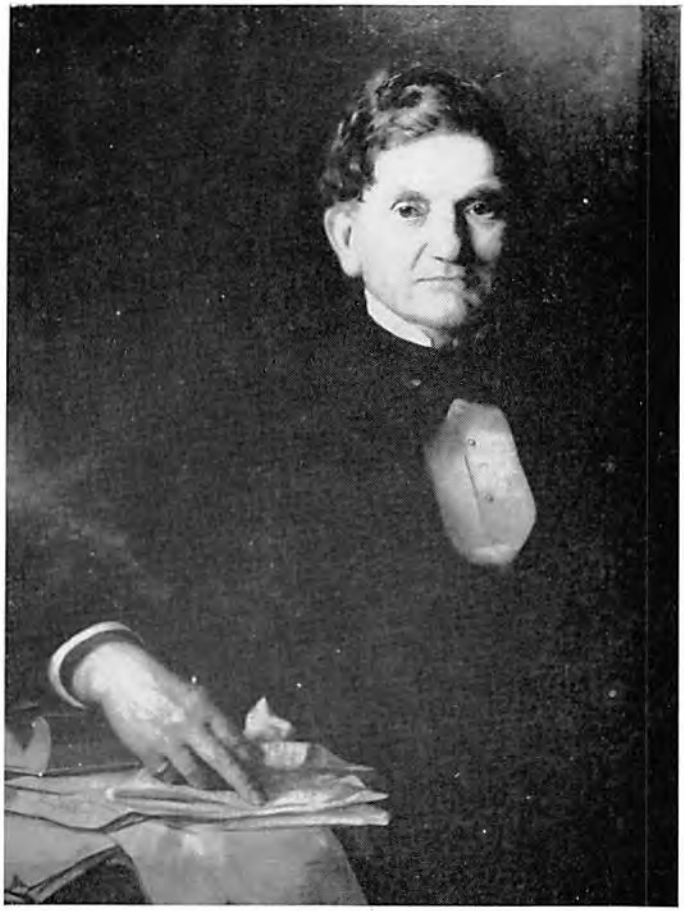
«Mit einem Geiste, wie er sich in der neuen Zeitung zu erkennen gibt, werden die Luxemburger niemals Gemeinschaft machen, und so kann man also auch die «Luxemburger Zeitung» als ein fremdes Erzeugnis betrachten. Das Luxemburgische Volk hat ein zu reines, religiöses Gefühl, um für fanatische Tendenzen empfänglich gemacht zu werden, und es hat zuviel gesunden Sinn, um sich durch die Sirenenstimmen einiger auswärtigen Fanatiker verlocken zu lassen. Dies wissen auch unsere Geistlichen, deren Mehrzahl deshalb schon den Prospectus keineswegs wohlgefällig begrüßte und die daher noch weniger jetzt mit der «Luxemburger Zeitung» Gemeinschaft werden machen wollen, nachdem es sich bereits klar gezeigt, worauf dieselbe lossteuert.»

«Die neue «Luxemburger Zeitung» ist also in's Leben getreten und zwar, wie wir aufrichtig anerkennen müssen, auf eine Weise, wie das «Journal de Luxembourg» und auch wir selbst es nicht erwartet hatten. Als Freunde vaterländischer und bürgerlicher Eintracht können wir nicht anders als der «Luxemburger Zeitung» unsere Zustimmung kund geben, und zugleich den Wunsch aussprechen, daß sie den Plan, den sie sich vorgezeichnet hat, so wie begonnen, so auch zu befolgen fortfahre. Gediegenheit, Mässigung und würdige Haltung dabei versichern ihr eine Zukunft. Ein breites und schönes Feld liegt vor ihr offen, sie mag nur guten Samen ausstreuen, um reichlich zu ernten.»

Doch schon in ihrer zehnten Nummer mußte die «Luxemburger Zeitung» gegen die Diekircher Kollegin



Yves-Hippolyte Barreau
Professor am Athenäum in Luxemburg,
einer der ersten Mitarbeiter des „Journal de la Ville et du Grand-Duché de Luxembourg"



Norbert Metz und Charles Metz
die Gegenspieler von Ernest Grégoire, Leiter der „Luxemburger Zeitung"

Jean-Georges-Z. Willmar
Gouverneur von Luxemburg

ausfällig werden, indem sie folgendermaßen Stellung bezog:

«In Nr. 5 unserer Zeitung theilten wir den Anfang eines Artikels aus dem Diekircher Wochenblatte mit. Dieses «voreilige» Blatt beschwert sich nun jetzt, daß wir das Ende des Artikels nicht auch mit in den Kauf genommen, und dadurch der ganzen Sache einen andern Anstrich zu geben gesucht hätten. Die Anführung des «Theiles» bezweckte nur, die Gesinnung wie sie über unser Blatt sich kund gab, darzuthun; dazu brauchten wir das «Ganze» nicht, zumal da, wie unsere geehrten Leser unten sehen werden, der Rest nur aus Rathschlägen und frommen Wünschen besteht, die uns von dem Diekircher Wochenblatte ebenso wenig dienen können, als wie von einem andern Blatte.

Der Artikel lautet so:

«Die neue «Luxemburger Zeitung» ist also in's Leben getreten und zwar, wie wir aufrichtig anerkennen müssen, auf eine Weise, wie das Journal de Luxembourg und wie auch wir selbst es nicht erwartet hätten. Als Freunde vaterländischer und bürgerlicher Eintracht können wir nicht anders als der Luxemburger Zeitung unsere Zustimmung kund geben, und zugleich den Wunsch aussprechen, daß sie den Plan, den sie sich vorgezeichnet hat, so wie begonnen, so auch zu befolgen fortfahre; Gediegenheit, Mässigung und würdige Haltung dabei, versichern ihr eine Zukunft. Ein breites und schönes Feld liegt vor ihr offen, sie mag nur guten Samen ausstreuen, um reichlich zu ernten, nur aber darf sie dieses Feld nicht verlassen, um auf fremdes Gebiet Eingriffe zu machen, wenn nicht die Eintracht, die sie selber erhalten will, gefährdet werden soll.»

«Hiermit wollen wir ihr keineswegs das Recht benehmen, sich auch mit Erörterung materieller Interessen des Landes zu befassen; wir wünschen hingegen, daß sie sich nicht zu ausschließlich mit den geistigen beschäftige, damit sie nicht zu einseitig, sondern allgemein nützlicher werde.

Es soll ihr also nicht vorenthalten sein, mit den beiden andern Presseorganen da, wo es gilt, sich einzulassen, um gemeinschaftlich in allen Dingen das Beste zu erstreben. Nur im Zusammenlauf der Meinungen wird die Wahrheit desto heller sich herausstellen und am meisten gewinnen können.»

Nun! haben wir, lieber Leser, Etwas entstellt oder verkrüppelt und zwar, wie das Diekircher Blatt behauptet, um das Publikum in Bezug auf die damalige Gesinnung dieses Blattes irre zu leiten? Gewiß nicht! Aber gewiß ist es, daß der Mann richtig gesprochen hat, der uns vor Kurzem sagte: «Die Tollheit gegen die Luxemburger Zeitung ist zur Epizootie geworden!»

Dem «Courrier» wurde in der achtzehnten Nummer geantwortet:

«Luxemburg, 9. August. Wir haben mit Vergnügen die Capriolen bemerkt, mit welchen der Courrier unsern Artikel — Rückblick — umgaukelt. Sie haben uns bisher nicht in dem ruhigen und gewissenhaften Gange unsrer Beobachtungen gestört. Jetzt müssen wir dem Verfasser aber doch einmal durch die Parade hauen, damit er nicht glaubt, er habe Recht.

Vorerst ist es wahrhaft lächerlich, wie dieses Blatt sich ereifert über sein eigenes Machwerk. Nämlich die Stelle unsers Artikels in Betreff des frühern Verhältnisses der Verwaltung zu der Kirche gibt unser Gegner wörtlich in deutscher Sprache wieder, was recht hübsch ist, macht sich aber zugleich eine französische Übersetzung davon, die keine ist, sondern etwas ganz anderes. Und nun geräth der Verfasser über den colossalen Unsinn, über das Phantom, welches er sich aus der unschuldigen Stelle herausübersetzt hat, in einen solchen Zorn, daß er — komisch wird.

Wir haben gesagt: die Regierung habe in früherer Zeit manche Befugnisse in kirchlichen Beziehungen ausgeübt, welche erst in neuerer Zeit in Zweifel gezogen, und der Kirche revindicirt worden seien. Klarer kann man in

einem öffentlichen Blatte sich nicht wohl ausdrücken. Wir haben vorausgesetzt, Jeder, der mit uns streiten wolle, verstehe eine anständige Schriftsprache, und verlange nicht von uns, daß wir uns in dem, Manchem vielleicht verwandteren, Idiome unsrer braven Landleute ausdrücken. Du mein Himmel! was eine Presse, welche noch mit solchen Dingen zu kämpfen hat! Und doch erfordert, da das Mißverständniss einen schlimmen Vorwurf geboren hat, unsre Ehre, daß wir es enthüllen. Unser ewiger Widersacher braucht kein Jurist zu sein, um zu wissen, was vindiciren heißt, und revindiciren. Er braucht nur auf den untersten Bänken des «öffentlichen Unterrichts» gerutscht zu haben, um zu wissen, das vindiciren heißt: «als sein eigen in Anspruch nehmen», und revindiciren: «wiederum als sein eigen in Anspruch nehmen.»

Nun claviere sich der Verfasser eine andere Übersetzung, und lasse ab von seinem heiligen Zorne, und stehe ab von dem baaren Unsinne, als falle es der christ-katholischen Kirche ein, alle Entscheidungen, Institutionen, Pandecten, Ordonnanzen und Gesetzbücher des Landes zu verwerfen.

— Wir bedauern, daß wir den Leser mit solchen Dingen ermüden müssen, aber der unwissende Fanatismus unsrer Gegner zwingt uns dazu. —

Der Gegner stößt sich daran, daß wir die s. g. Constitution nicht reinweg die Constitution genannt, sondern ein s. g. davor gesetzt.

Der Grund dieser vorsichtigen Bezeichnung ist der, weil der hohe Gesetzgeber selbst sie nicht Constitution genannt hat, sondern: Verordnung über die Einrichtung einer landständischen Verfassung, und weil diese Verordnung, wie wir gleich zeigen werden, eine Constitution in dem Sinne, wie sie im Courrier aufgefasst wird, gar nicht ist.

Wir bezweifeln sehr, daß im Sinne des hohen Gesetzgebers lag, durch jene Ordonnanz dem Lande die Freiheit zu geben, sich selbst zu verwalten, und daß man mit unsern Gegenern sagen könne: «elle consacre la gestion des

affaires du pays par le pays même.» Wir hätten dann im deutschen Vaterlande einen Freistaat eigener Art.

Die hier im Lande lebenden Fremden, d. h. Nicht-Luxemburger, sollen es, nach dem Courrier, der s. g. Constitution zu verdanken haben, «daß sie die reine Luft dieses Landes athmen»!!! Sehr schön! Vermuthlich weil die Constitution die bundesgesetzwidrige Bestimmung enthält, daß kein Nicht-Luxemburger das Recht hat, in hiesige Civildienste zu treten; wie?

Es wäre zu wünschen, unsre Gegner möchten uns, die wir die dem Lande gegebenen Freiheiten ehren und lieben, nicht zwingen mit den Waffen des Staatsrechtes gefährliche Täuschungen zu vernichten und zweifelhafte Träume zu zerstören, die man doch immer ungern aufgibt.»

Die zweiundzwanzigste Nummer versuchte, ein Bild des Gegners zu zeichnen:

«Luxemburg, 16. August. Die Art und Weise, mit welcher die Luxemb. Zeitung das nichtssagende Geschreibsel des Courriers fast gänzlich ignorirte, läßt mich glauben, daß dieselbe auch diesmal bei einem neuen Pröbchen niedriger Gesinnungen des französischen Blattes mit bemitleidendem Stillschweigen vorüber gehen werde. Mir möge man aber erlauben, hier ein Paar Worte über eine in Nr. 12 des Courriers kund gegebene Selbstempfehlung zu sagen, die gewiß bis heute unerhört war.

Die Eigenthümer des französischen Blattes begnügen sich nicht mit ihren frühern Haus-Betteleien um Anzeigen, sie halten sogar in Nr. 12 ihre Mützen vor dem Publikum hin und sagen dabei, die Luxemburger Zeitung passe nicht für Anzeigen, da diese nur für «gebildete Stände» schreibe, der Courrier aber sei der vortheilhafteste Ort für Annoncen, da dessen Leser sich zu den sogenannten «populären Classen» zählen. Aus Nr. 3 des Courriers erinnern wir uns zwar einer gewissen Stelle, wo er ausdrücklich das Gegentheil behauptete, indem er sagt!: «Wir schreiben

(nur) für gebildete Stände.» Um sich für ein Paar Gulden so zu erniedrigen und solche Blösse sich zu geben, muß das erwähnte Blatt gewiß in letzten Zügen liegen.

Dieser Gegenstand ist uns so ekelhaft und das erwähnte Treiben so niedrig, daß wir es kaum über uns gewinnen können, unserm X Correspondenten zu erwiedern, daß wir schon vor dem Erscheinen unserer Zeitung die kleinlichen Ränke der Eigenthümer des servilen Blattes erfahren hatten. Wir wußten, daß sie, wahrscheinlich zum Danke, weil wir ihnen behülflich gewesen, ihre geistige Waare herausgeben zu können, keine Schritte, selbst nicht die allerdemüthigendsten, gespart hatten, um einige Begünstigungen zu unserm Nachtheile zu erlangen; auch ist es uns bekannt, daß einige dieser Herren ihre amtliche Stellung zu Gunsten ihres Annoncen-Geschäftes benutzen u. dgl. mehr. Bis jetzt aber wollen alle diese Manöver statt der gehofften Vortheile nur die Verachtung aller rechtlich denkenden Menschen nach sich ziehen.»

Im Anzeigenteil der dreiundzwanzigsten Nummer tauchte dann eine seltsame Mitteilung auf, von der wohl die wenigsten Leser zu ahnen vermochten, daß sie eine verzwackte und, ihrer Sonderart nach, etwas lausbübisch ausgeklügelte Polemik gegen den «Courrier» darstellte. Der eigentümliche Text, der sich auf diese Weise der Zensur zu entziehen versuchte, hatte die nachfolgende Fassung:

«Ankündigung einer neuen Zeitschrift.

Mit dem 1. Januar 1845 erscheint zu Klauseneich, bei Hong-Khong und Comp. in chinesischer Sprache eine politische Zeitung betitelt:

Sun — Tin — sching
oder
der Courrier des Fürstenthums
Klauseneich.

Mit den beiden Motto's:
«Freiheit, Fortschritt, Intoleranz, Servilismus.»
(Courrier de Marocco)
«'raus mit ihm, er ist ein Fremder»
(chinesisches Gassenlied).

Aus der vom Herausgeber verbreiteten ausführlichen Ankündigung dieser neuen Erscheinung, entnehmen wir Folgendes:

«Wiewohl im Fürstenthum Klauseneich die chinesische Sprache nicht heimisch ist, so glauben wir doch einem längst gefühlten Bedürfnisse abzuhelfen, wenn wir ein in dieser Sprache redigirtes Blatt zum Organe der öffentlichen Meinung darbieten, um darin die Interessen der Freiheit und des Fortschrittes zu besprechen.

Wir haben nicht nöthig zu sagen, was wir unter Freiheit verstehen, was uns auch sehr angenehm ist, da wir es selber nicht wissen. Gleichviel! wir werden die Freiheit als Fahne aufpflanzen, und darunter alle guten Einwohner, sie mögen wollen oder nicht, versammeln. Erklären müssen wir jedoch, daß wir fest entschlossen sind, unserm unbändigen Eifer für die Freiheit Zügel anzulegen. Es soll uns daher nicht etwa einfallen, einem Andern zu erlauben, daß er ebenfalls den Mund aufthue, und daraus eine Meinung hervorgehen lasse. Viel weniger werden wir eine zweite Zeitung neben uns dulden, sondern solche, wenns möglich ist, todtschlagen, was immer die beste Weise ist, zu überzeugen.

Ein zweiter Grundsatz unserer Zeitschrift wird sein und soll sein der Fortschritt, auf chinesisch: Tsing-Ding-Dung, womit wir offenbar genug gesagt haben.

Ein anderes Streben unseres Blattes wird sein der Krieg gegen die Jesuiten. Wir sind nämlich dahinter gekommen, daß diese Leute ein Volk sind, welches Revolutionen anstiftet, und den Leuten heimlich die Hälse abschneidet, welches zu dulden wir keinesfalls gesonnen sind. Wir werden daher überall, wo sich nur eine solche Tendenz

bemerklich macht, mit allen Kräften dagegen einschreiten. Wir haben deshalb besondere Jesuitenriecher angestellt und besoldet, welche mit ausgezeichneten Nasen versehen sind, um sowohl in die Schulstuben als in andere Orte hineinzuriechen, ob sich nicht ein solches verderbliches Element vorfindet, und uns dann sofort berichten werden. Die Nasen sind den Correspondenten von den Landständen geliefert worden.

Man bittet um zahlreiche Subscription, resp. Inserate, die aber nicht chinesisch abgefaßt zu werden brauchen; unser Glück im Übersetzen ist bereits bekannt.»

Was das bedeuten sollte, konnten bestenfalls die Eingeweihten verstehen, welche wußten, daß in der Zusammenstellung der beiden Ortschaften Klausen und Eich die verantwortlichen Schriftleiter des «Courrier» visiert waren: Schrobilgen, der aus Clausen stammte und dessen Eltern dort ein blühendes Geschäft unterhielten, und Metz, der die Gemeinde Eich als Bürgermeister verwaltete. Der in allen Zeilen durchsickernde Hohn wird in der Kenntnis der angegebenen Tatsache ebenso greifbar wie begreiflich. Warum eine chinesische Zeitung in einem Fürstentum, wo nicht chinesisch gesprochen wird? In die klarere Sprache der Zeit übersetzt, sollte die Frage, einer resoluten Einstellung der «Luxemburger Zeitung» entsprechend, lauten: Warum eine französische Zeitung im Großherzogtum Luxemburg, dessen Bewohner nur deutsch reden und kaum mehr als das Deutsche verstehen? Im übrigen waren in den satirisch getönten Abschnitten, welche die Tendenz des «Courrier» kurz zu umreissen sich bemühten, die Hauptzüge des liberalen Organes treffend hingezeichnet, wobei ein heftiger Nasenstüber für die Landstände abfiel, in denen ja die Gesinnungsgenossen des «Courrier» die Hauptmacht bildeten. Der Schluß-Satz konnte wiederum nur Lesern verständlich sein, welche sich des Kampfes erinnerten, den die «Zeitung» mit dem gegnerischen Blatte um etliche ihrer Gallizismen ausgetragen

hatte, von denen behauptet worden war, sie seien im Deutschen ungebräuchlich.

Zweifelhaft blieb das eigentliche Ziel des zweiten Mottos: «'raus mit ihm, er ist ein Fremder.» War das als Kampfruf der Liberalen gegen den apostolischen Vikar Laurent gedacht, um dessen Entfernung sich die härtesten und heftigsten Freimaurer bemühten? Oder galt das Wort dem verantwortlichen Redakteur der «Zeitung», Ernest Grégoire, der die verlockende Schießscheibe für den gesamten Troß der liberalen Francs-tireurs darzustellen schien? Denn nicht anzunehmen war, daß der Ruf auf andere Hetzer, etwa Schroell aus Diekirch oder Stammer und Barreau, aus Luxemburg, applizierbar sei, von denen ja die meisten nicht gerade ruhige Geniesser des luxemburgischen Gastrechtes waren. Eher durfte die Überzeugung vorherrschen, daß die Hauptkraft der «Luxemburger Zeitung» genau die Heimtücke erkannt hatte, gegen welche sie monatelang vergebens anrennen sollte, um ihr dann als erstes Opfer aus der katholischen Presse zu erliegen. Immerhin machte Grégoire sich die Sache schwer und den Widersachern umso einfacher, je selbstbewußter er auftrat und je mehr er den Anschein zu erwecken trachtete, als spiele er mit ihnen, wie er wolle: bald im Ernste und bald als Lacher, der sich sämtliche Spässe des journalisierenden Schabernacklers erlauben dürfe.

War die «Zeitung» auf diese Weise auch dem Zensor entschlüpft, so gelang ihr das nicht immer. In der fünfunddreißigsten Nummer wurde das Faktum auffallend beim ersten Artikel:

«An unsere Leser.

Schwierigkeiten, welche die Luxemburger Zeitung verhindern sechsmal wöchentlich zu erscheinen.

Für die nach Preußen bestimmten Exemplare haben wir es mit dem Fiscus zweier Länder zu thun. Durch die bis jetzt unerhörten Prätentionen des einen Fiscus und durch die relativ harte ..... des andern wird (.....) die Summe, welche wir vierteljährig bei täglichem Erscheinen

den beiden Staaten pro Exemplar zu entrichten haben werden, zwei Thaler und vier Pfennige betragen. Diese einfache Angabe einer solchen Unbilligkeit wird wohl genügen, um uns zu rechtfertigen, daß wir unser Blatt nicht so oft erscheinen lassen, wie wir es vom 1. October an schon zu thun bestimmt hatten; sie wird vielleicht auch den Fiscus veranlassen, uns nicht mehr eine solche, im übrigen Deutschland unerhörte, ... und zugleich der Forderung ein Ende machen, den Stempel zu einer gewissen Anzahl Exemplare zu bezahlen, die wir der Regierung umsonst abzuliefern genöthigt sind; diese Forderung geht sogar so weit, auch noch alle Probeblätter, selbst die zur Correctur nöthigen, stempeln zu lassen.

Ungeachtet aller dieser Unannehmlichkeiten hätten wir uns dennoch entschlossen, im Interesse der Sache, der wir unsere Kräfte gewidmet haben, das Opfer zu bringen, für die Exemplare, die nach Preußen gehen, nicht nur keine Bezahlung zu erhalten, sondern für diejenigen, welche in der Stadt Trier ausgegeben werden, fast ein Viertel und für die außerhalb Trier die Hälfte des Abonnements-Preises hinzuzuzahlen. Aber für jetzt sind wir leider durch Hindernisse anderer Art davon abgehalten: es sind dies nämlich die Verzögerungen, welche einerseits durch die Einrichtung der hiesigen ..... und durch die für uns unbequemen Abfahrtsstunden der Post, anderseits und hauptsächlich durch die Einrichtungen der Druckerei, was das Deutsche anbelangt, entstehen. Dieses letzte Hindernis vermindert sich jedoch immer mehr und mehr, und sobald es gänzlich beseitigt, was spätestens zum 1. Januar 1845 der Fall sein muß, wird es uns möglich, unser Blatt täglich erscheinen zu lassen, wobei wir dann , das gedachte Geldopfer zu bringen, gerne entschlossen sind. Bis dahin, hoffen wir, werden die Leser, die mit der von uns vertretenen Tendenz einverstanden sind, wegen oben gesagter Hindernisse noch ein Vierteljahr Nachsicht haben.»

Nachdem Ernest Grégoire die Verantwortung für die Redaktion übernommen hatte, wollte er auch mitredigieren: in einem Postskriptum zu einer Replik auf den «Courrier» versuchte er, nach französischer Art zu fechten, indem er sich diesen Spaß erlaubte, den ihm dann der Zensor verdarb:

«Post-scriptum pour le Journal libéral et anti-catholique des sieurs J....., M.... et S..... (Probablement Jurion, Metz et Schrobilgen!).

Depuis que nous avons annoncé dans notre dernier numéro que nous allions pour la dernière fois confondre le Courrier, nous lisons dans cette feuille un article dans lequel elle déclare qu'elle aussi cessera de s'occuper de la Gazette de Luxembourg. Nous avons à peine pris le temps de jouir de l'honneur qu'il y a à être injurié par cette feuille, tant nous sommes joyeux de la bonne nouvelle qui nous fait espérer que nous allons être délivrés de ces braves et honnêtes Norbert Macaire. (Le Sr. Metz porte le prénom de Norbert. C'est le même qui est bourgmestre de la commune d'Eich).

Notre joie en est telle que nous consentons même à les féliciter du courage qu'ils montrent en plaidant dans ce même article en faveur de l'ami d'un des propriétaires du Courrier. Oui, ce courage est grand, car cet ami est tout simplement un VOLEUR, que la générosité d'une personne (Probablement feu le Sr. P. Pescatore) non étrangère à la Gazette de Luxembourg a sauvé d'une condamnation pour vols et qui employait le produit de son honorable industrie à faire des orgies avec quelques-uns des hommes purs qui rédigent ou soutiennent la feuille libérale, avant que d'autres rédacteurs et souteneurs de la même feuille publique eussent la chance de devenir les parasites de l'étranger. Las.... (Lasabatie, fabricant de gants, mort il y a un an, en état de banqueroute, totalement ruiné et ayant perdu l'esprit) et d'aider à gruger ce malheureux de telle sorte, qu'il a dû faire une banqueroute frauduleuse et ensuite porter seul la peine

des escroqueries dont les libéraux purs avaient partagé les profits.

La provision de boue, ainsi que les Norbert Macaire nomment eux-mêmes leurs articles, est épuisée; ils avaient pourtant promis à toute personne dont le caractère honorable les irrite, de l'en couvrir, et cela jusqu'à extinction de chaleur naturelle (argot que ces Mrs ont sans doute appris de leur ami, le grinche liégeois). Se trouvant dépourvus de boue en face d'un homme à qui ils voulaient en jeter, que faire? Ces Mrs en ont trouvé sur le champ; ils ont pris leur âme et l'ont jetée à la face de leur adversaire.

Nous serions fâchés cependant que ce post-scriptum donnât à certain homme pur du Courrier un renouvellement de l'attaque d'épilepsie que lui a causée lundi dernier notre démonstration de mensonge de ses assertions, mais nous devions cet adieu à messieurs les hommes d'honneur qui abusent des agents de police pour obtenir, par surprise, des signatures au bas de faux témoignages, qu'ils ont rédigés dans une langue que comprennent à peine ceux à qui ils demandent de les signer.

Le Courrier voit que nous n'entrons pas en fureur, nous, pour lui dire qu'il est un maladroit escamoteur de signatures: la vérité s'exprime sans accès épileptique; ce n'est que pour mentir*) comme ment le dernier article du Courrier, que l'on a besoin de se battre les flancs; cela donne un faux air de lion brave, qui trompe quelques idiotes et quelques piliers d'estaminet; ce sont là du reste les triomphes qu'ambitionne la feuille anticatholique, et les seuls aussi qu'elle puisse obtenir.

(Zwischen Klammern die Bemerkungen des Zensors)

*) Si les hommes d'honneur du Courrier peuvent nous envoyer un véritable homme d'honneur, nous prenons l'engagement de prouver à cet employé, que dans leurs dernières attaques les Norbert Macaire en ont menti. Refusé à la Censure comme renfermant des personnalités injurieuses aux rédacteurs supposés.

Im Dezember, als der Kampf gegen die Zensur, gegen die Freimaurer und Liberalen und gegen die Regierung ihren Höchstgrad erreicht zu haben schien, veröffentlichte die «Zeitung» diese Mitteilung:

«Die Unterzeichnete wiederholt hiermit, daß die Luxemburger Zeitung mit dem Beginne des nächsten Jahres 1845 täglich erscheinen wird, mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage.

Der bisherigen Tendenz, in unserem Bereiche dem Katholicismus als ein lange genug entbehrtes Organ zu dienen, treu bleibend, werden wir durch das öftere Erscheinen in den Stand gesetzt, der Politik und den Tagesneuigkeiten einen größeren Raum als bisher möglich, anzuweisen.

Der Abonnementspreis bleibt derselbe wie bisher.

Die Insertionsgebühren für die Petitzeile oder deren Raum werden für Luxemburg auf 6 Cents herabgesetzt, und für Preussen wie bisher 1 Silbergroschen betragen. Die löbliche Buchhandlung des Herrn F. A. Gall in Trier (Expedition unseres Blattes für Preussen) besorgt wie bisher die aus ihrem Bereiche ihr zugesendeten Anzeigen.

Die Direction der Luxemburger Zeitung.»

Es lag ein gutes Quantum Mut in dieser Entscheidung, da höhernorts der Untergang des Blattes bereits beschlossen war. Am ersten Februar mußte es einen neuen Aspekt der Vernichtungskampagne in dieser Form eingestehen:

«An unsere Abonnenten im deutschen Auslande.

Wir sind genöthigt, unseren Abonnenten im deutschen Auslande, folgende Eröffnung zu machen.

Die «Luxemburger Zeitung» ist von der Großherzoglichen Regierung hier mit einem Stempel von 1 Cent für die einzelne Nummer jedes Exemplars belastet, was für den Jahrgang von circa 305 Nummern (3 Fl. 05 C.) 1 Rthlr. 21 Sgr. 8 Pf. ausmacht.

In Preussen ist der Jahrgang belegt

1) mit einer Stempeltare von 1 Rth. 10 Sgr.

2) für die mit preussischer Post versendeten Exemplare mit einer Tare welche bis zum 1. Januar d. J. 2 Rthlr.

betrug. Wir haben uns am 10. Dec. v. J. an das Königliche General-Postamt mit der Bitte gewendet, diese Tare auch bei dem nunmehrigen öfteren Erscheinen des Blattes unverändert zu belassen. Inhalts einer gestern uns zugekommenen Verfügung dieser hohen Stelle ist unser Antrag zurückgewiesen und die Postdebittare auf den tarifmässigen Satz von 4 Rthlr. 10 Sgr. erhöht worden.

Unsere geneigten Abonnenten werden hieraus ersehen, daß uns vom 1. Januar c. ab jedes mit der Post versendete Exemplar an Staats- und Postabgaben 7 Rthlr. 11 Sgr. 6 Pf. kostet. Hierzu kommen die Ausgaben für Papier und Druck jedes einzelnen Exemplares zu 2 Centimes die Nummer, also zu (6 Francs 10 C.) 1 Rth. 18 Sgr. 10 Pf. den Jahrgang, so daß also die Gesammtkosten für jedes einzelne Exemplar, Satz und Redactions- u.s.w. Kosten nicht eingerechnet, sich auf 9 Rth. 6 Pf. belaufen.

Die Leser werden leicht einsehen, daß wenn die Direction auch bereit ist, für das laufende Vierteljahr den sich ergebenden großen Verlust von 22 Sgr. 6 Pf. fürs Exemplar zu tragen, dies ihr für die Zukunft doch rein unmöglich sein wird; wir werden daher den vierteljährlichen Abonnementspreis für alle durch die Königl. Preussische Post versendete Exemplare von 1. Rth. 15 Sgr. auf 2 Rthlr. 15 Sgr. erhöhen. Für das Luxemburgische und die aus unserer Expedition in Trier (Gall's Buchhandlung) direct oder durch den Buchhandel bezogenen Exemplare verbleibt es bei dem bisherigen Preise.

Vielleicht wird die durch die erwähnte Verfügung nothwendig gewordene einstweilige Erhöhung unseres Abonnementspreises der bis jetzt noch immer zunehmenden Vergrößerung unseres Leserkreises Einhalt thun, vielleicht sogar eine Verminderung unserer Abonnenten herbeiführen; dies wird uns indessen nicht entmuthigen, wir geloben vielmehr, daß wir des ehrenden Vertrauens, welches uns bisher die hohen Prälaten mehrer Diöcesen, die hochwürdigste Geistlichkeit wie das katholische Volk bewiesen, auch ferner uns würdig zeigen und daß nur

unüberwindliche Hindernisse allein im Stande sein werden, unserm Streben, treue und wirksame Verbreiter katholischer, conservativer Grundsätze zu sein, ein Ende zu machen.

Wir schliessen mit der Nachricht, daß wir schon vor drei Monaten bei dem Königlich-Preussischen Ministerium des Innern um die Erlaubniss eingekommen sind, die Luxemburger Zeitung nach Trier verlegen zu dürfen, bis jetzt aber noch keinen Bescheid auf unser Gesuch erhalten haben. Im Bewußtsein jedoch, daß die Sache, welche wir vertreten: das katholische und conservative Princip, in keinem Widerspruche gegen die Grundlagen des deutschen, namentlich aber des preussischen Staates steht, im Bewußtsein, nie die Ehrerbietung aus den Augen gesetzt zu haben, welche der weltlichen Obrigkeit gebührt, hoffen wir im Vertrauen auf die Weisheit und Gerechtigkeit der Königl. Preuss. Regierung, unseren Lesern bald die Genehmigung unseres Gesuches melden und unseren Abonnementspreis dann wieder auf 1. Rthlr. 15 Sgr. fürs Exemplar herabsetzen zu können.

Luxemburg den 31. Januar 1845.

Die Direction der Luxemburger Zeitung.»

Inzwischen war ein anderer Gefahrenherd entstanden. Als nämlich die Attacken des «Courrier» dem Herausgeber der «Luxemburger Zeitung» zu violent wurden, hatte Ernest Grégoire das Gericht angerufen, um den verantwortlichen Redakteur, als welcher sich Metz präsentierte, wegen Verleumdung verurteilen zu lassen. Sofort wandte sich der Gouverneur de la Fontaine, als Justizminister, an den Generalstaatsanwalt, um dem Kläger die Sache möglichst zu erschweren. Am 7. Dezember ließ er, unter dem Vermerk: Confidentielle, das Nachfolgende melden:

«Monsieur le Procureur Général.

Des articles échangés dans les deux journaux qui s'impriment à Luxembourg, m'ont appris la décision par le Tribunal de 1ère instance, chambre du Conseil, sur la

plainte en calomnie dirigée par Grégoire contre Metz, en conformité, je pense, de l'article 5 de la loi du 16 mars 1829.

Cette affaire étant de nature à éveiller beaucoup de passions heureusement appaisées dans le Grand-Duché, il est désirable que la plainte ne soit pas poursuivie à la requête de la partie publique. La prudence exige que les débats se circonscrivent dans les limites de l'intérêt particulier du plaignant, et que le Ministère public n'intervienne qu'à la fin de l'instruction pour conclure conformément à ses convictions.

Je vous prie de vous faire rendre compte de la situation de cette affaire et d'arrêter, s'il y avait lieu, toute poursuite à faire d'office. Si cependant vous croyiez devoir interpréter le sens de l'article 3 de la loi d'une manière différente de celle, que selon que vous le voyez, j'y attache, vous voudrez bien me faire connaître votre manière de voir.

Le Gouverneur
de la Fontaine.»

Da die Dinge nicht nach der Erwartung des Gouverneurs liefen, wandte sich dieser am 19. Dezember in schärferen Worten an den gleichen Empfänger:

«Monsieur le Procureur général.

Je reçois une lettre de Mr le Président de la Cour supérieure de justice, par laquelle il m'annonce, que cette Cour est convoquée en assemblée générale, pour délibérer sur une requête du Sr Grégoire, tendante à ce qu'il soit ordonné, que les poursuites commencées sur sa plainte en calomnie soient continuées d'office.

Cette convocation n'a pu avoir lieu qu'en vertu de l'article 11 du décret du 20 avril 1810, et j'ai lieu d'être étonné, de voir cette disposition dans les circonstances où se présente l'affaire du Sr Grégoire.

Le Sr Grégoire porte plainte contre l'éditeur du Courrier du Grand-Duché, pour avoir été calomnié dans un des

Nos de cette feuille; une instruction a lieu en vertu de la loi spéciale du 16 mars 1829 une ordonnance de renvoi intervient le 2 de ce mois, et déjà le 14, toutes les Chambres de la Cour sont convoquées pour entendre la dénonciation que doit lui faire *un de ses membres*, de ce que cette affaire n'est pas encore poursuivie devant le tribunal correctionnel?

Mais quelle est donc la gravité du délit qu'il s'agit de réprimer, pour que le pouvoir judiciaire doive avoir recours à la mesure extrême et extraordinaire prévue dans la loi de 1810? Quel est donc le membre de la Cour qui croit que par une polémique de journaux réciproquement injurieux, le repos de la Société soit engagé et compromis, si le débat soulevé par l'un des rédacteurs dans son intérêt privé, n'est pas vidé sur le champ? Au ministère public appartient la direction des actions criminelles et correctionnelles, il a le droit de peser les raisons, qui peuvent l'engager à intenter ou à proroger d'après les circonstances, certaines poursuites.

L'action publique n'appartient qu'aux fonctionnaires, auxquels elle est confiée par la loi, et l'intervention, dans les circonstances actuelles, de la Cour dans l'affaire Grégoire, ne pourrait être considérée que comme une atteinte portée à l'indépendance du ministère public. Depuis que la loi de 1810 est en vigueur, elle n'a été appliquée dans toute la France et dans les autres pays qu'elle régit que dans quelques cas.

Je vous prie, Monsieur le Procureur Général, de requérir d'être entendu dans l'assemblée de la Cour, de protester, en donnant lecture de cette lettre, contre son intervention dans l'affaire dont elle est saisie, de me faire connaître immédiatement les suites qu'elle aura eues et notamment de m'indiquer le magistrat qui aura fait la dénonciation.

Le Gouverneur du Grand-Duché et ministre de la justice
de la Fontaine.»

Am selben 19. Dezember sandte der Gouverneur ein ausführliches Schreiben an den Staatskanzler, um ihm

vor allem seinen Ärger über den Präsidenten München in einer undelikaten Form zum Ausdruck zu bringen:

«Monsieur le Chancelier,

Une suite d'articles qui avaient paru dans les deux journaux qui s'impriment à Luxembourg, et dans lesquels ils se combattaient réciproquement, avaient pris dans la Luxemburger Zeitung un ton tellement offensant par des qualifications prodiguées aux personnes qui travaillent à la rédaction du Courrier, qui fatigué de s'entendre constamment insulter par un homme taré et méprisé autant que l'est le Sr Grégoire, l'un des rédacteurs du Courrier dans le N (?) de ce journal lui jetta à la tête les épithètes de lâche et de traître.

L'Echo d'Arlon reproduisit cet article et en renforça la portée par ses propres observations.

Le Sr Grégoire, qui, à ce que l'on prétend, s'est déjà à plusieurs reprises fait escompter des scandales de l'espèce provoquées par lui, prit le parti d'abord de se donner satisfaction lui-même, par l'insertion dans son journal allemand d'un supplément français, que je prends le parti de vous communiquer pour ne pas être obligé de dépeindre une aussi sale production, puis en saisissant les tribunaux d'une plainte à charge des deux journaux.

Le supplément fut biffé à la censure qui fit connaître aux deux rédactions, qu'elles devaient cesser de s'injurier, et à la rédaction du journal de Luxembourg spécialement, que la plate grossièreté de son langage et le cynisme des termes employés par elle dans sa polémique, compromettaient les lois de la décence et de la bienséance publique.

Je ne m'occupai point de la plainte dont les tribunaux avaient été saisis, et dont l'admission ou la non-admission, même par citation directe, était aux termes d'une loi spéciale, de la loi du 16 Mai 1829, sujette à une décision préalable à prendre par la Chambre du Conseil.

J'appris par la lecture du No 69 de la Luxemburger Zeitung, que cette décision était intervenue, et que la plainte était admise. Mais presqu'en même temps j'appris

indirectement que de part et d'autre on se préparait à donner à cette affaire un appareil extraordinaire et un retentissement des plus étendus; j'appris que le plaignant Grégoire, pour repousser la qualification de traître, entendait tirer parti d'une correspondance autographe du Prince d'Orange, correspondance qui avait été saisie sur lui au moment où il fut arrêté à Gand, et dont il aurait réclamé la restitution au Gouvernement belge, — que d'autre part les rédacteurs du journal d'Arlon, se croyant sûrs d'avoir pénétré l'idée de leur adversaire, et des personnes qui le soufflaient, s'étaient procurés à Bruxelles et ailleurs des preuves écrites que le Sr Grégoire avait été traître *avant*, *pendant* et *après*, et que dans leurs propres archives, ils avaient fait un choix de certains articles tous signés M (en marge, ajouté au crayon: probablement München), articles qui avaient dans le tems causé une grande sensation, par l'outrecuidance de leurs calomnieuses imputations à charge des fonctionnaires orangistes de Luxembourg, et de la magistrature spécialement; qu'au moyen de ces pièces ils entendaient confondre et la partie plaignante et ses protecteurs. J'appris enfin que Mr d'Olimart, substitut du Procureur d'Etat, venait de donner des ordres pour attraire en justice les prévenus Norbert Metz et l'imprimeur de l'Echo, qui avaient assumé la responsabilité des articles incriminés.

Dans cette occurence, entrevoyant une affaire qui sous beaucoup de rapports devenait infiniment délicate et plus ou moins compromettante pour le pouvoir public, j'ai été d'opinion que les magistrats du Parquet devaient se tenir neutres, en d'autres termes qu'ils ne poursuivissent pas d'office, mais laissassent les suites à donner à la plainte de Grégoire, à Grégoire même.

Le 7 du courant j'écrivis dans ce sens à Mr le Procureur Général la confidentielle dont copie est jointe.

Mr le Procureur Général ne m'a pas encore répondu, mais, à ce qu'il paraît, sur l'avis d'un simple ordre qu'il avait fait passer au Parquet du Procureur d'Etat, de sus-

pendre momentanément toute suite à donner d'office à la plainte de Grégoire, Mr le Président de la Cour ému, et pour la seconde fois depuis que lui préside, il a recours à un moyen extraordinaire, tellement extraordinaire qu'en France, il est insolite et presque sans exemple. Officiellement informé de cette entreprise de Mr le Président, je n'ai pu voir dans sa conduite que la tentation d'augmenter l'autorité de la Cour audelà des bornes posées par la loi, c'est-à-dire aux dépens de l'indépendance du ministère public, et aux dépens de la juste influence et de la direction du ministre et de la justice. En conséquence j'ai écrit hier au Procureur Général la dépêche dont copie est jointe, et par laquelle je l'ai chargé de protester contre toute résolution que la Cour, chambres réunies serait tentée de prendre dans une affaire dans laquelle l'ordre public n'est jusqu'à présent pas du tout engagé.

J'aurai l'honneur, Monsieur le Chancelier, de vous tenir au courant des suites que cette affaire aura eues; en attendant, Veuillez, je vous prie, me faire part, si la ligne de conduite que je me suis tracée, et que j'ai suivie reçoit l'approbation de Sa Majesté, ou si je dois l'abandonner.

Le Gouverneur,
de la Fontaine.»

In der vertraulichen Note, die de Blochausen am 22. Dezember an den König-Großherzog schickte, wurden die Akzente noch schärfer gesetzt, und zwar in einer Weise, daß die Übertreibung beinahe auf eine Gleichsetzung München-Grégoire hinauslief:

«Sire,

C'est bien à regret, mais les circonstances l'exigent, que j'ai l'honneur de porter très respectueusement à la connaissance de Votre Majesté, ce qui se passe en ce moment de scandaleux et de déplorable à Luxembourg au sujet du différend survenu entre les Rédacteurs du Courrier du Grand-Duché et le Sieur Ernest Grégoire, Rédacteur en

chef de la Gazette de Luxembourg, auquel le Sieur München, Président de la Cour Supérieure de Justice accorde ostensiblement toute sa protection.

Votre Majesté daignera Se rappeler qu'à la suite d'un article inséré dans le No 27 du 2 Octobre dernier du Courrier, tendant à repousser les injures du Sr Grégoire, ce dernier cita le rédacteur de ce journal à comparaître devant le Juge d'instruction.

C'est aussi à la suite de cet article qui demasquait d'une manière exacte et vigoureuse le caractère et les vues du Sr Grégoire, que celui-ci esseya de publier à la suite de son journal allemand le Post-scriptum français dont une épreuve est ci-jointe, mais qui fut refusé par le Censeur, pour les motifs énoncés en bas, et dont Votre Majesté pourra prendre connaissance.

Le Gouverneur jugeant utile, sous les rapports, que le ministère public n'intervint pas aux débats (puisqu'il ne s'agissait que d'un démêlé entre deux particuliers) et se bornât à prendre les conclusions, avait, à cette fin, transmis à Monsieur le Procureur général d'Etat, des instructions formulées d'abord en lettre confidentielle, également ci-annexée, sous la date du 7 décembre No 2. Mais ayant appris que la Cour, sur l'impulsion de son chef, avait pris l'initiative dans cette affaire, le Gouverneur en sa qualité de Ministre de la Justice, intima officiellement au Procureur général d'Etat, l'ordre de protester contre la conduite de la Cour. J'ai l'honneur de joindre de même copie de la dite lettre.

Le 19 dernier la Cour se réunit de nouveau. Mr Wilmar, dit le gouverneur, a vigoureusement soutenu le principe de non-lieu et l'Assemblée, *moins le Président*, a été unanime à se prononcer dans ce sens, attendu que la Cour ne pouvait agir comme elle l'avait fait, que sur dénonciation de l'un de ses magistrats. C'est alors que le Sieur München se serait écrié: Eh bien! moi je me porte dénonciateur.

La lettre confidentielle que le Gouverneur m'adresse sur cette déplorable affaire, contient l'historique de tout ce

qui s'est passé depuis la fatale installation du Sr Grégoire dans nos murs. Votre Majesté verra les relations qui se sont établies entre cet aventurier et le premier Magistrat de notre ordre judiciaire et combien la conduite de celui-ci est non seulement blâmable, mais criminelle en fomentant ainsi de toutes parts les haines et les passions. Quel exemple de sagesse et d'impartialité donne-t-il? Sa conduite ne tend au contraire, qu'à porter la démoralisation dans toutes les classes de la Société, car il avilit la Justice.

Il est au reste, connu de tout le monde qu'il est l'auteur de tous les articles furibonds en style des halles qui se font remarquer dans la Gazette de Luxembourg. On y reconnaît sa haine pour toutes nos institutions, son caractère brutal et ses expressions habituelles.

Votre Majesté Seule peut apporter un remède au triste état de choses dont la Ville de Luxembourg est le théâtre depuis six mois. S'il devait se maintenir encore pendant quelque temps, je n'hésiterai pas à dire, Sire, que c'en serait fait de notre Société et de nos institutions, car selon que Votre Majesté aura pu le voir, Grégoire et ses protecteurs, n'ont qu'une seule idée, celle de déconsidérer tellement ces dernières dans l'esprit des masses qu'il n'y reste plus que mépris, doute et méfiance.

Je me promets d'appeler très respectueusement l'attention de Votre Majesté sur le contenu des pièces ci-annexées et notamment sur la lettre confidentielle du Gouverneur, en même temps que je La supplie humblement de daigner me faire connaître si la conduite qu'il a tenu en cette circonstance a le bonheur de mériter la haute approbation de Votre Majesté.

Le 22 décembre 1844
Blochausen.»

Über die Person Grégoires hatten sich die Angeklagten durch den Anwalt Ch. Metz bei de Merode in Brüssel erkundigt, der ihnen selbstverständlich die notwendigen

Unterlagen zu ihrem Prozesse lieferte und seinem Ressentimente freien Lauf ließ, als er ausführte:

«Monsieur et cher ancien collègue,

Je regrette de vous voir aux prises avec un homme aussi impudent que Grégoire dont tous les faits et gestes sont loin de m'être connus. En Septembre 1830 j'étais à Bruxelles membre de la Commission de Sûreté qui ne voulait pas tenter une lutte avec le gouvernement des Pays Bas et avec l'armée campée près Dieghem. Vers le vingt, le petit peuple, ou du moins une partie remuante d'environ deux mille individus parcourut la ville désarmant les postes isolés de la garde bourgeoise. Grégoire était des meneurs, dont le but consistait à tenter une attaque contre la dite armée. Cette oeuvre, dans laquelle on échoua, devint par la maladresse des chefs hollandais l'origine du succès des quatre journées. Grégoire devint ainsi d'emblé lieutenant colonel après l'événement: plus tard j'allai avec lui installer un gouvernement provincial à Gand et à Bruges et ses prétentions augmentèrent: il voulait absolument être Colonel. Je lui disais qu'un avancement semblable n'était pas possible dans ce moment. Mais ces sortes de pêcheurs en eau trouble ne trouvent jamais leurs filets suffisamment remplis. Je dis pêcheur en eau trouble, car ce Grégoire n'avait dans l'âme aucun sentiment élevé ni patriotique. Il exploitait un mouvement, et n'en tirant pas, lui paraissait -il, assez de profit, il changea de bord et fit sa tentative sur Gand: peu de temps auparavant il avait eu mission de réunir la Flandre Zélandaise: Hultz fut pris, mais soit exaction, soit autre cause, Grégoire fut chassé du reste de ce pays, qu'avec un peu de conduite nous devions conserver. Je n'en sais pas davantage sur cet homme d'origine inconnue pour moi: en révolution on est quelquefois singulièrement appareillé. Peu importe la situation sociale d'un individu qui se distingue dans des circonstances extraordinaires, lorsqu'il est honnête et loyal: mais Grégoire n'avait, comme il l'a montré, ni honneur ni conscience. Je ne concevrais pas que la magistrature Luxem-

bourgeoise donnât à un être pareil gain de cause contre Monsieur votre frère et j'espère bien que le contraire aura lieu. Du reste il ne devrait pas lui être permis de venir troubler votre paisible pays. Je ne vois rien à vous dire de plus, Monsieur et cher ancien collègue, et je vous prie d'agréer la nouvelle assurance des sentiments distingués, que j'ai l'honneur de vous offrir.

Ch. H. De Merode.»

Den direkten Eingriffen des Justizministers erliegend, suchte Präsident München den Gouverneur am 22. Dezember auf und hatte mit diesem eine Aussprache, deren Verlauf de la Fontaine am nächsten Tage so an den Staatskanzler vermeldete:

«Monsieur le Chancelier,

J'ai l'honneur de vous informer que dans la journée d'hier Mr le Président de la Cour, ayant demandé à conférer avec moi, cette conférence a eu lieu immédiatement: Mr le Président m'ayant développé les principes d'après lesquels il avait agi dans l'affaire Grégoire, je ne lui ai pas laissé, à mon tour, ignorer les raisons que j'avais pour ne pas désirer, que le ministère public s'occupât dès-à-présent de cette affaire, et agisse d'office. Mr le Président a paru complètement goûter ma manière de voir, et témoigné le regret, que le Procureur Général, avec lequel, disait-il, il n'avait discuté qu'une question de principe, ne se fût pas autrement expliqué sur le fond de l'affaire; il m'a paru décidé à annuler sa dénonciation, et à laisser au ministère public la liberté d'agir comme il le trouvera à propos.

Je n'ai reçu aucune réponse de Mr le Procureur Général auquel j'écris en ce moment, pour l'autoriser à communiquer à la Cour la lettre confidentielle que je lui ai écrite et dont vous avez reçu copie.

Le Gouverneur
de la Fontaine.»

Am 24. gab der Präsident des obersten Gerichtshofes den Verlauf der Dinge vom 23. bekannt.

«Monsieur le Gouverneur,

J'ai l'honneur de vous faire connaître le résultat de la délibération de la Cour supérieure de justice dans l'assemblée générale d'hier, dont je vous ai donné connaissance par ma lettre de 14 courant.

Après une longue discussion, la Cour mue par des considérations particulières, a déclaré qu'elle n'entendait pas faire usage, dans l'espèce particulière, de la faculté lui donnée par l'article 11 de la loi du 20 avril 1910, d'ordonner des poursuites, le Sr Grégoire ayant la latitude de recourir à tous les autres moyens autorisés par la loi, pour donner suite à sa plainte.

Le Procureur Général a donné lecture d'une lettre émanée de vous, Monsieur le Gouverneur, (et dont vous apprécierez aujourd'hui la convenance), par laquelle vous manifestez le désir de connaître le nom du membre de l'assemblée qui a relevé le fait consigné dans la requête et qui en a fait la dénonciation à la Cour.

Je ne puis que renouveler la déclaration que je vous ai déjà faite, que c'était moi, et je pense que si je ne l'avais pas fait, tous les autres membres de la Cour sont trop imbus de la Sainteté de leur devoir, pour feindre d'ignorer un fait, dont ils ont eu connaissance, et dont l'étouffement d'office peut occasionner un autre scandale.

Si le cas se présentait encore une fois, je n'hésiterais pas un instant de suivre l'impulsion de ma conscience.

D'après l'entretien que j'ai eu l'honneur d'avoir avec vous, je ne m'expliquerai plus ultérieurement sur le principe; mais je le répète qu'habitué de ne faire que mon devoir, et d'agir avec droitesse et intégrité, sans exception de personnes, je resterai étranger à l'intrigue et aux complots. Si la tranquillité du paisible Luxembourgeois pouvait être troublé dans le Grand-Duché, ce serait par la faveur qui serait accordée à des conspirations de parti et qui entraine toujours des réactions.

Le Président de la Cour supérieure de justice et de cassation

München».

Auf diese grundsätzliche Erklärung antwortete der Gouverneur am 27. Dezember:

«Monsieur le Président.

J'ai reçu votre rapport sur le résultat de la délibération de la Cour convoquée par vous en vertu de l'article 11 de la loi du 20 avril 1810 pour statuer sur une plainte du Sr. Grégoire, se disant rédacteur de la feuille intitulée Luxemburger Zeitung.

J'apprécie après l'événement encore mieux qu'avant la convenance des instructions que j'ai trouvé utile de transmettre à Mr le Procureur Général, et regrette fort, Monsieur le Président, que ce soit vous, qui soyez devenu provocateur d'une mesure, dont l'emploi, d'après l'esprit de la loi, doit être infiniment rare, et dont l'emploi, dans les circonstances, m'avait paru non seulement inopportun, mais radicalement intempestif.

Tout aussi bien que vous, Mr le Président, le Procureur Général a des devoirs à remplir, et jusqu'ici le Gouvernement n'a pas eu à lui reprocher une conduite immodérée ou imprudente. Je déplore d'autant plus vivement ce qui vient de se passer, que le peu d'importance de l'objet au fond, se place hors de proportion avec l'effet, qui ne peut qu'être préjudiciable à la considération qui vous est due, et à la juste influence que vous devez tendre à exercer dans l'intérieur de la Cour, en qualité de son Chef.

Le Gouverneur
de la Fontaine»

«Le peu d'importance de l'objet» hatte aber, von der Regierungsseite her, den Einsatz der stärksten Mittel verlangt und sogar die Brüskierung des obersten Gerichtspräsidenten mit sich gebracht, um einer Freund- und Brüderschaft zu Diensten zu sein und einen unliebsamen

Ausländer sogar in öffentlicher Gerichtssitzung schutz- und wehrlos zu machen.

Wie weit die Voreingenommenheit des Gouverneurs ging, zeigte seine Berechnung vom 27. Dezember, vorgenommen im Schreiben an den Staatskanzler, derzufolge die «Luxemburger Zeitung» bei einer Auflage von dreihundertsechzig Exemplaren, sechsmal wöchentlich erscheinend, ein Defizit von dreitausendfünfhundert oder gar, nach Anrechnung der Schriftleitergehälter, von acht- bis neuntausend Franken aufweisen müsse, während der «Courrier» bei einer Auflage von zweihundertachtundvierzig Exemplaren auf seine Rechnung komme, ja, von Tag zu Tag besser floriere und zwar auf Grund seiner Anzeigen. Dabei war die Gesamtzahl der Anzeigen im «Courrier» kaum größer als die in der «Luxemburger Zeitung.»

Der von allen Seiten gehetzte Grégoire wurde nun zum billigen Opfer der verbündeten Jäger. Eine Proforma-Verurteilung der Gegner schien die Verfolgungswut der Häscher noch zu steigern. Ein München allein konnte den Schriftleiter nicht mehr schützen, nachdem der oberste Meister des Rechtes gesprochen hatte. Wiewohl er noch eine Propagandakampagne zugunsten seiner «Luxemburger Zeitung» auslöste, war er doch bereits geschlagen und geflüchtet[8]).

Franz Grillparzer hätte die luxemburgischen Zeitungen von damals visieren können, als er 1844 sein berüchtigt gewordenes Lied sang:

Der Henker hole die Journale,
Sie sind das Brandmal unsrer neuen Welt,
Der ekle Abhub von dem Wissenmahle,
Der, für die Viehmast, in die Zuber fällt.

Sie sind die breitgedeckten, offnen Tische,
Wo Tor und Weiser sich als Nachbar schaut
Und *eines* Schluckes aus dem Buntgemische
Hinabschlingt ganz, woran die Menschheit kaut.

In *einer* Stunde wirst du zum Gelehrten,
Nur freilich in der andern wieder dumm;
Denn von der richt'gen Ansicht zur verkehrten
Schwingt sich der Pendel immer wechselnd um.

Du brauchst nicht mehr zu wissen noch zu denken,
Ein Tagblatt denkt für dich nach deiner Wahl.
Die Weisheit statt zu kaufen, steht zu schenken:
Zu kaufen brauchst du nichts als das Journal.

Nun erst die Köche dieser Sudelküche,
Der Täter gibt der Tat erst ihren Fluch;
Noch ärger als der Speisen Qualgerüche
Steht der Verfert'ger selber im Geruch.

Schon in der Schule bildet sich die Rasse,
Es schreibt da, wer zu lernen nicht versteht,
Bis endlich eine dritte Fortgangsklasse
Sich als Beruf zeigt und als Musaget.

Doch bedrückend wirkte, wenn irgendwie Vergleiche mit den Zeitungsverhältnissen anderer Länder angestellt wurden, die Tatsache, daß sich im journalistischen, wenn nicht überhaupt im geistigen Leben Luxemburgs, eine Krähwinkelmentalität geltend machte, die mit den kleinen Ausmaßen des Landes allein nicht erklärt werden durfte. Wenn man, beispielsweise, wußte, daß im kleinen Dänemark zu eben dieser Zeit das Zeitungswesen erstaunlich florierte, weil es bereits auf eine gewisse Tradition gegründet war, so verlor der gute Ruf Luxemburgs erschreckend viel in der also gewählten Perspektive, umsomehr als auch in Dänemark die Zensur ihre kuriose Rolle spielte, aber in ihren jeweiligen Vertretern neben dem gesunden Menschenverstande auch einen immer offenen Humor, neben einer überdurchschnittlichen Intelligenz, zu bekunden pflegte. In denselben Jahren, als in Luxemburg die Kämpfe um die «Zeitung» ihre wider-

lichsten Formen annahmen, veröffentlichten die dänischen Zeitungen Polemiken über Polemiken um Sören Kierkegaards Wirksamkeit als Schriftsteller und durfte der «Corsar», der sogar eine Schmähschrift auf den König zu publizieren wagte, ohne in seiner Pressefreiheit eingeschränkt zu werden, den großen Denker unbehindert in jahrelang durchgeführten Spottkampagnen und Verhöhnungsbilderfolgen der Verachtung des Publikums aussetzen. Das fortgesetzte Angriffs- und Replikenspiel, das von den Zensoren, trotz seinen zeitweilig äußerst heftigen Formen, nicht unterbunden wurde, ließ eine Literatur entstehen, die in der dänischen Geschichte für alle Zeiten zählen wird. Engstirnigkeit und Kleinhirndünkel töteten bereits im Kerne, was in Luxemburg geistige Regungen hätte ausfließen lassen können.

KAMPF UND ENDE DER «LUXEMBURGER ZEITUNG»

Am 27. Juni 1844 hatte Lamort die Druckerlaubnis beantragt, um «pour le compte de M. Grégoire un journal en langue allemande» herauszugeben, «qui paraîtra les mardi, jeudi et samedi de chaque semaine sous le titre de «Luxemburger Zeitung», à dater du 1er juillet prochain.»

Die Genehmigung war am 1. Juli erteilt worden. Bald darauf hatte es schon geheissen: «A la lettre du référendaire intime du 6 mars 1835 se trouve jointe une note que ce fonctionnaire dit avoir été chargé par S. M. de communiquer au Président de la Commission de Gouvernement.

Cette note contient les principes qui doivent servir de base à l'exécution de l'arrêté R. G. D. du 4 janvier 1835, mém. de 1839, p. 272.

Le troisième alinéa de cette note porte:

«Censurlücken nirgends zu dulden.»

Nous n'avons donc aucune disposition législative qui défende expressément aux éditeurs et aux imprimeurs de laisser des blancs dans leurs feuilles.

Néanmoins l'art. 1er de l'arrêté R. G. D. du 4 Janvier 1835 me paraît suffisant pour éviter ces blancs. Aux termes de cet article «tous les manuscrits spécifiés dans le § 1er de la résolution de la Diète du 20 Septembre 1819 devront être remis, avant l'impression, au Président de la Commission de Gouvernement, et ils ne pourront être livrés à l'impression qu'après qu'on aura obtenu la permission de celui-ci ou de celui qu'il en aura chargé sous Notre approbation.»

Rien n'empêche le Censeur d'un journal d'exiger qu'une seconde épreuve lui soit produite, pour s'assurer de l'exécution de ce qu'il a ordonné lors de la censure et de refuser son Imprimatur définitif aussi longtemps qu'il y aura une lacune dans la feuille soumise.

Cette manière de procéder est justifiée par l'art. 6 de l'instruction sur la manière d'exécuter l'art 1er de l'arrêté précité, cette instruction, adaptée par le président de la Commission de Gouvernement, a été approuvée par S. M. suivant dépêche du référendaire intime du 6 mars 1835, N° 5, et elle a été transmise par extrait aux imprimeurs Lamort et Schmitt-Brück, le 16 mars 1835.

La législation prussienne défend formellement les blancs par suite de suppression faite par la censure, voici ce qui est dit à cet égard:

«Die von der Censur gestrichenen Stellen dürfen in Zeitungen usw. weder leer gelassen noch mit Strichen und Punkten etc. bezeichnet werden; die Herausgeber von Zeitungen müssen immer censirten Stoff vorräthig haben, um etwaige Ausfälle damit ersetzen zu können....».

Le § 9 de l'arrêté de la Diète du 20 Septembre 1819 porte: «Tous les imprimés qui paraissent en Allemagne, qu'ils soient compris ou non dans les dispositions du présent

arrêté, doivent être munis du nom de l'éditeur, ainsi que de celui du Rédacteur, s'ils appartiennent à la classe des journaux ou écrits périodiques.»

L'article 2 de l'arrêté du Prince Souverain des Pays-Bas, du 23 septembre 1814 porte en outre: «Chacun est responsable de ce qu'il écrit et publie, de ce qu'il imprime, vend ou distribue; l'imprimeur seul est responsable, si l'auteur n'est pas connu ou ne peut être désigné.

Chaque journal doit donc porter deux noms, d'abord celui de l'éditeur, Verleger, la *Gazette de Luxembourg* a pour imprimeur M. Lamort qui a obtenu, sur sa demande, l'autorisation de l'imprimer, pour le compte d'un M. Grégoire, à ce qu'il dit.

Le rédacteur qui figure sur ce journal est un nommé F. Zucker. Le Gouvernement ne le connaît pas, il n'en a jamais été question nulle part, on ne sait peut-être même pas pour combien il peut être responsable.

Le Gouvernement ne pourrait donc exercer un recours que contre l'imprimeur Lamort pour les délits commis par la gazette de Luxembourg.

Mais puisque le § 9 de l'arrêté du 20 septembre 1819 exige le nom de l'éditeur et du rédacteur, il est tout naturel que ces individus présentent la responsabilité qu'on peut être dans le cas d'exiger d'eux et qu'à défaut par eux de réunir ces conditions, l'autorité doit avoir le droit d'exiger ou des personnes offrant les garanties nécessaires ou un cautionnement pour celles existantes au cas où elles ne pourraient pas être changées.

Ceci se pratique aussi en Prusse, en vertu de la disposition suivante:

«Die Ober-Censur-Behörde ist berechtigt, dem Unternehmer einer Zeitung zu erklären, daß der angegebene Redakteur nicht von der Art sei, das nöthige Vertrauen einzuflössen, und ist in diesem Falle der Unternehmer verpflichtet, entweder einen andern Redakteur anzunehmen oder, wenn er den ernannten behalten will, für ihn eine vom obenerwähnten Ministerium auf den Vorschlag

der Ober-Censur-Behörde zu bestimmende Caution zu leisten.»

Comme l'autorité s'est réservé la faculté de révoquer l'autorisation qu'elle a accordée pour l'impression de la Gazette de Luxembourg, lorsqu'elle le jugera convenable, rien ne l'empêchera d'exiger que les blancs se trouvant dans ce journal soient toujours remplis, que les rédacteurs et éditeurs offrent les garanties de responsabilité désirables, si elle met ces conditions à la suppression d'un journal qui divise malheureusement le pays en deux camps ennemis pour des causes que les habitants ne comprennent souvent pas, mais qui sont les gagne-pain de messieurs les propriétaires du journal.»

Am 5. August 1844 schrieb der Gouverneur an Lamort, um diesem sein Mißvergnügen über die Art und Weise zu erkennen zu geben, wie die Zensurangaben einfach ignoriert oder ridikülisiert wurden. Nachdem er nicht weniger als fünf Vergehen aufgezeigt hatte, verlangte er in der Zeit von acht Tagen die Erfüllung der gesetzlichen Bestimmungen, widrigenfalls das Blatt verboten würde.

Am 21. September 1844 wandte sich der Direktor des Enregistrement und der Domänen, Schon, an den Gouverneur, um durch sein Protestschreiben den Schutz seiner Ehre gegen die Attacken der «Luxemburger Zeitung» zu erbitten. In allen Sätzen kam seine Gereiztheit zum Ausdruck, etwa so:

«J'ai regardé au pied de la feuille, il n'y a contrairement encore aux lois sur la matière, ni rédacteur, ni éditeur responsable et l'imprimeur Lamort décline toute responsabilité. A qui donc s'attaquer: à des Grégoire: à des Zucker! Oh non, je ne me commettrai pas avec des individus de cet acabit et si du reste l'on obtenait devant les tribunaux une condamnation à leur charge, ne serait-elle pas illusoire?»

Worum ging der Streit? Um die dreihundert, auf Freipapier und für Trier bestimmten Exemplare, für welche

Schon die Nachzahlung der Stempeltaxe, sehr zum Ärger Grégoires, zu fordern gewagt hatte.

«M. Lamort m'a renvoyé à M. Grégoire et après que celui-ci m'eût fait entendre que j'agissais par vengeance(!!) je lui ai fait sentir qu'il n'était pas encore trop tard pour faire dresser procès-verbal pour toutes les contraventions qui avaient eu lieu, ainsi que pour la distribution de plusieurs milliers d'exemplaires de prospectus non timbrés; que du reste je m'en tiendrais à M. Lamort et que malgré son insinuation injurieuse, je voulais bien croire à la bonne foi de tous et ne faire faire aucune poursuite à cet égard, à condition que la loi fut exécutée à l'avenir.»

Schon beantragte nichts weniger als die Unterdrückung der Zeitung, um «ces deux individus que la terre natale paraît avoir répudiés» zu erledigen. «Je regarde ce journal comme le troisième fléau qui ait visité le pays depuis 1839.»

Da die gegenseitigen Attacken im «Courrier» wie in der «Luxemburger Zeitung» immer heftiger wurden, machte der Gouverneur am 5. Oktober 1844 sowohl Lamort wie auch Victor Hoffman auf eine Verschärfung der Zensur aufmerksam.

Ernest Grégoire ließ sich durch die verschiedenen Interventionen der Behörde nicht im geringsten beirren. Im Gegenteil: am 29. Oktober beehrte er den Gouverneur mit einem Schreiben, das weniger durch sein kurioses Deutsch als durch die Frechheit des Gegenangriffs auffiel:

«Ew. Hochwohlgeboren beehrt sich Unterzeichneter, höflichst zu ersuchen, ihm geneigtest eine Ober-Censur-Behörde anzuzeigen, welche über die Appell gegen vermeintlich irrige oder etwa ungesetzliche Beschlüsse des Censors zu urtheilen hat.

Zugleich beehrt sich der Unterzeichnete — der sich so gut wie irgend Einem die Fähigkeit zutraut, zu erkennen, ob ein Aufsatz albern oder nicht albern sei — Ew. Hochwohlgeboren seine Unkenntniss des Censurgesetzes er-

gebenst zu bekennen, in welchem es stehe, daß der Censor das Recht habe, Das auszustreichen, was er nur als eine Albernheit, so wie auch was er als einen Verstoß gegen seinen guten Geschmack ansieht.»

Alldem zum Trotze antwortete der Gouverneur, indem er die rechte Antwort an Lamort, nicht aber an Grégoire sandte. Lamort gab in seiner Empfangsbestätigung, an, daß er wohl der Drucker, aber nicht der Herausgeber der «Luxemburger Zeitung» sei. Daraufhin mußte der Gouverneur (am 6. November 1844) die Bestimmungen des Pressegesetzes anführen und auf einer strikten Beobachtung der Vorschriften bestehen. Am 14. November ripostierte Lamort, indem er sein Unvermögen eingestand, Grégoire zur Erfüllung seiner Pflichten zu bewegen. Der Gouverneur forderte den Drucker am 20. November zum letzten Male auf, dem Gesetze zu genügen. Acht Tage später durfte Lamort die Grégoire'sche Antwort an die Regierung weiterleiten:

«1° quoique Mr le Gouverneur m'ait verbalement affirmé, au mois de mai de cette année, que je n'avais aucune formalité à remplir pour établir *mon* journal, ce qui du reste a été le cas pour le journal de Diekirch et le «Courrier»;

2° quoique la résolution de la Haute Diète germanique ne parle pas d'un éditeur, j'ai pour souscrire aux intentions de Mr le Gouverneur déclaré sur la demande du fisc que j'étais l'éditeur de la Luxemburger Zeitung et je paie comme tel la patente. Je n'ai pas besoin de vous dire que vous pouvez également me désigner comme rédacteur responsable: je signe le journal en cette qualité depuis sept semaines.»

Die Folge dieses Briefes war, daß Grégoire, durch ein Schreiben vom ersten Dezember, aufgefordert wurde, eine Kaution von tausend Gulden zu stellen. Am 17. Dezember erklärte sich Grégoire, aus Furcht, sein Organ unterdrückt zu sehen, zur Erfüllung der Pflicht bereit, nicht ohne einen Vorbehalt zu machen.

Am selben Tage ließ Lamort dem Gouverneur eine Erklärung zugehen, in der er das tägliche Erscheinen der «Luxemburger Zeitung» ab ersten Januar 1845 in Aussicht stellte. Die Genehmigung war bereits erteilt, als der Gouverneur sich besann und am 18. Dezember vom Drucker neuerdings die Namen des Herausgebers und des Redakteurs in der Bittschrift angegeben wissen wollte. Ausländer mußten durch authentischen Akt Kaution hinterlegen. Am 28. schrieb Grégoire eigenhändig an den Gouverneur, um die Erlaubnis zum sechsmaligen Erscheinen in der Woche zu erbitten: er nannte sich selber als «éditeur-rédacteur», nachdem er vorher die tausend Gulden eingezahlt hatte. So durfte er am 30. Dezember die Genehmigung erhalten.

Doch zuvor, am 21. Dezember 1844, hatte de la Fontaine dem Kanzler im Haag ein Schreiben zugeschickt, das im Entwurf nicht weniger als vierzehn Seiten umfasst hatte:

«Ayant à faire des propositions à Sa Majesté au sujet de la publication de journaux et d'écrits périodiques, objet sur lequel il n'existe jusqu'à présent aucune législation patente, il me paraît nécessaire de vous faire un rapport sur les incidens qu'a fait naître depuis le premier juillet dernier la publication du journal allemand dit «Luxemburger Zeitung.»

Selon que la chose résulte du rapport du Conseil de Gouvernement du 29 janvier dernier, la règle fondamentale suivie sur cette matière dans le Grand-Duché de Luxembourg jusqu'en 1832 reposait sur la liberté de la presse, réglée par la législation commune à toutes les provinces du Royaume des Pays-Bas. Mais en cette dernière année, l'arrêté de S. M. le Roi Grand-Duc du 4 août, suivi en 1835 de celui du 4 janvier, en ordonnant dans le Grand-Duché la publication des résolutions rendues sur l'objet par la Diète, y introduisit une législation nouvelle et exceptionnelle.

Mais selon que la chose avait été exposée dans le rapport du 29 janvier les restrictions apportées à la liberté de la

presse se trouvaient renfermées dans les passages suivants de la résolution du 20 juillet 1819:

§ 4. — Chaque état est responsable de tous les imprimés et pour autant que par ces imprimés la dignité ou la sûreté d'autres Etats Confédérés se trouve lésée ou que leur constitution ou leur Gouvernement y soit attaqué.

§ 6. — La Diète a droit de supprimer des écrits (périodiques ou ayant moins de 20 feuilles d'impression) si ces écrits sont contraires à la dignité de la Confédération, à la sûreté des Etats particuliers qui la composent ou à la conservation de la paix et à la tranquillité de l'Allemagne.

Le § 2 de la résolution de la Diète du 20 juillet 1819 disait, il est vrai, que les moyens et les mesures nécessaires au maintien du présent arrêté sont abandonnés à la décision des gouvernements — que ces mesures doivent être de nature à répondre en tout à l'esprit et au but de la disposition principale du § 1er.

Deux de ces mesures n'avaient jamais été prises dans le Grand-Duché de Luxembourg, la résolution même de la sérénissime Diète du 20 juillet 1819 ne fut publiée dans le Grand-Duché qu'en vertu de l'arrêté royal du 4 août 1832, lequel ne prescrit aucun de ces moyens et mesures dont parle la Diète; l'arrêté royal grand-ducal du 4 janvier 1835 relate, il est vrai, ces mesures, mais c'est en renvoyant à la commune législation des Pays-Bas, à la loi du 28 juillet 1816, nº 47, aux articles 267 et 376 du Code pénal et à la loi du 16 mai 1829 — en un mot à la législation des Pays-Bas.

Ce fut dans cet état que, commis à exercer la censure non par une décision positive de S. M. le Roi Grand Duc, mais d'une manière virtuelle comme successeur du Président de la Commission du Gouvernement, revêtu des fonctions de censeur par l'article 1 de l'arrêté du 4 janvier 1835, que je me suis occupé de son exercice. Il n'existait alors qu'un seul journal à Luxembourg, apparaissant deux fois par semaine; ce journal depuis sa fondation en (1826) avait toujours fait preuve d'un excellent esprit;

dévoué aux intérêts généraux du pays, sans être systématiquement hostile à l'administration, il n'avait jamais excité de plaintes, ni de la part de l'administration supérieure, ni de la part des administrations secondaires, ni de la part des chefs du clergé qu'il avait toujours compté au nombre de ses abonnés. Je n'avais pas surpris le plus léger changement dans l'esprit et la conduite de cet écrit périodique, quand vous me communicâtes le 10 septembre 1843 une plainte formée le 26 août précédent contre ce journal par Mr. le Vicaire apostolique du Grand-Duché, plainte dont on avait omis de communiquer le contenu à la censure et dont on jugea plus à propos de saisir directement le Souverain.

Le rapport du 29 janvier dernier, après avoir établi l'état normal de la législation du Grand-Duché en matière de presse, attaqua les prétentions avancées par Mr. le Vicaire apostolique et chercha à justifier leur improbation non seulement par le texte de la législation existante, mais par les traditions et les actes des luxembourgeois catholiques, nos ancêtres.

Mais la manière de voir du Conseil qui était la mienne aussi essuya la désapprobation formelle de Sa Majesté selon que vous l'avez exprimé, M. le Chancelier, dans votre dépêche du 16 février dernier nº 425 qui contenait copie du texte de la décision royale.

Dans cette communication je me suis bien pénétré du passage suivant qui, adressé au Conseil de Gouvernement devait servir de ligne de conduite au Gouvernement comme chargé seul de l'exercice de la censure.

«Sa Majesté en persistant dans sa décision du 3 novembre a invité le chancelier d'Etat à faire savoir au Conseil de Gouvernement en termes positifs que Sa Majesté en restant fidèle au principe que le Gouvernement ne doit s'arroger aucun *jus in sacra* ni exercer aucun *jus circa sacra* en dehors des disposisions existantes ou en dehors de sa compétence et de son obligation de veiller au maintien de l'ordre public et de la sûreté de l'Etat, ne désire

en aucune manière que le Gouvernement grand-ducal prenne parti dans les discussions *qui sont du domaine de l'Eglise.* S. M. désire au contraire que le Gouvernement observe à cet égard la plus stricte neutralité et qu'il ne souffre pas que la censure fasse naître l'opinion que le Gouvernement approuve ou même applaudisse aux attaques odieuses qui, à l'occasion de ces discussions sont dirigées contre l'Eglise catholique romaine, ses dogmes, sa discipline et son clergé.»

J'ai déduit de ces expressions de la volonté royale que les lois existantes qui jusques là avaient servi de norme à la censure cessaient d'être seules obligatoires et que le pouvoir du censeur devait s'étendre sur un genre de publications dont il n'avait pas jusques là eu à s'occuper, mais j'ai également reconnu dans cette communication et reconnu avec douleur qu'à l'avenir le pouvoir du censeur devenait un pouvoir d'autant plus arbitraire, odieux et pesant qu'aucune instance n'était créée, autre que celle du Souverain même, pour connaître d'un appel de ces décisions et que quelques fussent ses convictions ou les devoirs lui dictés par la manifestation officielle des intentions souveraines demeurant occultes au public, il serait constamment, sans pouvoir s'en laver, exposé au reproche d'être partial ou d'agir par caprice.

Cependant c'est cette action purement ? que je me suis vu dans le cas d'exercer pendant l'année dernière.

J'en viens au journal allemand qualifié Luxemburger Zeitung.

L'apparition de ce journal avait été annoncé avec éclat, il devait sous un double point de vue représenter une bonne fois l'opinion vraie luxembourgeoise, opprimée par les parleurs de la langue française et par les libéraux anticatholiques.

Le journal de Luxembourg devait être anéanti et le petit journal de Diekirch, auquel ? à raison de l'idiôme dans lequel il paraissait, n'être toléré que pour autant qu'il deviendrait l'écho de la Luxemburger Zeitung.

Mais le public fut complètement stupéfait quand on vit apparaître à Luxembourg comme exécuteurs apparents de cette entreprise cléricale deux hommes, l'un nommé Grégoire, très connu par le blanc et le noir qu'il avait joué dans la révolution belge, mais qui, français de naissance et ayant passé sa jeunesse dans une ville wallonne de la Belgique ne connaissait pas un mot allemand; le second très jeune officier d'artillerie au service de Prusse qui venait de restituer sa patente pour des motifs que la discrétion de ses camarades a laissé ignorer au public.

Le premier acte du Sr. Grégoire fut celui de contracter avec l'imprimeur Lamort d'une manière si avantageuse pour l'imprimeur que celui-ci consentit à la condition imposée de cesser d'imprimer le journal français.

Mais à peine ce traité avait-il transpiré dans le public que tout le monde appréhenda le danger. L'émotion se répandit de proche en proche, une société d'hommes indépendants s'organisa presqu'aussitôt pour renforcer la rédaction du journal français qui changea de nom et continua comme du passé avec un nombre d'abonnés presque triple à paraître chez Lamort.

L'autorisation nécessaire pour faire paraître le nouveau journal allemand ne me fut demandé ni par le Sr. Grégoire ni par le Sr. Zucker, mais par le Sr. Lamort. Vous trouverez copie de la demande sous le nº 1 des pièces jointes et au bout mon arrêté daté du 1er juillet dernier. Dès le 28 juin j'avais reçu du libraire le Sr. Hoffmann une lettre que je fais copier sous le nº 2. Le même jour je reçus une déclaration du Sr. Lamort, au bout de laquelle j'ai sur la minute couché un arrêté portant également la date du 1er juillet dernier.

Ces deux pièces dans la liasse des pièces jointes sont cotées nº 2.

Du 1er juillet au 5 octobre la couleur du nouveau journal se dessina nettement; il se montra parfaitement fidèle aux promesses de son prospectus en ce qui concernait la défense des intérêts religieux et du culte catholique — ni avant cette

date ni après cette date la censure ne lui a biffé une seule ligne de ses dissertations polémiques ni de ses pieuses nouvelles ni du récit des conversions etc. etc. Elle a laissé passer des articles et des brochures sans les altérer, des articles et des brochures que la censure prussienne avait rendus inutiles selon que le relate le nº de la Luxemburger Zeitung de ce jour, nº 75.

La censure a fait plus, elle a passé au nouveau journal catholique plusieurs articles qui ne tendaient à rien moins qu'à prouver que l'Eglise catholique (j'ai compris la Cour de Rome) pouvait sans égard à des traités publics qui lui avaient été arrachés par suite de malheurs comparables à une force majeure, revendiquer c'est-à-dire ressaisir (!) des droits de leur nature imprescriptibles et annuler les traités de sa propre autorité.

Mais la censure a également laissé passer dans le Courrier des articles, dans lesquels cette brochure était vigoureusement attaquée et traitée d'anti-sociale et d'immorale.

Le nouveau journal a fréquemment critiqué les institutions du pays et les actes de l'autorité publique. La censure a encore laissé passer ces compositions; elle a eu toujours devant les yeux l'article 4 de la loi du 16 mai 1829 disant:

«Les dispositions des art. 2 et 3 de la présente loi ne pourront porter atteinte au droit de discussion et de critique des actes des autorités publiques.»

L'action de la censure sur le journal allemand s'était jusqu'à cette époque du 5 octobre exercé avec plus que de l'indulgence; je suis moi-même tenté de l'accuser de faiblesse.

J'avais vers la fin de septembre fait une tournée administrative dans le canton de Rédange. Dès mon retour je fus touché de la réclamation de M. le Directeur de l'enregistrement Schon que je joins en original sous le nº 3.

Cette réclamation me porta à récapituler tous les manquements de la rédaction du nouveau journal, et comme je n'avais jusques là reconnu officiellement ni le Sr. F. Zucker qui se qualifiait de verantwortlicher Redactor,

ni le Sr. Grégoire j'adressai au Sr. Lamort la lettre dont je joins copie sous le nº 4. La lettre est datée du 5 octobre dernier.

Le même jour je transmis circulairement à la rédaction des deux journaux une instruction dont copie est jointe sous le nº 5.

Ce fut dans l'après-midi du même jour et après le départ de ma circulaire que me fut comme d'habitude remis l'épreuve du journal allemand avec le supplément fameux que je vous ai transmis en original par ma lettre du 19 de ce mois. L'ayant renvoyé barré de haut en bas avec une observation qui témoigne du profond dégoût que m'avait inspiré cet échange de mauvais langage je reçus fort tard dans la même journée la lettre insolente que je joins en original sous le nº 6.

Le 1er novembre suivant, reprenant l'affaire que j'avais fait mettre ad acta le 12 octobre, j'écrivis à Mr. Laurent la lettre jointe en copie; Mr. Lamort m'écrivit à son tour le 3 du même mois et je lui répondis le 6. Ces trois lettres sont jointes sous le nº 7. Vous verrez par le contenu de la dernière de ces pièces que pour la première fois j'ai dicté les conditions par suite de l'accomplissement desquelles le Sr. Grégoire pouvait être reconnu en qualité d'éditeur du journal qualifié de Luxemburger Zeitung.

Le 14 novembre Mr. Lamort revint à la charge et m'adressa la lettre jointe en copie. Je lui répondis par la mienne du 20 même mois. Le 27 dito il me communiqua copie de la lettre qu'il venait de recevoir du Sr. Grégoire qui déclarait vouloir être rédacteur et éditeur du journal allemand. Il reçut de moi une réponse datée du 1er du courant. Ces quatre pièces sont réunies dans l'annexe nº 8.

Enfin le 17 du courant le Sr Lamort m'adressa une nouvelle demande, celle de pouvoir imprimer pour le compte du Sr Ernest Grégoire le journal qualifié Luxemburger Zeitung tous les jours, les dimanches exceptés; le même jour j'ai reçu une lettre du Sr Grégoire que je lui ai renvoyée faute d'avoir été couchée sur timbre, mais dont j'ai fait

tirer copie pour vous faire apprécier, plus que vous ne la connaissez déjà, l'outrecuidance de cet homme. Le lendemain 15 j'ai encore écrit au Sr. Lamort une lettre qui vous est également adressée en copie. Ces trois écrits sont cotés nº 9.

De l'ensemble de ces communications vous verrez que c'est par suite de la partialité de la censure que l'on prétend avoir été obligé de saisir les tribunaux d'une action en calomnie, comme si la publication que j'ai supprimée n'avait pas été infiniment plus calomnieuse, car un lâche n'est pas encore un voleur et dans l'écrit en question le nom de l'honorable Norbert Metz est traduit en Norbert Macaire et l'honorable Sr. Jurion qui n'a rien de commun avec la rédaction du Courrier est cité comme celui d'un complice de voleur en même temps que le Sr. Schrobilgen est désigé comme ayant occasionné par des dépenses de parasite la fortune de Lasabatie.

De ces mêmes pièces il résulte encore que l'on taxe d'illégale la demande que j'ai faite d'un cautionnement d'abord fixé à 1000 florins, puis à 1500 florins quand on m'a demandé la permission de faire paraître le journal six fois par semaine au lieu de trois fois.

Voici ce que j'ai à dire sous ce rapport pour ma justification: En Prusse et dans les autres pays d'Allemagne, personne n'a droit d'imprimer un journal sans avoir au préalable obtenu une concession du Souverain et cette concession n'est accordée qu'après une enquête rigoureuse sur la moralité du rédacteur ou des rédacteurs en chef et sur la tendance du journal à créer, tendance sur laquelle les sollicitants la concession doivent s'exprimer très en détail. Certes, si en Prusse ou ailleurs des étrangers venaient se présenter pour obtenir la concession d'un journal semblable à celui du Sr. Grégoire, journal qui a la prétention de se mêler de tout, de la religion comme de la politique, de l'administration et des lois de l'Etat comme de l'intérêt des communes et des particuliers, d'un journal qui se croit en droit de couvrir d'invectives tous les citoyens

qu'il envisage comme ne partageant pas ses opinions achetées, certes, dis-je, on demanderait à un tel journal dont les propriétaires ainsi qualifiés ne posséderaient pas dans l'Etat étranger qu'ils ont choisi pour demeure, la valeur d'un ? en propriétés territoriales, on leur demanderait, dis-je, des sûretés correspondant au mal qu'ils sont capables de faire et devant servir à couvrir le mal qu'ils font. Ne demande-t-on pas de par la loi, qui conserve ce droit, dans tous les pays civilisées la caution judicatum solve ? à l'étranger qui plaide? Je n'ai pas agi d'après d'autres principes; j'ai même été fort loin de croire que par cette exigence je pusse le moins du monde compromettre le (?) du journal de Mr. Grégoire — Ce journal est évidemment un journal subventionné; sans aucune augmentation de son prix d'abonnement et malgré la taxe du timbre qui lui enlèvera 311 cents ou 6 fr. 55 par an, il continue de livrer son journal à 30 francs et réduit spontanément le prix des annonces de 25 à 12 centimes. D'ailleurs je lui ai fait offrir des facilités extraordinaires pour procurer ce cautionnement; qu'un seul des puissants protecteurs dont il se targue se démasque et intervienne pour lui. Mr. Zucker a déjà donné le premier exemple de se dérober à la poursuite de ses créanciers par la fuite. J'attends celui qui répondra de Mr. Grégoire.

Comme conclusion du présent rapport, je vous prie, Monsieur le Chancelier, de prendre les ordres de S. M. sur les points suivants, conformes à ma manière de voir.

S'il y a lieu d'assujettir les éditeurs de journaux existants et à venir à demander des concessions pour l'émission de tels ouvrages au pouvoir royal même.

S'il y a lieu, s'ils sont étrangers, d'exiger d'eux un cautionnement.

S'il y a lieu par le Conseil de Gouvernement à présenter à l'approbation de S. M. un règlement pour l'exercice de la censure, avec instance d'appel au Conseil de Gouvernement, remplissant les fonctions de la Commission spéciale créée récemment à cette fin en Prusse.

S'il n'y a pas lieu d'arrêter par S. M. que dès à présent cette instance d'appel existera dans le Conseil de Gouvernement.

Enfin je vous prie d'être mon interprète près de Sa Majesté pour être personnellement soulagé de cette lourde tâche. Des journaux paraissant à des heures fixes et réunissant dans leurs colonnes des nouvelles souvent écloses le jour même, ne comportent de la part de la censure aucun genre de retard; c'est régulièrement de dix à onze heures que l'on m'apporte l'épreuve du journal français, paraissant à midi, et de deux heures à quatre celle du journal allemand, paraissant à cinq heures, je dois me livrer à l'examen du journal, le plus souvent en séance du Conseil et pendant le cours de délibérations qui occupent toute mon attention; je ne peux réellement lire que du pouce et il m'est inconcevable quand je porte mes regards en arrière et que je compte la masse d'articles raturés comment ils ont pu ne pas m'échapper; une autre fois c'est dans mon cabinet que l'on m'apporte ces épreuves, je suis contraint de les lire pendant que les chefs de divisions venus prendre mes ordres pendant que des fonctionnaires et des bourgmestres viennent m'entretenir des intérêts de leurs administrations. Si la besogne qui m'est imposée était seulement fatigante ou seulement fastidieuse, je chercherais aussi peu à me dérober qu'à mes autres devoirs, mais j'ai la conviction que je dois faire mal ce travail et qu'à l'avenir quand le journal allemand paraîtra six fois par semaine, je ne suffirai plus à la tâche.

L'arrêté royal du 4 janvier 1835 défère la censure au Président de la Commission du Gouvernement ou à celui qu'il en aura chargé avec l'approbation du Souverain; je demande donc qu'il plaise à Sa Majesté m'autoriser à déléguer pour exercer la censure M. le Procureur d'Etat André que je crois sous les rapports de la droiture et de la sévérité très propre à remplir ces fonctions. J'aurai soin en ce cas de lui communiquer toutes les archives de la censure, y compris les instructions excessivement sommaires

et incomplètes de M. le Conseiller intime Stifft du 6 mars 1835.

Le Gouverneur.»

Am 31. Dezember 1844 wurde dann Jean-Henri Heuardt, Obergerichtsrat, zum Zensor bestellt. Die Ernennung konnte noch am selben Tage den Zeitungsherausgebern Hoffman und Grégoire schriftlich mitgeteilt werden.

Die Auseinandersetzungen zwischen dem Zensor Heuardt und dem Herausgeber Grégoire nahmen allmählich jenes Ausmaß an, das in seinen Rahmenteilen Ton und Nüance des Burlesken gewann. Das setzte am 5. April 1845 mit einem formellen Protest beim Gouverneur ein, und zwar gegen die willkürliche Festsetzung der Zensurzeiten (in diesem Falle versuchte de la Fontaine noch den Schein einer Berechtigung nachzuweisen) und nährte sich an einer Reihe von Schriftsätzen, die der Zensor an die Regierung richtete. Seine heftigste Form fand das epistolare Scharmützel im Monat Juni. De la Fontaine sah sich schließlich gezwungen, beim Generalstaatsanwalt zu intervenieren, um den verschiedenen Klagen und Anklagen Heuardts eine gerichtliche Antwort zu erzwingen. Der interimistische Generalstaatsanwalt Willmar arbeitete drei je zehn Seiten umfassende Vergleichsschriften und juristische Untersuchungen aus, die das Vorspiel zu einer Verfolgungsaktion darstellten. Doch am 13. Juni 1845 mußte der Staatsanwalt dieses feststellen:

«Cette plainte a été communiquée à Mr le juge d'instruction à fin d'information, et l'instruction qui a été faite a prouvé qu'elle était fondée; mais l'inculpé Grégoire ayant paru le 2 Mai dernier, devant Mr le juge d'instruction en vertu d'un mandat de comparution du jour précédent, pour subir devant ce magistrat un interrogatoire sur les faits lui reprochés, n'a donné que des réponses évasives aux questions les plus formelles lui posées, et au lieu de

revenir le jour suivant pour compléter l'interrogatoire comme il avait convenu avec Mr. le juge d'instruction, il a quitté le pays et n'est plus revenu jusqu'à ce jour et n'a pas donné de ses nouvelles. Dans cet état de choses l'intérêt de la justice et la dignité du magistrat instructeur exigeaient que Monsieur Grégoire fut mis en demeure de venir compléter son interrogatoire, il lui fut donc signifié qu'il avait un délai présomptoire jusqu'au 13 juin 1845, à dix heures du matin, pour reparaître en chambre d'instruction, afin d'achever son interrogatoire commencé et d'être entendu en même temps sur deux autres plaintes à sa charge; et comme Grégoire n'a pas obtempéré à cette sommation, Mr. le juge d'instruction a décerné à la date d'aujourd'hui contre lui un mandat d'amener, dont copie a été adressée au commandant de la gendarmerie et à d'autres officiers de police.

J'ai cru devoir porter à votre connaissance ces faits à charge d'un homme qui a déjà tant de fois invoqué la protection des lois de notre pays et qui se refuse à satisfaire aux obligations qui en résultent pour lui, et ce qui plus est, figure encore chaque jour dans la Luxemburger Zeitung comme rédacteur responsable, tandis qu'il est absent du pays, et contumace dans les affaires de justice répressive dans lesquelles il est compliqué. Finalement, je crois pouvoir vous annoncer que j'ai été informé par Mr. l'avocat München, défenseur de Mr Grégoire, que ce dernier se trouve à Thionville, à l'hôtel du Grand St. Hubert et qu'il est atteint d'une aliénation mentale sous forme d'une grave monomanie qui doit consister dans l'idée fixe qu'il ne peut franchir la frontière de Frisange, sans être pris par une masse de gendarmes pour être fusillé sur le champs; je viens de prier mon collègue de Thionville de bien vouloir me procurer des renseignements nécessaires sur l'état mental actuel de Grégoire, et dès que ces renseignements me seront parvenus, je m'empresserai de vous les communiquer à telle fin que de droit.»

Noch ehe diese Aufklärung geschehen konnte, hatte der Gouverneur seinen Entschluß gefaßt: bereits am 14. Juni unterdrückte er die «Luxemburger Zeitung».

Das Dekret, welches die Konzession vom 1. Juli 1844 widerrief, hatte eine dreiseitige Begründung, die sich in den Endsätzen vor allem auf die Abwesenheit Grégoire's bezog.

Am 16. Juni 1845 wandte sich der Zensor Heuardt an den Gouverneur mit der Mitteilung, daß ihm die «Luxemburger Zeitung» nicht zur Einsicht unterbreitet worden sei. De la Fontaine ließ ihm daraufhin, ohne weitere Erklärung, den Beschluß vom 14. zustellen.

Am 4. Mai 1845 löste der Ober-Prokurator von Trier eine weitere Aktion gegen Grégoire wegen einer Zuschrift «Aus der Eifel» vom 7. April aus, die aber keine Folge finden konnte, da Grégoire das Großherzogtum verlassen hatte.

Das letzte Kapitel der Geschichte um die «Luxemburger Zeitung» versuchte der zurückgelassene Redakteur Karl Gustav Nikolaus Rintel zu schreiben, obschon die luxemburgischen Behörden auf ihrem endgültigen Siege zu beharren entschlossen waren. Am 17. Juni 1845 erbat der mehrfache Konvertit in einem Schreiben an den Gouverneur, das die Intention «de continuer sous sa propre responsabilité la publication du Journal Allemand dit la «Luxemburger Zeitung» offen aussprach, eine Partikularaudienz, um «les vues et les formes dans lesquelles il se propose de diriger le journal» mündlich darzulegen. De la Fontaine antwortete so beredt durch Schweigen, daß der «référendaire de régence en retraite» zwei Tage später mahnen mußte: «Votre Excellence ne m'ayant pas honoré d'une réponse et le temps nécessaire pour notifier au public la continuation et le nouveau programme du journal étant venu, j'ai l'honneur de réitérer la demande faite à Votre Excellence et je la supplie de vouloir bien m'accorder une audience dans le cours de cette journée.»

Der Gouverneur blieb seiner Haltung treu und ignorierte sowohl das Objekt des Briefes wie auch den Verfasser, der

sich als Bewohner des Eisenbach'schen Hauses in der Piquetstraße vorgestellt hatte. Der enttäuschte Referendar a. D. versuchte am 23. Juni mit der deutschen Sprache sein Glück, indem er in einer fünfseitigen Briefsendung dieses aussagte:

In Folge nebenbezeichneter Hoher Verfügung beehrt sich der ganz gehorsamst Unterzeichnete Ew. Excellenz folgendes vorzutragen:

Derselbe ist am 29. August 1810 zu Berlin geboren und hat im October 1828 die Universität Berlin bezogen, wie die beiliegende Urkunde A aussagt; nach beendigter Studienzeit und bestandenem juristischen Examen ist er darauf am 28. Mai 1832 zum königl. Kammergerichts-Auscultator ernannt worden. (Beil. B.); im folgenden Jahre jedoch von der richterlichen Laufbahn zurück- und in den k. Verwaltungsdienst übergetreten, wie das beiliegende Ernennungsdekret zum Referendar bei der k. Regierung zu Bromberg ausweist. Später auf sein Begehren an das Regierungscollegium zu Stettin versetzt ist der gehorsamst Unterzeichnete im Juni 1836 mit Beibehaltung seines Titels aus dem k. Dienste gänzlich ausgeschieden, um sich rein wissenschaftlichen Studien zu widmen. Er begab sich zu dem Ende im August 1837 nach Königsberg i/Pr. Kurze Zeit nach seiner Ankunft dortselbst fand die Fortführung des Erzbischofs von Köln, Clemens August, Freiherrn Droste zu Vischering, nach Minden statt, welcher die Gefangennehmung des Erzbischofes von Gnesen und Posen, des Hochseligen Herrn von Dunin folgte. Den Unterzeichneten ergriff, wie viele Andere, das Gefühl der gegen die Prälaten begangenen und von des jetzt in Preußen regierenden Königs maj. als solche anerkannten Ungerechtigkeit, er veröffentlichte seine Ansicht über diese Angelegenheit in den drei ebenfalls beigelegten Schriften, deren letzte er in Würzburg verfaßte, wohin er im Januar 1840 seinen einstweiligen Wohnsitz verlegt. Die erste dieser Schriften im ersten Sturme der Gefühle niedergeschrieben verfehlte, obwohl ohne böslichen Willen

Seitens ihres Verfassers an einzelnen Stellen gegen die Mäßigung, welche man in politischen Schriften immer und besonders dann beobachten soll, wenn man sich gedrungen fühlt einen Tadel über Regierungsmaßregeln auszusprechen; sie zog ihrem Verfasser eine Verurtheilung zu, welche unterm 2. September 1841 durch seines Königs Gnade wieder aufgehoben wurde. (Beil. E und F.). Seit dem Januar 1840 bis zum Dezember vorigen Jahres hat der gehorsamst Unterzeichnete in Würzburg zugebracht, seitdem lebt er hier, mit wissenschaftlichen Studien und Arbeiten beschäftigt, von denen er eine, seine Monographie «Von der Jury», welche im vorigen Jahr erschienen ist, und deren zweiter Band, dessen erste Druckbogen so weit sie vollendet ebenfalls (sub H) beiliegen, in wenig Wochen erscheinen wird, Ew. Excellenz mit dem Wunsche überreicht, es mögen Hochdieselben sie einer näheren Durchsicht und eines Platzes unter dero Büchern würdig finden.

Sollten Ew. Excellenz die Beibringung des Dekretes, durch welches dem Unterzeichneten die von ihm begehrte Entlassung aus dem k. Preuß-Staatsdienste bewilligt wurde, oder ein amtliches Zeugnis über des Unterzeichneten Sittenwandel zu Würzburg fordern, so ist er bereit, dieselben nachträglich beizuschaffen.

Der Unterzeichnete hat bereits die Ehre gehabt, Ew. Excellenz anzuzeigen, daß es seine Absicht sei, in hiesiger Stadt eine deutsche Zeitung unter dem Namen «Luxemburger Zeitung» herauszugeben und er erlaubt sich, im Verfolg der hohen ihm von Ew. Excellenz gewordenen Verfügung Hochderselben die Grundsätze anzugeben, von denen aus er diese Zeitung redigiren wird.

Der Unterzeichnete ist Jurist, nicht nur seiner wissenschaftlichen Bildung, sondern auch seiner Gesinnung und Denkungsart nach, und als Jurist, als berufen das Recht zu vertheidigen und zu vertreten, wird er die seiner Leitung unterworfene Zeitung führen. Der erste und hauptsächlichste Zweck der Zeitung soll daher die Vertretung des

positiven Rechtes gegenüber den Angriffen sein, die gegen es von dem Standpunkte philosophischer Theoreme aus gemacht werden könnten. Das Recht aber ist zwar seinen Grundlagen und historischen Basen nach ein stetiges, es entwickelt sich jedoch aus diesen heraus in manchfacher Form und bleibt seinem Charakter ein historisches zu sein eben dadurch treu, daß es, wie alles den Gesetzen der Geschichte unterworfene Leben, verschiedene Entwicklungsstufen durchläuft; es wird also dieses Blatt auch ein Organ des Fortschrittes sein, es werden die politischen Zustände nicht als in allen ihren Äußerlichkeiten festzuhaltende, sondern als solche behandelt werden, die eben aus den geschichtlichen Grundlagen heraus, deren Manifestation sie sind, fort entwickelt werden müssen. Es wird der Fortschritt, den dieses Blatt vertreten soll daher wesentlich ein anderer sein, als den man gewöhnlich so nennt; der letztere nemlich ist nichts als die consequente Durchführung subjectiver Theorien ohne Rücksicht auf die derselben entgegenstehenden Rechte: der Verfasser dagegen will den Fortschritt *im* Rechte und durch das positive geschichtlich entwickelte Recht vertreten, er würde jeden sogenannten Fortschritt *gegen das Recht* als einen Schritt zur Anarchie und Willkür auf das äußerste bekämpfen.

Die christlichen Glaubensgemeinschaften und namentlich die katholische Kirche, der der Unterzeichnete seit einigen Jahren anzugehören das Glück hat, haben in Deutschland und in jedem einzelnen deutschen Bundesstaate, namentlich auch in Luxemburg, eine rechtlich anerkannte und gesicherte Stellung. Diese rechtliche Freiheit der Kirche zu vertheidigen und in ihren Consequenzen zu entwickeln, diese rechtliche Freiheit auch in denjenigen deutschen Landen der Kirche zu vindiziren, in welchen sie sich in einer wenigen freien Stellung befindet, das ist eine der Hauptbestrebungen welche dieses Blatt verfolgen wird. Unabhängigkeit der beiden gottgewollten Obrigkeit in ihren resp. Wirkungskreisen und ein friedliches und harmonisches Zusammenwirken derselben da wo ihre

Kreise einander berrühren oder wo sie gemeinschaftliche Wirkungssphären haben, das sind die Grundsätze denen der Unterzeichnete in dieser Zeitung Anwendung geben wird.

Es liegt daher nicht nur nicht in der Absicht des Bittstellers, eine systematische Opposition gegen die Königl. Großherzogliche Regierung hier selbst zu machen, sondern es würde eine solche sogar ganz gegen die Absicht derselben sein. Die Wirksamkeit des Blattes in Bezug auf dieses Land wird vielmehr dahin gerichtet werden, erstens alle das öffentliche Leben, die geistige und materielle Wohlfahrt desselben betreffenden Notizen mitzutheilen, dann aber den rechtlich begründeten Interessen als Organ zu dienen. Wohl könnte es sich in Vertretung derselben zuweilen zutragen, daß auf Mißgriffe oder Irrthümer einzelner Beamten oder Behörden aufmerksam gemacht werden muß, aber es wird dies immer in der achtungsvollen Sprache geschehen, wie sie öffentlichen Behörden gegenüber die allein passende und geziemende ist; der Bittsteller wird namentlich eine heftige, aufreizende Sprache und alle persönlichen Angriffe um so mehr vermeiden als nicht Verbitterung sondern Versöhnung wenn auch nicht der Ansichten doch der Gemüther und Vereinigung Aller zum Wohl des Vaterlandes das Ziel ist, wohin der Unterzeichnete strebt. Eine solche Versöhnung aber kann nur auf einer Grundlage erbaut werden, auf die Anerkennung und Heilighaltung des Allen gemeinsamen Rechtes, und zu dieser Überzeugung wünscht und hofft der Unterzeichnete die Leser des Blattes, zu dessen Gründung er die Genehmigung Ew. Excellenz nachsucht zu führen.

Der ganz gehorsamst Unterzeichnete richtet an Ew. Excellenz die Bitte *es möge Hochdieselbe ihm Hochgeneigtest die Concession ertheilen, vom 1. Juli d. J. an ein wöchentlich sechsmal erscheinendes in der Lamort'schen Druckerei zu druckendes deutsches politisches Blatt betitelt: «Luxemburger Zeitung» unter seiner Verantwortlichkeit herauszugeben.*

Sollten Ew. Excellenz über einen oder den andern Punkt dieser Eingabe weitere Aufklärung wünschen, so ist der Unterzeichnete bereit, dieselbe zu der von Hochderselben zu bestimmenden Zeit mündlich zu geben.

Der Unterzeichnete erhofft um so gewisser die Genehmigung seines eben formulirten Antrages als die oben angedeutete Tendenz des Blattes auf die Vertretung des Rechtes gerichtet ist, und also bei Ew. Excellenz wohlbekanntem Eifer für dessen Handhabung und Aufrechterhaltung Hochderselben Beifalls gewiß ist.

In dieser Hoffnung und mit der ganz gehorsamsten Bitte, *sowohl um möglichste Beschleunigung des Hochgeneigten Bescheides* (da die Zwischenzeit bis zum 1. Juli nur noch wenige Tage beträgt) *als auch um Hochgeneigte Rücksendung der dieser Eingabe beigefügten Aktenstücke und des sub D beigelegten Bandes*, hat der Unterzeichnete die Ehre sich zu nennen

Ew. Excellenz
ganz gehorsamsten
Karl Gustav Nicolaus Rintel
Kgl. Preuss. Regierungs-Referendar a. D.

Luxemburg den 23. Juni 1845.
Piketstraße, im Eisenbach'schen Hause.

Es konnte keinem Zweifel unterliegen, daß de la Fontaine umso weniger geneigt sein würde, dem Rintel'schen Wunsche zu willfahren, als der Hinweis auf den Oppositionsgeist des Blattes ihm nichts Gutes verheißen konnte. Er schwieg beharrlich. Rintel wagte am 28. Juni neuerdings, an seine Eingabe zu erinnern. Der erste Juli kam und ging vorbei, der Sommer verlief, und der Gouverneur ließ sich weder erreichen noch erweichen. Im Herbste schwand Rintels Hoffnung dahin, und am 29. September erbat er, ohne jede Höflichkeitsfloskel, die Rücksendung seiner sechs Dokumente, da er in einigen Tagen «diese Stadt zu verlassen gedenke.» Und diesmal geschah das Wunder: de la Fontaine antwortete umgehend: «Mein Herr, in

Verfolg auf Ihr Schreiben vom gestrigen Datum, beehre ich mich, Ihnen die darin erwähnten Stücke in der Anlage zurückzustellen. Der Gouverneur».

Eine trockenere Verabschiedung ließ sich nicht vorstellen. Es war wie ein Aufatmen, daß endlich der Spuk für die Regierung vorüber sei. Allein er döste nur, ein Jahr lang, dann riefen ihn die Herren Rodenborn, Behrens, München und Servais in einer Weise wach, die neue Kämpfe und heftigere Verfolgungen anzuzeigen schien.

V.

«DER GRENZBOTE»

DIE VORGESCHICHTE

Am 16. August 1846 war, von Arlon aus, ein Schreiben an den Gouverneur des Großherzogtums gesandt worden, in dem es hieß:

«Le soussigné François Schoemann, imprimeur, natif de Trèves, a l'honneur de vous exposer qu'après avoir reçu un avis favorable de l'administration communale de la ville d'Echternach qui depuis longtemps a formé le voeu de voir une imprimerie dans cette ville, il s'est décidé à fonder un pareil établissement; et comme plusieurs administrations désirent voir paraître en même temps une feuille hebdomadaire allemande il vient vous solliciter, Messieurs, de bien vouloir lui accorder la concession pour l'impression de la dite feuille, qui serait rédigée dans un sens constitutionnel Luxembourgeois, où figureraient également les annonces administratives et particulières.

Sous ce point de vue, ledit établissement ne présenterait qu'utilité aux diverses administrations et au commerce, et comme le pétitionnaire est gendre d'un ancien employé actuellement encore en service de la douane grand-ducale il ose espérer, Messieurs, que vous daignerez lui accorder la dite concession.

Ayant fait toutes ou en parties les dépenses nécessaires pour le dit établissement, il attend de votre bienveillance une prompte décision.

P.S. Comme le pétitionnaire a demeuré en dernier lieu pandant dix années consécutives à Arlon, il pourra produire des certificats de moralité, tant de l'autorité locale de la ville d'Arlon que de celle de Trèves.»

Am 25. August 1846 verlangte die Regierung, den Herausgeber, den luxemburgischen Redakteur und den eingesessenen Eigentümer des Wochenblattes kennen zu lernen.

Am 30. Oktober 1846 wandten sich Karl Christian Andreas Müller, Eigentümer aus Echternach, und Franz Schoemann, ebenfalls in Echternach wohnhaft, an die Regierung, um die Konzession für die Herausgabe einer politischen, literarischen und kommerziellen Zeitung zu erlangen, die zweimal wöchentlich in Echternach unter der solidarischen Verantwortung der beiden Bittsteller erscheinen sollte: Müller stellte sich als Herausgeber und Schoemann als Redakteur vor.

Ein erster Rappell erfolgte am 18. November: alles sei vorgesehen, um die erste Nummer am ersten Januar 1847 erscheinen zu lassen, aber die Regierung gebe keine Antwort.

Am 23. November verfaßte der Gouverneur den erbetenen Beschluß, schickte ihn in Abschrift nach Echternach und forderte jeweils die Zusendung der Zensurabzüge. Am 5. Dezember 1846 wurde die Erlaubnis zur Verteilung des Werbeblattes erteilt. Doch am 7. Dezember kam vom Kanzler aus dem Haag die verblüffende Entscheidung:

«Le Roi Grand-Duc ne saurait nullement approuver la publication d'un nouveau journal et surtout pas à Echternach, où il y a une garnison.

Sa Majesté pense que pour un petit pays un seul journal suffit, et que même le journal existant, tel qu'il est maintenant, peut être considéré comme étant de trop.»

Schärfer ließ sich eine königliche Absage wohl nicht begründen. De la Fontaine befand sich in einer äußerst peinlichen Situation. Am 13. Dezember schickte er einen Brief

mit einem Verlegenheitsargument an Müller und Schoemann:

«Les propositions requises ont été faites à temps utile à S. M. pour la nomination d'un censeur du journal que vous avez été autorisé à publier par arrêté du 23 novembre.

Aucune nomination n'ayant été faite jusqu'à ce jour, je vous invite à suspendre toute publication ultérieure concernant cette feuille, jusqu'à ce que je sois mis en situation de désigner le fonctionnaire qui sera chargé de la censure.

Votre journal ne pourra même pas paraître le 1er janvier prochain, si d'ici jusqu'à ce jour le censeur n'était pas nommé.»

De la Fontaine hatte die brüske und brüskierende Weigerung des König-Großherzogs zu sehr als persönlichen Affront empfunden, als daß er hätte schweigen können. Sofort verfaßte er ein zwölfseitiges Skriptum, das er am 13. Dezember dem Kanzler im Haag zugehen ließ:

«Par votre dépêche du 7 du courant, écrite en réponse à la mienne du 23 novembre, vous me mandez:

que le Roi Grand-Duc ne saurait approuver la publication d'un nouveau journal et surtout pas à Echternach, où il y a une garnison;

que Sa Majesté pense que pour un petit pays un seul journal suffit et que même le journal existant tel qu'il est maintenant peut être considéré comme étant de trop.

Pour être incidemment rendue, cette décision royale n'a pas moins un haut degré de gravité et il est de mon devoir de rendre Sa Majesté attentive sur les conséquences.

La question qui se présente est celle de savoir, si la législation existante dans le Grand-Duché soumet à des restrictions ou à l'observation de certaines formalités l'éditeur d'un journal ou feuille périodique.

Je n'hésite pas à reconnaître que sauf certaines restrictions que la Diète germanique a rendu communes à tous les Etats de l'Allemagne, restrictions que j'examinerai plus bas, la presse dans le Grand-Duché est aussi libre que

dans la Néerlande dont elle a sous ce rapport conservé la législation.

Le premier acte législatif connu est l'arrêté du Prince souverain des Pays-Bas du 23 septembre 1814. Par son article 1er cet arrêté mit au néant les lois et règlements du gouvernement français sur l'imprimerie et la librairie en y comprenant tout ce qui concerne les journaux.

L'article 2 pose ce principe général que chacun est responsable de ce qu'il écrit et publie, de ce qu'il imprime, vend ou distribue.

L'article 14 contient une restriction à l'égard des journaux; il statue que tous rédacteurs de journaux, feuilles d'annonces, ouvrages périodiques, sous quelque dénomination que ce soit, sont tenus soit pour en établir de nouveaux, soit pour continuer de publier ceux actuellement en circulation de se munir de l'autorisation souveraine.

Cette restriction apportée à la liberté de la presse a été plus tard effacée de la législation par la publication de la loi fondamentale dont l'article 227 s'exprime dans les termes suivants:

La presse étant le moyen le plus propre à répandre les lumières; chacun peut s'en servir pour communiquer ses pensées sans avoir besoin d'une permission préalable.

La liberté de la presse étant ainsi passée dans le droit public du Royaume des Pays-Bas sans règles positives tracées pour son usage et sans limitation, elle donnera lieu à des abus que tentèrent de réprimer les actes suivants, émanés non du pouvoir exécutif, mais de la législature.

Par la loi du 28 septembre 1816 des pénalités furent statuées contre ceux qui dans leurs écrits auraient offensé ou outragé le caractère personnel des Souverains et Princes étrangers, auraient contesté ou mis en doute la légitimité de leur dynastie ou auraient critiqué leurs actes en termes offensants ou injurieux.

Par la loi du 16 mai 1829 diverses lacunes que l'expérience avait trouvées dans le code pénal français en vigueur furent remplies. Les termes de l'article 60 de ce code

applicables aux complices des crimes et délits furent étendus à ceux qui, par des discours prononcés dans les lieux publics, à ceux qui par des placards affichés ou qui par des écrits vendus ou distribués auraient provoqué directement ou indirectement les habitants à la perpétration de crimes ou de délits, etc., etc.

L'article 4 de cette loi contient la manifestation d'une belle et généreuse pensée — les termes de la loi ne porteront pas atteinte au droit de discussion et de critique des actes des autorités publiques.

Enfin, en vertu de la loi de 1830 des peines sévères furent statuées 1° contre ceux qui auraient méchamment et publiquement, de quelque manière ou par quelque moyen que ce soit, attaqué la dignité royale, l'autorité du Roi ou les droits de sa dynastie, auraient injuré, outragé ou calomnié la personne du Roi; 2° contre les auteurs d'injures, outrages ou calomnies envers l'un des membres de la Maison royale; 3° contre ceux qui auraient méchamment et publiquement de quelque manière ou par quelque moyen que ce soit, attaqué la force obligatoire des lois ou provoqué à y désobéir.

Telle était la législature en vigueur dans le Grand-Duché de Luxembourg au moment où sont survenus les bouleversements de 1830. La Ville de Luxembourg ne cessa pas un instant d'y rester soumise, tandis qu'au dehors dans les parties occupées par la Belgique la législation ancienne disparut et qu'on y substitua une liberté pleine et entière, une liberté sans d'autre frein que celui de l'action des tribunaux jugeant comme en Angleterre sur la plainte d'un offensé d'après déclaration du jury.

Toutefois, la liberté de la presse existante avant 1830 dans le Grand-Duché de Luxembourg comme dans les autres parties du royaume des Pays-Bas avait, au moins en ce qui concerne le Grand-Duché, éprouvé des restrictions par suite du récès de la Diète germanique du 20 septembre 1819, dont je vais analyser les dispositions principales. Mais avant de me livrer à ce travail, je dois consigner ici

une remarque essentielle, celle que cette importante résolution n'avait jamais été publiée dans le Grand-Duché et qu'elle y était complètement demeurée inconnue jusqu'au moment, où suivant arrêté de Sa Majesté Guillaume 1er, du 4 août, elle fut avec les récès analogues du 16 août 1824 et 5 août 1832 imprimée dans le Mémorial de 1832, nº 8, publication qui fut réitérée après la reprise de possession du Luxembourg extra muros, le 27 novembre 1839.

Ce récès de la Diète germanique du 20 septembre 1819 dispose dans son article premier: «que les écrits qui paraissent sous forme de journaux ne pourront être livrés à l'impression dans aucun Etat de la Confédération sans avoir été communiqués aux autorités du pays et sans en avoir obtenu l'approbation préalable.»

D'après l'article 2: «les moyens et les mesures nécessaires au maintien de la résolution fédérative sont abandonnés à la décision des gouvernements. Mais ces mesures doivent être telles qu'elles répondent en tout à l'esprit et au but de la disposition principale énoncée à l'article 1er.»

L'article 3 statue que dans les pays où les lois actuelles ne prévoient pas les divers cas dont le récès s'occupe, celui-ci en tiendra lieu.

Par l'article 4 chaque Etat confédéré est responsable des imprimés qui paraissent sous sa haute surveillance pour autant que par ces imprimés la dignité ou la sûreté d'autres états confédérés se trouve lésée, ou que leur constitution ou leur Gouvernement y soient attaqués. Cette responsabilité est engagée non seulement envers l'Etat offensé, mais envers la Confédération toute entière.

L'article 5 relate l'engagement que prennent les membres de la Confédération germanique les uns envers les autres d'exercer dans leurs Etats une surveillance sévère sur tous les journaux, feuilles périodiques et brochures qu'on y imprime et de faire maintenir cette surveillance de manière à obvier autant que possible à toutes les plaintes réciproques et à toutes les explications désagréables.

Par l'article 6 du récès, la Diète se réserve le droit de supprimer soit sur la plainte d'un Etat, soit même d'office, tout journal qui, d'après l'avis d'une commission nommée par elle, contiendrait des articles contraires à la dignité de la Confédération, à la sûreté des Etats particuliers qui la composent ou à la paix et à la tranquillité de l'Allemagne. Les gouvernements respectifs sont obligés d'exécuter une telle sentence.

Enfin, par l'article 8 tous les membres de la Confédération s'obligent à faire connaître à la Diète, dans l'espace de deux mois, les dispositions et règlements par lesquels ils sont intentionnés de satisfaire à l'article 1er cidessus rapporté.

Les arrêtés de la Diète germanique des 20 septembre 1819 et 5 juillet 1832 n'ayant pas renfermé des clauses venant sanctionner les prescriptions y contenues, un arrêté royal du 4 janvier 1835 inséré au Mémorial de la dite année nº 1 y pourvut en statuant pour les divers cas de contraventions des amendes et des peines: cet arrêté est le dernier acte patent de la législation sur la presse. Il s'énonce dans l'article 1er comme suit: — «Tous les manuscrits spécifiés dans le § 1er de la résolution de la Diète du 20 septembre 1819 devront être remis avant l'impression au Président de la Commission du Gouvernement et ils ne pourront être livrés à l'impression qu'après qu'on aura obtenu la permission de celui-ci ou de celui qu'il en aura chargé avec notre approbation.

S. Ex. le Général de Goedecke, Président de la Commission de Gouvernement ayant été invité à présenter, après avoir entendu le Procureur Général, un projet d'instruction sur la manière d'exécuter l'article 1er de l'arrêté royal du 4 janvier 1835, ce projet fut produit et il fut sauf quelques corrections peu importantes adopté par le Souverain, suivant dépêche de Mr le référendaire intime Stifft du 6 mai 1835.

Au projet dont je parle, il n'avait pas été fait mention de formalités particulières à observer pour l'obtention

d'une autorisation spéciale à l'effet de publier un journal, M. le référendaire Stifft, par ordre du souverain, joignit à sa dépêche du dit jour 6 mai 1835 une note contenant les principes qui doivent servir de base à l'exécution de l'arrêté du Roi-Grand-Duc du 4 janvier. Cette note contient le passage suivant:

«Es wird eine Conzession zur Herausgabe neuer politischer Tagesblätter nur nach gewonnener Überzeugung von der Befähigung des Redakteurs und nur mit der Klausel völlig unumschränkter Widerruflichkeit ertheilt.»

Enfin, la même dépêche de M. le référendaire Stifft contenait cette phrase — Sa Majesté aussi ne s'oppose pas à ce qu'il soit accordé au rédacteur du «Journal de la Ville et du Grand-Duché de Luxembourg» une autorisation une fois pour toutes sauf la clause expresse de la retirer à volonté.

Ces instructions, je l'ai dit plus haut, sont demeurées occultes et à l'usage exclusif de l'administration grand ducale qui s'est borné d'en communiquer, pour leur gouverne, des extraits aux imprimeurs de la Ville de Luxembourg.

Voici de quelle manière il en a été fait application.

Sur la demande du Sr. Lamort, imprimeur, un arrêté du lieutenant général de Goedecke du 31 mars 1835 l'autorisa à continuer jusqu'à révocation l'impression du journal ayant pour titre «Journal de la Ville et du Grand-Duché de Luxembourg.»

En 1839, lors de la reprise de possession du Grand-Duché, un journal hebdomadaire écrit en allemand paraissait déjà à Diekirch. L'éditeur Schroell, inquiet sur son maintien, s'adressa aux Commissaires de Sa Majesté par pétition du 19 août de la dite année. Mais M. Hassenpflug fit mettre la demande au carton avec cette observation écrite de sa main: «Die im Lande erscheinenden öffentlichen Blätter müssen sämtlich hier gehalten werden, ohne daß es auf ein Gesuch des Verlegers ankommen kann.»

D'après cette décision, aucun obstacle ne fut apporté à la publication d'un journal de Diekirch qui n'a pas encore discontinué de paraître.

En 1844 le «Journal de la Ville et du Grand-Duché de Luxembourg» changea de nom, de nouveaux rédacteurs ayant été par l'éditeur Lamort adjoints au Sr. Schrobilgen, jusques-là rédacteur unique. A cette occasion une demande me fut présentée en obtention d'une nouvelle concession et d'après les antécédents ainsi que d'après les sécurités que me donnaient les noms des Srs. Norbert Metz et Hoffmann, je déclarai l'autorisation de publier le «Courrier» par mon arrêté du 1er juillet 1844.

Le même jour j'accordai l'autorisation au Sr. Grégoire, étranger, de publier un journal, dont la tendance avouée était spécialement cléricale. Dans la circonstance j'hésitai d'autant moins à ne pas m'arrêter devant des appréhensions qui ne sont que trop justifiées dans la suite, que l'autorité ecclésiastique avait peu de temps auparavant fait entendre des plaintes contre le journal rédigé par le Sr. Schrobilgen et que je désirais leur procurer l'occasion de se défendre contre des attaques, à l'instar de ce qui se pratiquait dans d'autres pays de l'Allemagne ainsi que dans la Néerlande.

Ce journal n'a eu qu'une existence très courte, il a succombé sous le poids de l'indignation publique dans un pays où la tolérance et la charité seront toujours inséparables de la religion.

Enfin, le Sr. Schoemann, Trévirois, s'étant récemment adressé à moi pour obtenir l'autorisation de faire paraître un journal hebdomadaire allemand et ayant d'après les renseignements, dont je me suis environné, appris que cet individu était un jeune homme doux et paisible, passablement lettré qui avait pris femme à Echternach et qui avait l'intention de changer sa condition d'ouvrier imprimeur contre celle de maître imprimeur dans cette petite localité, que déjà il s'était à cet effet procuré la presse nécessaire ainsi que les autres approvisionnements d'une imprimerie,

je n'ai vu dans sa demande que le projet d'un inoffensif industriel et lui ai, contre la garantie d'un citoyen du pays, octroyé par mon arrêté du 23 novembre dr. — dont copie est jointe — la concession temporaire d'un journal allemand hebdomadaire, certain que j'étais que ce journal serait comme celui de Diekirch composé avec des ciseaux.

Les observations de Sa Majesté sur ma demande du 23 novembre ne m'avaient pas échappées, mais ayant devant moi l'expérience acquise à Diekirch, ville dont le journal n'a jamais soulevé ni plainte ni réclamation, je n'avais pas cru devoir m'y arrêter. Toutefois, et dans l'incertitude de ce qu'il plaisait définitivement à Sa Majesté d'ordonner, je viens d'écrire au Sr. Schoemann qu'aussi longtemps que je ne lui aurais pas fait connaître le nom du censeur chargé d'approuver les épreuves, il aurait à ne pas faire usage de la concession dont l'effet demeurerait jusques là suspendu.

Dès l'ingrès de ma présente lettre j'ai signalé la décision incidemment donnée par Sa Majesté comme étant excessivement grave. Il me reste à justifier mon opinion sous ce rapport.

La liberté de la presse dans le Grand-Duché est demeurée sous l'empire des lois qui la régissaient avant 1830, sauf les instructions apportées à son exercice par les décisions de la Diète germanique.

Mais ces décisions n'ont rien changé au principe de cette liberté là où elle existait: elles ont établi une censure dans un but et dans des limites déterminées.

Ces décisions se sont si peu occupé de limiter le fond d'un droit préexistant dans certains Etats de l'Allemagne qu'elles n'ont pas même subordonné la publication d'un journal à une concession préalable.

Dans le Grand-Duché la nécessité de demander une telle concession est consignée dans un acte du Souverain demeuré, d'après les ordres, occulte et par conséquent non obligatoire devant les tribunaux.

Il n'y a pour l'administration publique qu'un seul moyen un moyen indirect et par cela même indigne d'une administration loyale de parvenir à ses fins, c'est de refuser la censure, sans motiver son refus, à un journal publié sans son autorisation.

C'est le moyen dont je suis en ce moment contraint de faire usage à l'égard du Sr. Schoemann d'Echternach, ayant précédemment dans les limites d'une compétence, fondée sur des actes du Gouvernement, jusqu'à présent incontestée, délivré à l'éditeur l'autorisation de publier son journal.

Il est à prévoir que dans ce pays, où il existe une habitude si louable de soumission aux lois, mais dont la population abhorre tout ce qui sent l'arbitraire, le cas particulier, dès qu'il sera connu du public, éveillera une foule de susceptibilités et fera naître une polémique très embarrassante pour l'autorité publique.

D'après moi, si des inconvénients sont à prévoir, s'il faut préventivement aller à l'encontre d'abus, il y aurait lieu de modifier les règlements existants et auxquels le pouvoir public a dû se conformer jusqu'à présent, mais il faudrait approuver ce qui a été fait en conformité d'ordres donnés et non révoqués.

Je vous prie, Monsieur le Chancelier, de vouloir mettre mon présent rapport sous les yeux de Sa Majesté.

Le Gouverneur.»

Die ebenso beweiskräftige wie mutige Intervention des Gouverneurs beim Könige blieb über einen Monat lang unbeantwortet. Am 26. Dezember 1846 wurden die Echternacher Interessenten ungeduldig und baten um die sofortige Ernennung eines Zensors, widrigenfalls Franz Schoemann dem Ruin entgegen getrieben werden könnte. Der Kanzler im Haag, de Blochausen, meldete sich am 15. Januar 1847 mit einer weitschweifigen und ablenkenden Antwort, die nicht nur die Echternacher, sondern auch

eine Stadt-Luxemburger Gruppe betraf, welche gleichfalls ein neues Blatt herauszugeben beabsichtigte.

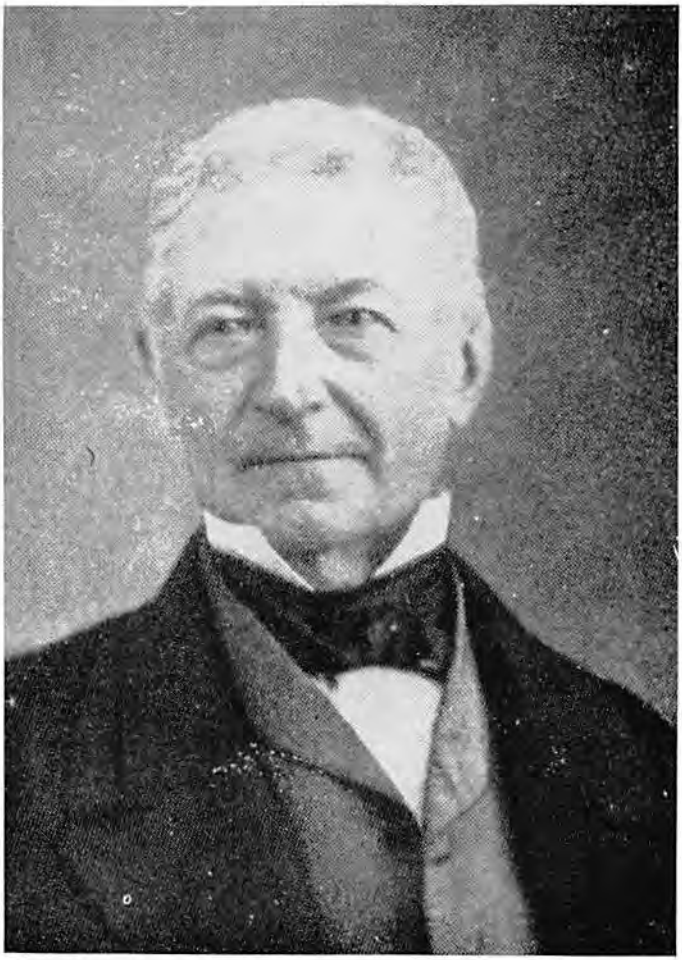
Am 11. Dezember 1846 war nämlich von Gaspard Rodenborn die Bitte um Gewährung einer Konzession für die Herausgabe des zweimal wöchentlich zu erscheinenden Blattes «Neue Luxemburger Zeitung» beim Regierungskollegium vorgebracht worden. Am 12. Dezember hatte der Gouverneur dem Regierungsrate P. Koltz vertraulich mitteilen lassen, daß das Imprimatur für die von der Firma Behrens und C° zu druckende Zeitung zu verweigern sei. De la Fontaine war am 13. beflissen gewesen, durch ein Schreiben an Gaspard Rodenborn die Verzögerungstaktik durch die Anfrage einzuleiten, ob der Inhalt der Zeitung nur wissenschaftlicher oder auch politischer Natur sei, und wann der Regierung das Wochenblatt unterbreitet werden könnte. Noch am gleichen Tage hatte Rodenborn den Prospekt zugeschickt und als verantwortliche Redakteure des politischen Blattes die Herren Ch. München und E. Servais genannt. Zwei Tage später war die Propagandanummer vom Gouverneur an den Kanzler im Haag gesandt worden.

Am 23. Dezember hatte Rodenborn seiner Ungeduld an die Regierung Ausdruck gegeben: «Ce retard m'est très préjudiciable, vous le comprenez facilement, Monsieur le Gouverneur. Je prends dès lors la liberté de solliciter une prompte décision. Convaincu que d'après les lois existantes un nouveau journal peut être fondé sans aucune concession de la part du Gouvernement, je vous prie seulement de m'accorder une chose fort simple: de m'indiquer le censeur, auquel je dois soumettre ma feuille.» Wiewohl das der Ansicht des Regierungspräsidenten entsprochen hatte, war nichts anderes erfolgt, als daß der Kanzler am 15. Januar 1847 erklärt hatte:

«J'ai l'honneur de vous informer qu'ayant soumis au Roi Grand-Duc votre dépêche timbrée comme ci-contre, relative à l'autorisation accordée aux Soeurs C.A. Müller et F. Schoemann, de publier un journal hebdomadaire à

François-Charles Munchen
Präsident des Obersten Gerichtshofes

Gouverneur Ignace de la Fontaine



Drucker Jacques Lamort
Präsident der Luxemburgischen Handelskammer
Mitglied der Ständekammer und des Stadtrates

Charles-Mathias Simons
Staatsminister, Präsident der Regierung

Echternach. Sa Majesté resta cependant convaincue que le Gouvernement avait le droit, d'après la législation de la Confédération germanique, de défendre la publication d'un journal, c'est-à-dire de refuser l'autorisation de son établissement. C'est pourquoi Sa Majesté a cru devoir m'ordonner de demander l'opinion de Mr. de Scherff à cet égard, vu que la chose semblait à Sa Majesté trop grande pour ne pas l'entourer de toute la lumière possible.

En conséquence de cet ordre, j'ai adressé à Mr. de Scherff toutes les pièces relatives à la demande des Sieurs Muller et Schoemann, ainsi que votre dit rapport, en le priant de me transmettre son avis sur la question.

C'est cet avis, en date du 7 janvier nº 1, que j'ai l'honneur de vous faire parvenir, ainsi que mon rapport à Sa Majesté du 12 janvier suivant, nº 85, en marge duquel vous trouverez la décision du Roi Grand-Duc. Veuillez, Monsieur le Gouverneur, soumettre ces pièces au Conseil de Gouvernement, afin qu'il formule le projet d'arrêté, selon qu'il est indiqué dans la dite décision et qu'il y joigne, le cas échéant ses considérations et avis, s'il croit convenable de devoir le faire.

Dans le cas où, de votre côté, Monsieur le Gouverneur, vous ne trouveriez pas à propos de saisir le Conseil de Gouvernement de cette question importante, bien que la rédaction de la décision précitée ne me laisse pas le moindre doute que Sa Majesté a entendu décider dans le sens de la première partie de la proposition contenue dans Nº 4 de mon dit rapport du 12 janvier, je vous prie de me renvoyer immédiatement toutes les pièces, afin que je sois à même de prendre les ordres de Sa Majesté au sujet de votre refus.

Quant au prospectus qui était joint à la demande présentée par le Sieur Rodenborn, je n'hésite pas un instant à lui attribuer le mauvais accueil qui a été fait à cette même demande qu'à celle présentée par les Sieurs Schoemann et Müller d'Echternach. Les personnes qui ont formé le projet de publier le «Nouveau Journal de Luxembourg»,

comme toutes celles qui, en général, s'occupent du droit public dans le Grand-Duché et que je me plais à reconnaître comme étant animés des intentions les plus louables, me paraissent envisager notre position politique sous un point de vue entièrement erroné. Elles pensent que leur mission consiste à ne s'occuper exclusivement que de l'avenir, à comparer nos institutions avec celles des peuples les plus avancés en matière de libertés et à chercher par leurs efforts, à nous placer sur le même rang qu'eux, sans jamais jeter un coup d'oeil rétrospectif sur notre position telle qu'elle était au moment où le Roi Grand-Duc prit les rênes du Gouvernement. Ces mêmes personnes confondent sans cesse notre constitution d'Etats avec une constitution dans la véritable acception du mot, qui est bien un contrat synallagmatique qui lie le peuple et le souverain. Elles oublient que cette constitution des Etats a simplement été octroyée par Sa Majesté et que si les autorités supérieures du pays ont juré de l'observer, le Souverain, de son côté, n'a pris, quant à son maintien perpétuel, aucun engagement formel. Cela me paraît tellement vrai que Sa Majesté n'a pas voulu lier son successeur sous le rapport de la liste civile, et je ne fais pas le moindre doute que des vues de la nature de celles indiquées dans le prospectus du nouveau journal de Luxembourg, si elles étaient souvent manifestées, ne finissent par attirer sur le pays les plus graves calamités.

On perd trop souvent de vue que pendant la période de 1839 à 1842 le Roi Grand-Duc était maître absolu de nos destinées; que rien ne l'empêchait de nous gouverner en ne prenant que sa volonté pour guide; qu'en nous accordant une constitution d'Etats, il a spontanément renoncé à des prérogatives importantes et à des avantages matériels non moins importants; que dès lors cette même constitution d'Etats dont on attaque le texte et que l'on veut signaler aux Luxembourgeois comme renfermant des vices nombreux, est cependant pour eux un bienfait immense dont on devrait, au contraire, s'appliquer à bien faire apprécier la valeur.

D'ailleurs que l'on veuille bien se rappeler l'époque où cette même constitution d'Etats, aujourd'hui décriée, fut promulguée, et que l'on dise si, à part quelques rares exceptions, tous les Luxembourgeois n'étaient pas heureux et profondément reconnaissants envers le Roi Grand-Duc, de cet acte qui témoignait de Sa générosité et de tout son amour pour eux. Il est vrai que depuis le 1er janvier 1842 des circonstances fortuites que l'on ne pouvait prévoir alors sont venues, par leur nature, amoindrir la somme de nos prospérités et qu'elles ont gravement influé sur l'opinion publique, mais ce résultat ne peut en être attribué à la Constitution d'Etats dont les dispositions n'étaient pas de nature à y porter obstacle.

Je crois donc que s'il est utile que les journaux du Grand-Duché surveillent sans cesse le Gouvernement dans sa marche, signale les améliorations possibles, comme aussi les infractions qui pourraient être faites aux lois, d'un autre côté il serait dangereux de déprécier la Constitution d'Etats aux yeux des Luxembourgeois, en la leur dépeignant comme vicieuse et insuffisante.

Je souligne les passages du Prospectus qui me paraissent de nature à devoir être modifiés ou supprimés. Le § portant une ligne au crayon en marge, a été indiqué par Sa Majesté.

Veuillez, Monsieur le Gouverneur, me renvoyer les pièces ci-jointes après en avoir fait usage.

Le Chancelier d'Etat.»

Dieses Musterbeispiel einer wahrhaft absolutistischen Denkweise nach alten, aber längst erschütterten Normen mitsamt ihren immediaten Freiheitseinschränkungen löste selbstverständlich eine Lawine von Interventionen in sämtlichen Räumen des administrativen und des öffentlichen Lebens aus: ein neues Schreiben F. Schoemanns am 23. Januar, einen Gemeinderatsbeschluß der Echternacher Autorität im Februar, ein Protestschreiben Rodenborns am 5. März. Erst am 25. März 1847 gab die Regie-

rung Antwort auf den enttäuschenden Brief des Staatskanzlers: sie hatte die vom König anbefohlenen Beschlüsse vorbereitet und leitete sie zur Approbation nach dem Haag; desgleichen zeigte sie hin auf die Beunruhigung der Geister, vor allem in Echternach, sprach sich gegen den Vorschlag des Kanzlers aus, den Friedensrichter Arend aus Echternach nur provisorisch zum Zensor zu bestellen, und gab bekannt, daß sie, nach der königlichen Anerkennung der erwähnten Beschlüsse, den Herausgeber Rodenborn darauf aufmerksam machen werde, daß er sich, um die Konzession zu erhalten, an den König selber wenden müsse. Am 15. April machte sich M. Lefort, Bürgermeister von Echternach, zum Fürsprecher Schoemanns, dessen wirtschaftliche Lage verzweifelt sei. Am 17. antwortete der Gouverneur, weder er noch die Regierung vermöchten das geringste, nur der Herrscher könne entscheiden. Erst am 26. Mai gab der Kanzler Bescheid: der König behalte sich die Entscheidung bevor; doch müsse er inbezug auf den Prospekt der geplanten Echternacher Zeitung «Der Grenzbote» auf einen Abschnitt aufmerksam machen, dessen Inhalt sich mit jenem der angekündigten «Neuen Luxemburger Zeitung» decke und in jeder Weise für den Fürsten unannehmbar sei.

Dieser Abschnitt lautete:

«Politisch wird er (Der Grenzbote) sich bestreben auf dem Wege der gesetzlichen Entwicklung, die größte Summe möglicher Freiheit zu erwerben, und erklärt sich daher für eine freisinnigere Constitution, ein ausgedehnteres Wahlsystem, Freiheit der Presse, Geschworenen-Gerichte, Unabsetzbarkeit der Richter, so wie jedes nicht politischen Ministerial-Beamten, ferner für gesetzliche Ordnung über Anstellung und Beförderung, als Mittel gegen jede administrative Willkür.»

Am 3. Dezember 1847 durfte das Regierungskollegium endlich mitteilen, daß durch Beschluß vom 23. November der König geruht habe, den Herren Müller und Schoemann die Konzession zur Herausgabe einer Zeitung zu erteilen,

die den Titel «Der Grenzbote» tragen sollte; zum Zensor sei der Friedensrichter Nicolas Arend bestellt.

Dem Sohne Behrens aus Luxemburg wurde vom Gouverneur am 5. Dezember 1847 bekannt gegeben, daß die Herausgeber der Neuen Luxemburger Zeitung sich an die Bestimmungen des Erlasses vom 22. November zu halten und auf jede Kritik der Verfassung zu verzichten hätten. Am 17. desselben Monates unterrichtete das Regierungskollegium den König-Großherzog über eine Schadenersatzforderung der Firma Michel Behrens, die sich durch die Verzögerungstaktik der Behörden in ihren vitalen Interessen geschädigt sähe. Die Erbitterung der Drucker war umso verständlicher, als die vorgemerkten Redakteure München und Servais erklärt hatten, es sei unnütz, eine Zeitung herauszugeben, wenn man darin nichts sagen dürfe. Über die Behrens'sche Forderung hatte der König nur zu bemerken: «Projet de rejeter la demande de Berens — elle n'est fondée sous aucun rapport et c'est à l'exagération des principes du prospectus que le retard est sans doute à attribuer.»

Inzwischen hatten Gaspard Rodenborn et Cie der Regierung ein anderes Projekt unterbreitet: nämlich am 11. September die Erklärung, ab Oktober ein öffentliches Auskunftsbüro zu errichten und damit ein «Kommissions- oder sogenanntes Intelligenz»-Büro zu verbinden. Dazu sei notwendig, ein Blatt unter dem Titel «Öffentlicher Anzeiger» herauszugeben, das «jeder politischen Tendenz fremd bleiben werde». Das «hochlöbliche Regierungs-Kollegium» möge die erforderliche Konzession erteilen. In einem als äußerst dringend bezeichneten Schreiben vom 5. Oktober an den Staatskanzler wagte der Gouverneur zu sagen:

«Il est impossible selon moi de donner suite à cette demande aussi longtemps que S. M. n'a pas statué sur le projet d'arrêté relatif à l'exercice de la censure.

Outre le pétitionnaire précité, le Sr. Schoemann qui a établi une imprimerie à Echternach, pour y publier le

«Grenzbote», ne cesse de se présenter à mes audiences et de faire les démarches les plus actives pour pouvoir enfin publier son journal, sur le produit duquel il comptait pour subsister avec sa nombreuse famille, et le retard qu'il éprouve dans la décision à intervenir lui est d'autant plus préjudiciable qu'il n'a aucune fortune.

Cet état de choses ne peut que nuire à l'administration du pays, parce que les intéressés ignorent les motifs du retard mis dans la réalisation de leurs projets, l'attribuent souvent à un certain mauvais vouloir des autorités, auxquelles ils ont recours.»

Endlich, am 22. November veröffentlichte das «Memorial» den königlich großherzoglichen Beschluß, der die Formalitäten vorsah, die zur Erlangung einer Publikationskonzession erfüllt werden mußten. Der Gouverneur begutachtete das Projekt am 31. Dezember 1847 günstig, sodaß die Genehmigung am 11. Januar 1848 erteilt werden konnte. Zum amtlichen Zensor wurde Obergerichtsrat Heuardt bestellt.

Das Zeitungsfieber hatte in jenen Tagen soviele Leute ergriffen, daß mit jedem Monatswechsel, sozusagen, neue Editionspläne auftauchten. Als Beispiel gelte der Versuch des Abbé Kleyr («Luxembourg, poste restante»), der am 27. Oktober 1847 vom Gouverneur zu wissen begehrte, unter welchen Bedingungen halbwöchentlich eine «politische, religiöse und litterarische Zeitung» erscheinen dürfe. Als de la Fontaine am 5. Dezember 1847 auf den Beschluß vom 22. November hinwies und hinzufügte: «Vous ferez toutefois lieu de joindre à la demande soit un mémoire soit un prospectus énonciatif de la tendance du journal que vous vous proposez de publier et de l'esprit dans lequel sa rédaction s'effectuera», verzichtete der Geistliche auf sein Unternehmen.

Nachdem der Hardt'sche[9]) Versuch, in Echternach eine Zeitung herauszugeben, an den Widerständen der Regierung und des Königs gescheitert und die Angelegenheit jahrelang in der Öffentlichkeit diskutiert worden war, erschien, noch ehe die Pressefreiheit ihren Beststand erreicht hatte, am 3. Januar 1848 im Willibrordusstädtchen die erste Nummer des dreispaltigen Blattes im Quartformat «Der Grenzbote», dessen Leitseite, außer einem Beitrage «Weltlage» und einem kleinen Feuilleton — unter dem Strich — «Arrowsmith, eine englische Criminalgeschichte von Wilhelm v. Chézy», diese Angaben enthielt:

«Abonnementspreis. Für Echternach: vierteljährig 4 Frs, jährlich 15 Frs. — Auswärts, portofrei: vierteljährig 4 Frs. 55 Cmes. — jährlich 17 Frs. 20 Cmes. — Erscheint wöchentlich zweimal: Montags und Freitags, — Bestellungen und Briefe bittet man zu frankiren. — Insertions-Gebühren: 15 Centimes die Zeile. —»

Erst die zweite und die dritte Seite brachten, unter dem Gesamttitel «Großherzogtum Luxemburg» und dem Datum: Echternach, den 1. Januar 1848», die historisch wichtige und programmatisch bedeutsame Erklärung:

«Endlich hat die Stunde der Erlösung geschlagen. Der «Grenzbote» tritt seine Wanderung an, obwohl nicht aller Fesseln frei. Warum er dies nicht eher durfte, ist ihm zur Stunde noch ein Räthsel, u. somit wäre er seinen Lesern gegenüber der Pflicht enthoben ihnen das einjährige Embargo in seinen Ursachen und Beweggründen zu erklären. Es läßt sich vielerlei vermuthen, und die Handlungsweise der Regierung gibt mancherlei Deutungen freien Spielraum. Da er jedoch bisdahin nicht weiß, auf welchem Fuße er mit der Dame Censur steht, und man beim schönen Geschlechte (obwohl uns dieser Dame Schönheit wenig anzieht), durch eine einzige Indiscretion in einem Augenblicke mehr verderben kann, als man sein

ganzes Leben wieder gut zu machen im Stande ist, so will er alle Erklärungen über die Erlebnisse während seiner Gefangenschaft stillschweigend übergehen. Aus der Art und Weise aber, wie von Seiten der Regierung die Sache des «Grenzboten», dem schon am 23. November 1846 die Concession ertheilt worden war, in die Länge gezogen wurde, daraus läßt sich nicht eben auf eine günstige Stimmung, auf ein ermuthigendes Wohlwollen gegen die Journalistik schließen. Gibt es irgend einen hemmenden Einfluß, oder hat die Oberbehörde gegründete Veranlassung zu einem Presszwange? Daß es Furcht vor Publicität, Furcht vor Tadel und feindlichen Angriffen oder sogar vor Grundsätzen sein könne; daß unsere Regierung auch wie viele andere, eher nur liberal scheinen, als sein möge, daran haben wir Grund zu zweifeln. Dürften wir nicht an Besseres glauben, dann würden vielen vertrauensvollen Luxemburgern die Schuppen von den Augen fallen und es ihnen klar werden, daß uns noch jene «Freiheit» fehlt, wie sie das Luxemburger Volk versteht, wünscht und gewiß auch zu genießen fähig und würdig ist.

Zum Aufschlusse über seine bisherige Lage kann der «Grenzbote» also nur antworten: «Staatsverhältnisse, Staatsfragen!» Dies sind zugleich die bedeutsamen und die nichtssagenden Worte, womit er sich helfen muß. — Unschuldiger Grenzbote! wie hat man ihn so wichtig gemacht! Gewiß, er hätte sich's nie träumen lassen, daß er vielleicht die Veranlassung zu neuen Staatsgesetzen würde; und wenn er wüßte, daß er in einigem nur die Schuld jenes Press-Beschlusses vom 22. November trüge, er würde sich der öffentlichen Meinung zur Sühne darbringen. — Daß sich Staatsmänner ein Jahr Zeit nehmen mußten seine Angelegenheit zu entscheiden, wäre traun dazu geeignet gewesen ihn stolz zu machen, denn «Gut Ding will Weile haben.»

Er wäre beinahe versucht worden zu glauben, als sei er zu hohen Dingen berufen; doch so eitel ist er nun einmal nicht: er ist vom Volke her und will des Volkes bleiben;

er will sich redlich und unermüdlich bestreben dessen Wohl zu fördern, dessen Weh zu lindern. — Gleich bei seinem ersten Erscheinen drohete ihm Gefahr, weil man seine Tendenz theils mißverstand, theils mißdeutete. Von vorneherein wurde er zum rücksichtslosen, zum systematischen Oppositions-Blatte gestempelt. Man sah in ihm einen Feind der bestehenden Ordnung; einen Feind der Regierung, einen Tadler ihrer Acte; einen Feind des Clerus; einen Socialisten, einen Communisten. Jeder knüpfte Erwartungen seiner Art und seines Sinnes an ihn.

Der «Grenzbote» ein Feind der bestehenden Ordnung. Ja, allerdings, wo er an dieser Ordnung Schlimmes sieht und Besseres an die Stelle wünscht. Bösartig, gewaltsam angreifend werden aber seine Wünsche nie sein, sondern wohlgemeint und ohne alles Arg, obwohl der gesellschaftliche Zustand oft genug die Galle pressen und Bitterkeit ins Wort ergießen muß. — Daß auch wir, im Einzelnen betrachtet, nicht in einem unverbesserlichen Staate leben, mit Einrichtungen alles Tadels bar, das glauben wohl unsere Staatsmänner selbst nicht, und der «Grenzbote» hat zu viel Achtung für ihre Personen und Talente, ihnen einen solchen Wahn zuzumuthen; auch wüßte er sich nicht des Falles zu besinnen, daß andere Staaten sich ein Muster an unsern Einrichtungen genommen. Wohlan denn, gibt's zu ändern, gibt's zu bessern, gibt es überhaupt einen Fortschritt? Nun so wird auch dem «Grenzboten» ein Urtheil erlaubt sein, und er wird nicht dabei vergessen das rechte Maß zu haben und sich der Worte von Preußens König zu erinnern: «Alle Acte meiner Regierung überlasse ich gerne einer freien Kritik; auch soll sie bescheiden und geziemend sein, nie die Würde des Gegenstandes durch Hohn oder frechen Tadel verletzen.»

Der «Grenzbote» ein Feind der Regierung, ein Tadler ihrer Acte? Dies war gegen ihn eine vorläufige Verläumdung. Die Männer unserer Regierung sind dem «Grenzboten» nicht unbekannt, und will man ihm deren ehemalige Tendenz und Gesinnungstüchtigkeit noch heute als

Norm gelten lassen, so darf er sie überall, im Grund wahrhaft liberal nennen. Durch ein solches Urtheil glaubt der «Grenzbote» seinem freien Handeln in Beleuchtung der Verwaltungs-Acte kein Hemmniß in den Weg zu legen. Er weiß recht wohl, daß es Ansichten und Ansichten gibt, und daß die seinigen nicht in allem und jedem mit denjenigen dieser liberalen Männer übereinstimmen; auch weiß er, daß es Rücksichten und Umstände gibt, die für jene bindend, für ihn und jeden einzelnen es aber nicht sind. Im Wesen selbst der Regierungen scheint es zu liegen, als müsse das conservative Prinzip, mehr oder weniger streng, vorherrschen, während außer ihr, im Volke, der unwiderstehliche Drang des Fortschreitens sie mit sich fortzieht. — Davon ausgehend, wird man vom «Grenzboten» nie eine Verwechslung zwischen Persönlichkeit und Grundsatz zu erwarten haben. An letztern wird er jederzeit den Maßstab seiner Critik legen, irgendwie ohne Haß und Bitterkeit gegen die Personen.

Der «Grenzbote» ein Feind des Clerus? Ja doch, ein Feind der Unduldsamkeit, sie komme, woher sie wolle, ein Feind aller Übergriffe, es sei des Clerus oder gegen ihn. Der «Grenzbote» erkennt der kirchlichen Gewalt ein bestimmtes Gebiet, das des subjektiven, des innern Menschen in allen Beziehungen der freien Religionsäußerung. Zwang gehört nicht ins Ministerium der Kirche; darum aber hat sie auch das Recht den nicht zu kennen, der sich in freier Äußerung von ihr lossagt. Die Billigkeit jedoch ist in vielen Stücken christlicher, als das Recht.

Auch Socialist soll der «Grenzbote» sein? Welch ein Schrecken! Ja dieses einzige Wort ist hinreichend manchen ein Überlaufen von Hühnerhaut zu verursachen. Alle Hunde los! der Dieb ist da, einer von den Wenigen, die nichts zu verlieren haben, und die mit eitlen Utopien der gesellschaftlichen Ordnung dem Umsturz drohen in allen Staaten Europa's. Und dennoch hat der «Grenzbote» keine Scheu vor dem Namen Socialist, wie sehr auch die Conservativen, die für sich die Beziehung «Gutgesinnte»

mit Beschlag belegt haben, sich vor den Social-Theorien fürchten, die sie sich in ihrer Blödsinnigkeit zu einem grausenhaften Popanz ausstaffirt haben. Der «Grenzbote» glaubt an die Notwendigkeit einer socialen Umgestaltung; der vierte Stand fordert seine Rechte und wie der dritte einst, so wird er sie auch erlangen. Und wer gehört zum vierten Stande, zum Proletariate? Alle diejenigen die mit geistigen, sittlichen oder körperlichen Kräften in der Werkstätte des täglichen Erwerbes für die tägliche Existenz arbeiten. Und wie viele gibts deren bei uns? Neun und neunzig auf Hundert. Wie mancher dünkt sich ein Herr, und betrachtet er die Sache etwas näher, so ist er ein Proletarier, einer von den Wenigen, die Nichts zu verlieren haben.»

Auf der vierten — und letzten — Seite figurierte als «Verantwortlicher Redacteur»: F. Schömann[10]). Der Schlußvermerk lautete: Druck und Verlag von F. Schömann.

Wenn auch der eigentliche Schriftleiter, als dynamisch wirkender Hintermann, in der Person des eigenwilligen Professors Mathias Hardt gesehen wurde, so war doch der Herausgeber der weiteren Öffentlichkeit unbekannt. In einer «Empfehlung» warb er in dieser Form für seinen Betrieb:

«Empfehlung.

Bei Herausgabe der ersten Nummer unseres «Grenzboten» beehre ich mich hiermit auf's Neue, meine seit dem ersten October 1846, in hiesiger Stadt, ganz neu und auf's vollständigst eingerichtete

Buchdruckerei

zu empfehlen.

Ich werde mir schmeichlen dürfen, daß ich in allen der Buchdruckerkunst einschlagende Arbeiten, als wie:

Adress- und Vissiten-Karten, Todes-Anzeigen, Tabellen, Comtoirbücher, Rechnungen, Nota's, Frachtbriefe, Werke u. Impressionen jeder Art, sowohl in deutscher als fran-

zösischer Sprache übernehmen kann; indem ich keine Kosten gespart habe und die Typen nach dem neuesten Geschmacke, aus den ersten Schriftgießereien Deutschland's bezogen habe.

Schnelle Beförderung, reiner und korrecter Druck und billige Preise werden stets als Hauptbedingung gelten.

Es wird mich freuen, wenn mir durch Zusendung geneigter Aufträge, ein geschätztes Zutrauen geschenkt wird, welches zu verdienen stets mein angelegentliches Bestreben sein wird.

Zugleich verbinde ich hiermit die Anzeige, daß ich mit der Buchdruckerei eine

Buchbinderei

verbunden habe. —

Auch sind bei mir zu haben:

Alle Sorten Schulbücher; sowohl für Elementarschulen als auch für Gymnasien; Schreibmaterialien aller Art. Nehme alle Bestellungen auf litterarische und classische Werke, und verspreche schnelle und reelle Bedienung.

Sogleich kann ein

Lehrling

von guter Erziehung, welcher Schulkenntnisse besitzt, unter sehr günstigen Bedingungen bei mir eintreten.

Echternach, den 2. Januar 1848

F. Schömann, Buchdrucker.»

War dieser Drucker, der sich fünfzehn Monate zuvor in Echternach niedergelassen hatte, identisch mit jenem Manne, von dem das «Diekircher Wochenblatt» 1844 in dunklen Andeutungen gesprochen hatte, als es die Vorgeschichte der «Luxemburger Zeitung» zu erzählen unternahm? Ließ sich das «Sch.» als Schömann deuten und also annehmen, daß dieser Buchdrucker auf Grund verschiedener Versprechen von Trier ins Luxemburgische eingewandert war, um den Grégoire'schen Plänen zu dienen? So hätte er, nach mehreren Enttäuschungen, und nach einem Umwege über die Grenzstadt Arlon,

doch noch das Glück gehabt, wenn auch unter einer vollständig andern Flagge, als Zeitungsdrucker zu Verlegerehren zu kommen.

Im «Grenzboten» bewies er, daß er seine eigentliche Kunst, als Jünger Gutenbergs, nicht übel beherrschte, da die Zeitung, trotz ihrer geringen Bezieherzahl, drucktechnisch den andern Blättern ebenbürtig war und in der Art ihrer gefälligen Aufmachung, im Wechsel ihrer deutsch und französisch geschriebenen Beiträge sowie in der Pimentierung ihrer Artikel das Interesse der Leser wohl zu wecken verstand.

Selbstverständlich wurde sie nicht von ihren Kolleginnen mit Wärme begrüßt, im Gegenteil: sie mußte sich gleich zur Wehr setzen und tat es, teils ironisch, teils kurz kommentierend, in dieser Form:

«— In Nro. 5 des «Diek. Wochenbl.» bestreift ein Correspondent von der Sauer den «Grenzboten». Gar bös scheint es ihm nicht gemeint, und wir glauben im Grunde eher eine gleichgesinnte, als eine feindliche Tendenz zu erkennen. Doch glaubt der Correspondent, der «Grenzbote» möchte wohl in die Tinte gerathen, «wenn er sich darauf beschränke «Frieden zu predigen,» ohne der rohen Gewalt des Proletariates «den Damm der Bildung entgegenzustellen.» Der Rath wäre dankenswerth, wenn der «Grenzbote» sich nicht entsinnen könnte, in einer frühern Nr. gesagt zu haben: «Nur die Bildung mache den Menschen zum Menschen, sie nur könne ihm das volle Bewußtsein des Rechtes und der Pflicht geben, und dazu könne nur eine passende Reform des Erziehungswesens führen.» — Der Boden, worauf der «Grenzbote» säen wolle, sei noch nicht bestellt.» Wahrlich! seine Schuld nicht; und dies mit den neuen ersten Nummern zu bewerkstelligen, ist in der That viel verlangt. Der gesellschaftliche Augiasstall enthält des Unrathes einen zu mächtigen Haufen um sobald damit fertig zu werden. —

Daß viele in den Social-Theorien eine Verrücktheit sehen, kann uns nicht im mindesten anfechten. Wir

trösten uns mit dem Gedanken: «Besser verrückt in der Theorie, als stumpfsinnig in der Praxis.» Der «Grenzbote» ist jedes und vielen Tadels gewärtig. Welche Theorie, welche geahnte Entdeckung ist nicht von den Eintagsfliegen des gegenwärtigen Augenblickes, als eine Verrücktheit, ja als ein Verbrechen bekrittelt und bestraft worden? Haben wir nicht schon Galileus genannt? Fügen wir noch einen Faust, einen Columbus, einen Watt hinzu! Wer kennt den göttlichen Socialisten am Kreuze nicht? — Der Erfinder der Dampfmaschine war ein Träumer, der Entdecker von Amerika ein Visionär; der Verfechter des Planetensystems ein Gotteslästerer; der Gründer des Christenthums ein Verbrecher, und Fourier ein Tollhäusler, der aber vielen gespreizten Herrchen auf ihrem Verstande was herauszugeben vermöchte. Der «Grenzbote» aber ist ein A-b-c-Schüler seiner Theorie. Mit Muth und Ausdauer und mit der großen Theilnahme, die er bis jetzt gefunden, hofft er mit der Zeit an der Urbarmachung des socialen Bodens sein Theilchen zu besorgen und sollte es auch nur eine Handbreit sein. Darum unablässig am Werke gearbeitet, denn die Welt gehört der Arbeit, und zwar der moralischen, wie der physischen. Theorie und Beispiel muß die zweischneidige friedliche Pflugschaar sein, den alten Boden aufzuackern. «Wir sind noch weit vom Ziele!» rufen auch wir, doch rücken wir täglich näher, und als Friedenswerk kann die Umgestaltung nur in Frieden gedeihen, drum Haß und Verachtung jeder rohen Gewalt, wo sie nicht ein Recht der Vertheidigung ist.

(31. Januar 1848)».

«Hängt das Pasquill niedriger,
damit es die Leute bequemer lesen können!»

Friedrich der Große.

Die «Rhein- und Mosel-Zeitung», das berüchtigte Jesuitenblatt, bringt folgenden Artikel:

Echternach, den 28. Februar. Seit Neujahr erscheint hier ein Blatt, welches sich zur Aufgabe gemacht hat, allen Schmutz der revolutionären französischen Presse dem niedern Volk zugänglich zu machen. Die rohe und höchst triviale Sprache dieses Blattes zeigt es klar, daß dasselbe für Handwerksburschen und gemeine Soldaten*) berechnet ist, um der untern Schichte der Gesellschaft gewisse Ideen beizubringen, die in Frankreich jetzt zum Durchbruche gekommen sind.

Was hier die größte Entrüstung verursacht, ist, daß ein hiesiger Gymnasial-Lehrer der Hauptredacteur des Blattes ist**). Die Anstalt verliert dadurch ihr Vertrauen; die Eltern wollen ihre Kinder nicht mehr dem Sitten verderbenden†) Einflusse eines solchen Lehrer aussetzen und die Gemüther gerathen mehr und mehr in Bewegung. Möge es den Gutgesinnten und Aufgeklärten unter den Bürgern unserer Stadt bald gelingen, diesen Stein des Anstosses††) aus unserer Lehranstalt zu entfernen†††),. Jeder Gebildete muß sich wundern, wie ein Mann, der einen solchen Styl†*) schreibt, an einer Lehranstalt geduldet werden könne. Wir wissen, daß schon in den 30er Jahren gewisse politische Tendenzen von einer Seite her begünstigt wurden, und hoffen, daß der deutsche Bund jetzt kräftiger den immer nur von Wenigen angezettelten

*) Und für Leute, wie der geistliche Hr. Correspondent. D.R.

**) Eine Lüge! D.R.

†) Sitten verderbend! — So nennen erbärmliche Wichte das Bestreben, die heuchlerischen Schlechtigkeiten des modernen Jesuitismus zu entlarven. D.R.

††) Stein des Anstosses für alle fanatischen Umtriebe des Obscurantismus.

†††) Um einen «Bruder der christlichen Lehre», einen Leotade, an dessen Stelle zu bringen, der dann zugleich Director der hiesigen Arbeitsschule werden könnte! D.R.

†*) Warum hat sich der unglückliche Lehrer auch nicht den Styl unserer Kanzelredner zum Muster genommen? (16. März 1848)

Unfug bewachen und niederdrücken werde. Von dem wackern Commandanten der deutschen Bundestruppen hierselbst versehen wir uns des Besten.

Hieraus ersieht man, daß die Raçe der Gregoire noch nicht ausgestorben ist.

D.R."

Es war durchaus natürlich, daß ein Mittelschullehrer, als geistiger Rektor des Blattes, mit besonderer Liebe sich der Lehrfreiheit annehmen und einen erbitterten Kampf gegen den Bischof Laurent führen würde. Bereits im Februar sprang er in medias res und entfachte einen Krieg unter dem Streitmotto:

«Unser Heil liegt in der Entfernung des Mannes, der allein die Triebfeder von Allem ist.»

In den Märztagen freilich erhielt sein Schlageifer eine andere Richtung und ein höheres Ziel. Er gab es am 10. in einem «Manifest der Redaction des Grenzboten» also zu erkennen:

«Manifest
der Redaction des Grenzboten.

Das französische Weltereignis hat bei allen gebildeten Völkern Europa's den erschütterndsten Anklang gefunden.

Der Drang nach heißersehnter Gewährung politischer Rechte und Freiheiten ist in allen Staaten Deutschlands zum Wort, zur That geworden.

Durch die Staatenorganisation des Jahres 1814 war Luxemburg, in die Reihe der niederländischen Provinzen getreten.

Unter dem Scepter des aufgeklärtesten Fürsten jener Tage genoß es fünfzehn Jahre lang eine Summe politischer Freiheiten, die es bei weitem zum beneidenswerthesten unter den deutschen Ländern machte.

Die belgische Staatsumwälzung kam, und zehn fernere Jahre hindurch trieben die freien Institutionen einer freien Verfassung tiefe Wurzeln in Herz und Leben des Luxemburger Volkes.

Beinahe das ganze Lebensalter, die ganze Erziehung, alle Erinnerungen der heutigen Männer-Generation gehören jener Vergangenheit an, während welcher politische Freiheiten auf unserem vaterländischen Boden blühten.

Fünf und zwanzig Jahre war das Großherzogthum nur dem Namen nach ein Bundesstaat; factisch war es von Deutschland getrennt.

Die ordnende Gewalt der großen Mächte entschied von neuem über unser Schicksal; — von dem Tage an standen wir trauernd an einem Grabe; — wir können keinen Enthusiasmus heucheln; Deutschland hat uns kein Glück gebracht.

Die Proclamation des Bundestages ans gesammte deutsche Volk, die bewilligte Freigebung der Presse sind Schritte, deren Motive nahe genug liegen um uns jeder Erwägung enthalten zu können. — Alle Herzen sind kalt dabei geblieben.

Jubelnd würden auch wir Luxemburger die Wiedergeburt Deutschlands begrüßen, doch bis heute mußten wir uns enthalten den ersten Dank für die erste Wohltat auf dem Altare des gemeinsamen Vaterlandes niederzulegen.

Luxemburgs Wünsche stehen in allen Herzen geschrieben:

Zeitgemässere Repräsentativ-Verfassung;

Pressfreiheit;

Geschworenen-Gericht;

Unabsetzbarkeit der Richter;

Verantwortlichkeit aller Staatsbeamten;

Concordat zur Steuer aller intoleranten Umtriebe und Übergriffe der kirchlichen Gewalt;

Reform des Unterrichts-Wesens nach den Bedürfnissen der Zeit;

Bevorzugung der Eingebornen bei Besetzung der Civil- und Militärposten;

Beschickung des Bundestages durch einen mit den Landesverhältnissen vertrauten Mann.

Antrag bei der Bundesversammlung auf Beschränkung der stehenden Heere aller Staaten unter 300.000 Seelen,

bis auf das blosse Bedürfnis der Sicherstellung der innern Ruhe.

Von dem erlauchten Fürsten, der sein Volk mit den Worten begrüßte:

«Verwaltet Euch selbst, wie Ihr es für Euer Glück am förderlichsten erachtet.»

— von jenen Männern, die sich einst am engsten um die Fahne der Freiheit schaarten erwartet die Bevölkerung des Großherzogthums mit Ruhe und Vertrauen,

Daß auch Luxemburg den Tag seiner Auferstehung in Liebe und Hingebung zu seinem erhabenen Herrscher bald feiern werde.»

Die Attacken gegen die Regierung lenkten den Schriftleiter etwas vom Bischofe ab. Die 23. Nummer vom 19. März schilderte die Revolutionsexzesse in Ettelbrück, Diekirch, Fels, Grevenmacher und Luxemburg, nachdem im Leitartikel erklärt worden war:

«Echternach, den 18ten März 1848.

Bedauernswerthe Excesse haben stattgefunden, zuerst in Ettelbrück und Diekirch und einige Tage später, am 16., in der Hauptstadt selbst.

Wir beklagen und verdammen sie, als schädliche und zwecklose Ausbrüche der rohen Gewalt, was auch immer die Veranlassung dazu möge gewesen sein. In keinem Falle können sie als ein Ausdruck der Stimmung der Gesamtbevölkerung betrachtet werden.

Das Großherzogthum ist noch ruhig.

Ruhe und Ordnung sind die Grundfesten alles Bürgerglückes. Die Aufrechterhaltung derselben zu befördern und zu befestigen, müssen aber auch die gehörigen Mittel dazu angewendet werden.

Die Einwohner von Echternach glauben in dieser Hinsicht eine Bürgerpflicht erfüllt zu haben. In einer Adresse gemäßigt im Ausdrucke, wie in den ausgesprochenen Wünschen, haben sie sich vertrauensvoll an den Landesfürsten gewendet. Von den Unterzeichnern ist der

geschehene Schritt zur Kenntnis der ganzen Einwohnerschaft gebracht worden; die Ruhe wird sich bei uns keinen Augenblick gefährdet sehen.

Allein, wie geringfügig auch obige Vorfälle an und für sich sein mögen, so verdienen sie dennoch geziemender Weise in Betracht genommen zu werden. Sie sind ein Wink für die Regierung; sie sollen derselben beweisen, wie erregbar die Gemüther in diesem Augenblicke sind; wie leicht der Funke zum ungeheuren Brande heranwachsen kann.

Wie wir mit gutem Fug dem Luxemburger Volke das rühmliche Zeugnis der Ordnungsliebe geben können; eben so richtig und begründet ist aber auch die Behauptung, daß sich in allen Schichten der Bevölkerung ein neuer Geist kundgibt: der Geist des Bewußtseins unserer gedrückten politischen Lage!

Dieses Bewußtsein tritt dem Volke täglich klarer vor die Seele. Seine ganze Aufmerksamkeit, sein ganzes Denken, sind auf die Ereignisse und Bewegungen der Zeit gerichtet.

Wie mangelhaft auch bei ihm die Auffassung derselben sei, wie unrichtig die Ansichten, wie falsch die Urtheile; das Resultat bleibt immer dasselbe: Eine hohe Spannung; eine ungeduldige Erwartung des Kommenden, die unfehlbar zur Unzufriedenheit übergehen muß, wenn nicht beschwichtigende Zugeständnisse erfolgen.

Wer kennt die Schicksale der nächsten Stunde? Wer weiß, welcher Sturm über einen Nachbarstaat hinfahren kann, der uns unwiderstehlich mit sich fortreißen dürfte?

Seit dem Tage, an welchem unsere Regierung jene mehr als ungenügende Proclamation erlassen, hat sie auch kein weiteres Lebenszeichen mehr von sich gegeben.

Wir können jedoch unmöglich glauben, daß sie unthätig geblieben und Angesichts der welterschütternden Ereignisse die Hände in den Schoos lege,

Wir müssen von ihr erwarten, wir haben das unbestreitbarste Recht dazu, daß sie die Größe ihrer Pflicht und

ihrer Verantwortlichkeit ermessend, den Wünschen und Bedürfnissen des Landes beim Könige kräftig das Wort geredet habe.

Ihre, allerdings von uns nur vermutheten Schritte und Vorstellungen beim Throne gleich Anfangs einer unbeschränkten Öffentlichkeit zu übergeben, durfte ihr mit Recht, unbescheiden, unklug und voreilig scheinen. Allein zu langes Zögern und Rückhalten hat weit schlimmere Folgen; es erzeugt Mißtrauen, und daß dieses bereits angefangen habe in der öffentlichen Meinung Wurzel zu treiben, glauben wir, als eine heilige Pflicht der Presse, zur Kentniss der Regierung bringen zu müssen. Sie zögere deshalb nicht länger, aus dem Verdacht erregenden Dunkel der Ungewißheit, worein sie sich hüllt, hervorzutreten; sie wisse, daß Mißtrauen des Volkes eine verräterische Stütze ist, die in dem Augenblicke zusammenbricht, wo man ihrer am meisten bedarf.»

Am 24. März wurde der Herausgeber zum dankbaren Pressevertreter:

«Die Presse ist frei; gesprengt für immerdar ist die schmachvolle Fessel, die den Gedanken knechtete.

Mit Stolz sagt es der Grenzbote, daß er das erste Organ der Öffentlichkeit im Großherzogthume war, welches die Stimme um Freiheiten erhob und seinen Ruf bis an den Thron hinauf erschallen ließ.

Er will auch der Erste sein, der dem Fürsten und seinen Räthen, offenen und aufrichtigen Dank dafür ausspricht.

Die Bahn ist gebrochen; wir haben einen unermeßlichen Schritt auf dem Wege zur Freiheit gethan.

Vertrauensvoll gibt unser Landesfürst seinem Volke die starke Waffe der Pressfreiheit in die Hand; jene Waffe, die zugleich ein Schirm für alle Rechte und Freiheiten, ein Zügel gegen alle Willkür und Mißbräuche ist.

Allein, wie schätzbar und dankenswerth auch die Erfüllung jenes einen Wunsches, so glaube die Regierung nur nicht, daß damit alles gethan sei; es wäre für sie ein

gefährlicher, verderblicher Wahn. Wir stehen noch lange nicht am Ziele unserer Wünsche.

Gern wollen wir den Schleier der Vergessenheit über manches Geschehene werfen; aber offen und beharrlich werden wir dem Fürsten und dem Volke alle Mängel unserer Verfassung vor Augen führen. — Der König, der seinem Volke Pressfreiheit schenkt, will auch, daß es einen aufrichtigen Gebrauch davon mache.»

Doch schon auf den folgenden Seiten wurden die Stiche gegen den Bischof wieder fühlbar. Die Daseinsberechtigung der Zeitung schien sich in der permanenten Forderung zu erschöpfen: Fort mit Laurent! Am 7. April bemerkte sie sarkastisch:

«Mit tief betrübten Herzen haben wir den Kummer unsern Lesern anzuzeigen, daß die Kämpfer für «Wahrheit und Recht» den «Grenzboten» wegen «Schmähung gegen Se. Hochwürden», gerichtlich belangt haben.

Eine franz. Correspondenz unserer Nr. 24 ist incriminirt, weil sie angibt, «es erheben sich zahlreiche Beweise für die herausfordernde Theilnahme des Hrn. Laurent an den Luxemburger Excessen.»

Der «Grenzbote» ist ein geschlagener Mann, denn «Wahrheit und Recht» sind wider ihn.»

Bald darauf sahen sich «Courrier» und «Luxemburger Wort» scharf aufs Korn genommen, wobei vor allem Charles Metz ziemlich übel zugerichtet wurde. Nicht weniger erbarmungslos wurde der Staatskanzler de Blochausen vor das Gericht des Blattes zitiert. Den Hardt'schen Ton illustriert wohl am besten diese Mitteilung vom 4. Mai 1848:

«Und erlöse uns vom Übel!

So beteten alle gutgesinnten Luxemburger, denen die Religion nicht Mittel, sondern Zweck war, seit Jahren, und der Herr hat endlich ihre Bitte erhört.

Herr
Johannes Theodor Laurent,
Bischof von Chersones, ist nicht
mehr unter uns.

Mit einer Teufel-Austreibung hat er seine Mission bei uns begonnen, mit seiner eigenen Austreibung hat er sie beendigt. Denn nicht wir; sondern er selbst hat sich vertrieben. Friede sei mit ihm, obgleich er die Fackel der Zwietracht unter uns geschleudert! Friede begleite ihn auf seinen Wegen, nur gebe der liebe Gott seinen Segen, daß keiner derselben mehr nach Luxemburg führe!

Betet nun ferner, Luxemburger, daß der Herr noch einige aus dem Auslande gerufene fanatische Geistliche nachsende, und die frühere religiöse Eintracht wird bald wieder hergestellt sein.»

Als nach der gewaltsamen Entfernung des Bischofes die Gegner sich in ihrer Erwartung, nun über einen botmässigen Klerus zu verfügen, getäuscht sahen, wandten sie sich gegen den Provikar Adames und gegen den Seminarprofessor Eduard Michelis mit derselben mauvaise foi wie gegen den gesprengten Oberhirten. Dann freilich mußte die Zeitung, am 3. Juli, ihre Selbstverteidigung führen:

«Es scheint ein Geist der Verwirrung in die Köpfe und Gemüther gefahren zu sein, der die widersprechendsten Meinungen zusammenkuppelt, die feindlichsten Tendenzen zum Sturme vereint und ein Gewitter heraufbeschwört, welches sich schon seit einigen Tagen in dumpf rollenden Gerüchten und in einzelnen Privat-Knall-Effecten gegen den Grenzboten Luft macht. Durch schleichende Verunglimpfungen von einer Seite, durch ohnmächtige Drohungen von der andern versuchte man ihn auf seiner bisher verfolgten Bahn, im kritischen Augenblicke der Quartal-Erneuerung, schwanken und straucheln zu machen. Loyolische Finsterheit und voltärischer Egoismus hatten sich zu einem Spectakel im Haushalte verbrüdert.

Aus schwarzer Höhle sprudelte die Böswilligkeit ihren Geifer; die conservative Verläumdung reckte schon die scharfen hagern Krallen; das Spiel schien gewonnen, der Zweck schon halb erreicht; der «Grenzbote» schien zu weichen. Doch nein: er wird Stand halten, unerschütterlich in seiner Gesinnung. Die Reorganisation der morschen, in ihrer Grundlage erschütterten Gesellschaft wird das Ziel seiner Bestrebungen bleiben; er will aber nicht zertrümmern, sondern bauen, er will nicht das Vorrecht für die Einen, sondern das Recht für Alle.

«Der Grenzbote sei conservativ geworden» flüsterte hier der falsche Liberalismus;

— «Der Grenzbote solle conservativ werden» heuchelte dort der Eigennutz; — «der Grenzbote müsse conservativ werden» drohete noch obendrein das freisinnige Spießbürgerthum.

Bemühet euch nicht ferner, ihr Herren, um die zukünftige Tendenz des «Grenzboten»: Er hat stets gewußt, was er gewollt und wird mit neuer Kraft und verjüngter Thätigkeit beweisen, daß er sich seiner Aufgabe bewußt ist, und mit Gottes Hilfe, die nie zum Guten fehlt, sich auch derselben gewachsen fühlt. Er wird kämpfen für die Rechte der Menschen, und sollte dieser Mensch auch Proletarier heißen.

Communismus war eines jener effectmachenden Schlagwörter, dessen man sich gegen unsere Tendenz auf unredliche Weise bediente. Denn was klingt heute schrecklicher in die Ohren der conservativen Anbeter des goldenen Kalbes, als jenes Wort «Communismus». — Hat der «Grenzbote» diese Tendenz je verfochten? Der Unverstand allein, oder die Bosheit können sich solcher Waffen bedienen. Einzelner Wörter und «Sätze» haben die starren Conservativen zum Zwecke ihrer Vorwürfe und zum Deckmantel ihrer kindischen Furcht vor den Lehren des «Grenzboten» sich bedient. Wir aber sagen ihnen, daß weder ihr Unverstand, noch ihre Bosheit, noch ihre Furcht je für uns Beweggründe sein können, von der Verfolgung

unseres menschheitlichen Zweckes abzustreben; daß wir nie einem andern Gotte huldigen werden, als der Dreiheiligkeit der Vernunft, der Freiheit und der Ordnung.»

Trotz diesem Proteste, der die Wahrheit zu verschleiern unternahm, hatte im «Grenzboten» eine Veränderung stattgefunden. F. Schömann strebte höher hinaus und wollte in der Hauptstadt selber eine führende Rolle spielen. Echternach war ihm geistig zu eng und wirtschaftlich zu bescheiden, als daß er dort hätte ausharren können. Am 28. Juli 1848 erklärte der «Grenzbote» selber, auf der vollen Breite seiner Erstseite, seinen Tod in dieser doppelten Form:

«Den Herrn Abonnenten des Grenzboten zur gefälligen Nachricht:

Meine Herrn!

Vom heutigen Tage an hat sich die Redaction des «Grenzboten» mit der des «Volksfreundes» verschmolzen. Für laufendes Quartal wird Ihnen daher der «Volksfreund» zum bisherigen Abonnementspreise des «Grenzboten» zugeschickt.

Sie erhalten demnach statt eines zweimal, ein dreimal wöchentlich erscheinendes Blatt. Und da die Redaction des «Grenzboten» sich auch am «Volksfreunde» beteiligen wird, so erhalten Sie vor wie nach dieselben Publikationen.

Indem wir hoffen, daß dieses Arrangement Ihnen angenehm sein wird, zeichnen wir hochachtungsvoll.

Luxemburg, den 27. Juli 1848.

Von der Redaction des Volksfreundes

I. Seelhof.

Echternach, den 27. Juli 1848.

Der Redacteur des Grenzboten

Schömann.

Den verehrlichen Hrn. Abonnenten des «Grenzboten», so wie überhaupt dem Publicum gegenüber, fühle ich mich zur Vorführung der Gründe bewogen, welche mich zu obigem Arrangement bestimmt haben.

Die Abonnentenzahl des «Grenzboten» beläuft sich in diesem Augenblike auf 225. Wer mit dem Zeitungswesen des Großherzogthumes bekannt ist, weiß, daß diese Ziffer eine recht ordentliche genannt werden darf, und zugleich liefert sie den Beweis, daß, bei einer unentgeltlichen Mithilfe an der Redaction, die Existenz des «Grenzboten», nicht nur eine gesicherte war, sondern nebst Verwerthung meiner Druckerei noch ein nettes Benefiz abwarf.

Da jedoch die Einrichtung meiner Druckerei eine viel ausgedehntere Beschäftigung zulässt, als ihr zu Theil werden konnte, und ich bei meiner Niederlassung in Echternach auf eine größere, neben dem Drucke des Blattes, zählte, als es die commerziellen und anderweitigen Verhältnisse der Stadt gewähren, so sehe ich mich nach einer Erfahrung von zwei Jahren überzeugt, daß ein Druckerei-Geschäft hier keine glänzende Zukunft verspricht.

Hieran schließt sich noch, daß im Fache der «Annoncen» das Leben wenig geweckt ist, und die täglichen Handelstransactionen nicht nach jener Publicität streben, die einen lebhaften Verkehr beurkundet und zugleich eine ergiebige Quelle des Gewinnes für Tagesblätter ist.

Warum sollte es endlich nicht besser sein in vereintem Streben, in gleichen politischen und socialen Ansichten, die Kräfte zu vereinen, als zu zersplittern? Es kann dies nur zum Vortheile des lesenden Publicums selbst gereichen.

Druckerei-Inhaber und Redacteur des Grenzboten,
Schömann.»

So glitt dem enttäuschten Hardt die Zeitung aus der Hand, für die er ebensoviel Geist wie Schweiß hingegeben hatte. Die Ironie des Schicksals wollte, daß der Kämpfer für die Pressefreiheit später einem Organe dienen mußte, das nur einem offiziellen Bezugszwange das Dasein zu verdanken haben sollte.

«DER VOLKSFREUND»

Am 7. April 1848 war «Der Volksfreund» mit dem Untertitel: «Freiheit, Gesetzlichkeit, öffentliche Ordnung», fast in derselben äußeren Präsentation und im gleichen Formate wie «Der Grenzbote», in der Landeshauptstadt herausgegeben worden.

Über der seitenbreiten Einführung standen diese Angaben:

«Abonnementspreis: 5 Fr. vierteljährlich in der Hauptstadt, 5 Fr. 50 für die übrigen Ortschaften des Großherzogthums. Anzeigen werden mit 20 Centimen per Zeile berechnet. Der Volksfreund erscheint Dienstags und Freitags. Bestellungen und Zuschriften werden franko erbeten.»

Der Introduktionsartikel hatte diesen Wortlaut:

«Eine neue Zeit beginnt auch für uns. Unser König-Großherzog, die Wünsche seines Luxemburger Volkes wohl beherzigend, hat die demnächstige Eröffnung einer Nationalversammlung befohlen, um unsere Verfassung fort- und umzubilden. Unsere politische und bürgerliche Institutionen sollen auf die freiesten Grundlagen aufgeführt werden. Die Pressfreiheit, dieses lang und schmerzlich vermißte, endlich gewährte Gut, eröffnet jedem Vaterlandsfreund das Feld öffentlicher Besprechung. Alle Fragen, alle Interessen, alle Meinungen, Alles, was unsere Nationalität, oder unser moralisches oder materielles Wohl betrifft, es kann jetzt ungehindert an das helle Licht der Öffentlichkeit hervortreten. Die Pressfreiheit eröffnet uns eine Rednerbühne, nicht minder bedeutsam und nicht minder nachdrucksvoll als die, von welcher die Abgeordnete des Landes ihre Stimme werden vernehmen lassen. Ja, die freie Presse muß auch unseren Vertretern zur Seite stehen und als Ausdruck der öffentlichen Vernunft das rechte Licht auch über ihre Handlungen zu verbreiten suchen.

In einem für uns Luxemburger so folgenreichen Zeitabschnitt; in der fieberhaften Aufgeregtheit, die sich auch unserer bemächtigt hat; in einem Augenblick, wo so viele Stimmen sich erheben, um Reformen, Verbesserungen, Umänderungen zu fordern, wo so viele Ansprüche befriedigt werden wollen; wo, wie nicht zu leugnen, auch manche Unbesonnenheit mit unterläuft und die weiseste Voraussicht zu übertäuben drohet; wo aber, soll irgend etwas Vernünftiges sich gestalten, sowohl der Vergangenheit, als der Zukunft Rechenschaft getragen werden muß: wo also der wahre Patriotismus wohl das Bedürfnis fühlt, die öffentlichen Bedürfnisse zu erkennen und zu ergründen, so wie das andere, den sozialen Fortschritt nur unter der Aegide der Vernunft, der Gerechtigkeit und der Erfahrung zu wollen, weil es sonst keinen Fortschritt gibt; bei einer solchen wahrhaft großen und humanen, das Herz jedes freien, die Menschheit und seine Mitbürger liebenden Mannes erhebenden und begeisternden Tagesgeschichte, darf eine neue Zeitschrift es wohl wagen, auch bei den schon vorhandenen, die Aufmerksamkeit für sich in Anspruch zu nehmen. Denn wahrlich! Die Ernte auf diesem Felde, das heute so frei und fruchtbar ist, ist noch lange nicht ganz angethan. Viele Thatsachen müssen noch beleuchtet, viele Wünsche noch hervorgehoben werden. Die Wissenschaft, welche den Menschen an Geist und Herz bildet und ihn wahrhaft aufklärt, ist vielleicht noch nicht belebend und kräftigend genug in alle Zweige der Gesellschaft eingedrungen. Es gibt Wahrheiten, die eine Errungenschaft von achtzehn Jahrhunderten sind, auch bei uns allseitig erkannt; wenn die Thatsachen, die geschehen, auch bei uns allseitig verstanden werden, nur dann dürfen wir hoffen, endlich den retrograden Geist fallen zu sehen, dessen unser Land die traurige Beute geworden.

Der Volksfreund, das ist der Titel einer neuen Zeitschrift, welche unter der Leitung einer Assoziation von Bürgern erscheint, und die Alles umfassen wird, was auf

unsere Tagesgeschichte Bezug hat. Er wird in beiden Sprachen erscheinen.

Die Gründer des Volksfreundes beabsichtigten dieses Blatt dreimal wöchentlich erscheinen zu lassen. Aber von ihnen unabhängige Hindernisse, die sie jedoch bald beseitigt zu sehen hoffen, machen dieses für jetzt unmöglich. Ihre Absicht gehet dahin, noch in wenigen Monaten, ihr Blatt zu einem täglichen umzugestalten. Ihr Titel stellt sie über jeden Partheigeist. Die Redaktion des Volksfreundes erklärt feierlich, daß sie treu den Gesetzen des Anstandes, die Achtung vor den Personen und vor allen legitimen Rechten sich bewahren wird, und daß sie bei allen ihren Besprechungen, beträfen sie allgemeine oder besondere Interessen, stets ihre Grundsätze im Auge behalten wird, die Grundsätze der Freiheit, der Gesetzlichkeit, der öffentlichen Ordnung.

Die, welche sich vereinigt haben, den Volksfreund herauszugeben, erwarten nichts von irgend einer Gewalt, und werden sich glücklich fühlen, wenn ihre Mitbürger, ihre Bemühungen ermuthigend, ihnen den einzigen Lohn gewähren, den sie erstreben, nämlich: das Zeugniss, daß sie zum öffentlichen Wohle etwas beigetragen.

P.S. Abonnementsbestellungen und Correspondenzen erbittet man franko, unter der Adresse: J. Ph. Bück, Verleger, Parade-Platz, 425.

Den Abonnenten wird die unentgeltliche Aufnahme von Annoncen, die sie in eigenem Namen machen, bis zu zwanzig Franken jährlich zugesichert, mit Ausnahme jedoch der Stempelgebühren.»

Die Verantwortung für das neue Organ trugen, wie auf der vierten Seite angegeben: J. Ph. Bück, als Verleger, und J. Lamort, als Drucker. Doch schon die dritte Nummer ersetzte den Namen J. Ph. Bück durch den kuriosen Vermerk: «Von der Redaktion: J. Seelhoff». Dadurch schien eine Meldung des «Luxemburger Wort» vom 11. April

ihre Bestätigung zu erfahren. Denn das Katholikenblatt hatte damals gemeldet:

«Luxemburg, d. 11. April. Hier erscheint seit dem 7. April eine neue Zeitung unter dem Titel «Volksfreund». Sie wird zwei Sprachen reden. Bisher sind 2 Nummern erschienen. Der Angabe der ersten Nummer zufolge wird dieselbe «unter Leitung eines Vereines von Bürgern» herausgegeben werden. Die öffentliche Meinung läßt diesen Verein aus folgenden Männern bestehen: aus dem Juden-Rabbiner Herrn Hirsch, dem Hülfslehrer am Athenäum Herrn Martha, dem Commis Herrn Seelhof, dem Stadtschreiber und Schreiber beim Obergerichte, Herrn Schrobilgen, und dem Büreau-Schreiber Schon. Dem Publikum müßte es interessant sein zu erfahren, ob diese Zusammensetzung richtig ist. Über die beiden ersten Nummern der Zeitung haben wir nichts zu bemerken. Nur muß es auffallen, daß schon das zweite Blatt anfängt, die Goldfäden in den Meßgewändern zu zählen, die beim Gottesdienst der katholischen Kirche gebraucht werden. Die Gulden, die der Bischof als Gehalt bezieht, sind übrigens sehr unrichtig gezählt, was uns wundert. Darüber ein anderes Mal.»

Dazu war von der Schriftleitung seltsam genug bemerkt worden:

«Wir sind gegen solche Art von Polemik waffenlos. Wir hoffen, daß unsern Lesern sehr viel daran liegen wird, was wir ihnen geben, daß aber wer wir sind, ihnen sehr gleichgültig sein wird. Wenigstens wird unser Blatt nie mit unserer Person und unserer persönlichen Stellung zu verwechseln sein.»

Die Schreiber gaben recht bald ihre Einstellung dadurch bekannt, daß sie das «Luxemburger Wort» und, über dieses, den Bischof angriffen, aber gleichzeitig dem Baron de Blochausen einige unliebsame Wahrheiten sagten. In der zehnten Nummer, vom 9. Mai, traten vereint Dr. Samuel Hirsch und J. Seelhoff gegen das «Wort» in die Schranken, wobei der letztere zu erklären wagte:

«Als Besitzer eines Organs der Öffentlichkeit in unserm Lande bin ich verpflichtet, dasselbe zu benutzen, um allen ähnlichen Verleumdungen der unbescholtenen Bürger, mögen sie sein, wer sie wollen, entgegenzutreten und selbe zu entlarven. Dem Verfasser des gerügten Artikels bemerke ich außerdem, daß er auf eine unwürdige Art ein Organ der Öffentlichkeit benutzt, um wahrscheinlich nur einer Privat-Rache zu fröhnen. Dem Luxemburger Wort für Wahrheit aber wiederhole ich meine Erklärung, daß ich es der Freiheit der Presse für nicht würdig halte, indem es sich zur Veröffentlichung solcher schmachvoller Artikel gebrauchen läßt. Das Luxemburger Wort für Wahrheit und Recht besudelt die Pressfreiheit.

Luxemburg, 8. Mai 1848.

J. Seelhoff.»

Je mehr die Ereignisse um die Kirchenobern und um die Schriftleiter des «Luxemburger Wort» in den Vordergrund des öffentlichen Interesses geschoben wurden, umso heftiger bezog der «Volksfreund» Stellung gegen die Geistlichen im allgemeinen und gegen Dr. Ed. Michelis im besonderen. Der Vorsatz, keine Personen ohne Namensnennung anzugreifen, ging dabei zuschanden. Daß am Rande der «Courrier», das «Echo de Luxembourg» aus Arlon, Norbert Metz und andere Leute mitgezwickt wurden, war nur ein Schriftleitermanöver, die Monotonie in den Attacken nach einer und derselben Seite hin zu brechen. Als einziges Positivum ließe sich das Entgegenkommen bewerten, welches der luxemburgischen Sprache bewiesen wurde, da «E Letzeburger» am 9. Mai singen durfte:

«Onst Lidchen.
(Ob d'Weis vum Hemmelsmarsch.)

D'Stonn hoit geschloh'n, mir hun de Klang dervu' gehéh'rt,
Dé d'Velker all so bridderlech zesoime' feh'rt,

Dee Klang hoit ons geréhrt mat èngem mècht'ge Schlaag,
Deen Trauregkeet verstoiss, an d'Freed bei ons erwaach,
Bei ons erwaach.

Kuck d'Freiheetssonn dé hiiwt sech un dem Horizont,
Si hoit ons all, jo all zesoime' fièrdeg font;
Onst Hièrz dem Feierstrahl, dem eedlen obzemaa'n,
Mir kuke graad si un, si blend ons net ons Aa'n,
Ons net ons Aa'n.

Well d'Freiheet leit dem Letzeburger an der Sél,
A' wa' gebéd, gedreckt, Tyrannejoch en hél,
Sein Hierz dach mechteg schlét fir Freiheet emmerzo',
Ons Pappe' rufen ons daat Wuurt vum Himmel zo',
Vum Himmel zo'.

Blo, weiss a' rod, daat sin ons Faarwen dé mer droh'n,
A fir dé mir onst Blud, onst Liewe' welle woh'n,
Wèll si sin unné Flèck, an onsrer Landsgeschicht,
An onbeflèckt ze droh'n de Letzeburger sicht,
Mat Freed e sicht.

Ewé ons Fielse' fèst an onerschetterlech,
Wovun ons Staadt der Wèlt sech weisst 'so hoferech,
Mer welle fest wé si, an unne Ziddre' stoh'n,
Den Zeitesturm gesi' bei ons eriiwer goh'n,
Eriiwer goh'n.

D'Unhènglegkeet un d'Land, un d'Nationalitét,
An d'Léwt de jiddereen an sengem Busem drét,
Dé Gidder welle' mir versoirge' wé e' Schatz,
An onsem Hièrz e gin èng gross, èng bleiwend Plaatz,
Eng bleiwend Plaatz.

Mir wellen eeneg, frei, a' Letzeburger sin,
Well Enegkeet elèng ons Muth a' Kraaft ka' gin.
Wann si wé Bridder all, mam eisen Aarm ons hält,

Da' get ons Zokonft schén, an all Gefohr dé fällt,
D'Gefohr dé fällt.

Dann trièd zesoimen da', wie' Letzeburger as,
Mir wellen net gesin de klènge Stoot zerass,
Vu' Partheigeescht, a' kleng, an nidreg Leidenschaaft,
Deer Egoissem léhnt seng falsch, verdièrwlech Kraaft,
D'verdièrwlech Kraaft.

Da loost obriichteg mir ons reechen d'Brudderhand,
Et geht jo fir onst Woihl, fir d'Woihl vum ganze Land,
An éweg bleiw verroicht, deen ons entzwee'e welt,
Deen d'ennerlech Zefriedenheet an d'Roh ons helt,
Ons Roh ons helt.

Verdenge' welle mir, den Noim deen all mer droh'n,
Dat vun ons kann d'Geschicht dé nemmlech Doote' soh'n,
Dé si mat goldnem Wuurt vun onse' Pappe seet,
Wann d'Nohwelt iiwer ons d'Geschicht 'mol spéder freet,
'Mol spéder freet.

E Letzeburger.»

Die zwölfte Nummer durfte Polemisches in der Heimatsprache so ausgedehnt bringen, daß Vers und Prosa beinahe eine ganze Seite auffüllten. Das ging dann so:

«Letzeburg am Pafendahl, de 6te Mai 1848.

Un de Redacteur vum Echo zu Arl.

Et kennt hei zenter e' puer Wochen e' Blatt Papayer eraus, daat hirer drei oder véer, dée Petter der vu sin, Volksfrend gedeeft hun.

Weil dé jenegen Volksfrend net viel anescht geliezt get, wee am Pafendahl an am Neuduerf, well ech iech bekannt machen e' puer Steng, dee icch an de Gaard geworff huet.

An zengem leschten Blaat zeet en:

«En Echo wat as dàat?

Dat as e' Schall, — a' weider keng Hondsfot.

E' wees neischt anescht ze sôen, as wad jideréen schon gezôot houet.

Van d'Land bes elo dem Gouvernement Schelm hei gejaut houet, dan houet den Echo Schelm voun Arel erem geruf.

— Dat wor dem Deivel seng Konscht!

De Volksfrend deen as en aanere Kierl, dee ried zum veenegsten nemmen a' zengem Nouem, a niewt en etlech Lieder a Papeyer-Kreemer, an etlech Gebesser, dee um Budget knaen, as e sicher am ganze Land kengem sein écho ze sin.

— E zo' en Echo eve s'-tu e bas, kont onz nach zu eppes dingen, ezoo lang as mer dee Reeng an der Noues haten, deen den Hassenphlug onz durch d'Nues gezuen haat, over haut schtie mer beim Raaf ohne u' gestreckt ze sen, van s- te de Volksfrend lies, da gezeis - te dass mer keng Loscht hun t'senlafen.

Loos mech der nun en passant eppes sôen fun dengem ieselsechen a' schenterlechen 34ten No. Due rieds fun engem Kongress woo mer onzer Leid sollen hinschekken! Nu héer, Iesel, dass dat neischt gemengs houet mat engem Kongress, an das wat st- du hellst vier e' Kongress, sech nennt: Eine deutsche constituirende National-Versammlung. Oho!

Ech hoffen das dat e' weneg aner Kraut as vé e' Kongress. E' weneg me weid do behaapste de Letzeburg het net dem Deutschland zugehéeert. Echo du wées d'a, b, c net vun der Geschicht. Ech dun dir ze wessen, d'as d'Erdkugel deitsch erschafen es gin, an dass e' net eleng Belgien, mee och Franckreich an England noch lang deutsch bliven, no dem das de ganze Rescht spoinesch war gin.

Nu looss mer e' mol und Producten ou und Wivren kommen, do krist de dan, Echo, kee Foos op de Buedem.

Un ze fenken mat dem Lieder a mat dem Eisen.

Wan éen dech héert, da léesst dat sech no Frankreich féhren ewe neischt. Weest du dan net dass een doifir e'

Pouer honnert Stonnen durch de Genz fum Eesseleck ze treppelen houet, an dann nach e' mol iver d'Mier ze scheffen.

D'schingt du kenst dee poul net.

Echo, du mous e mol e schtrapp de Volksfrend liessen, vier e weneg mee staak an der Geschicht an der Geographie ze gin.

Nun wat d'Welle-Wiewerey u geet, weest du net, Echo, das den Zollverein ze hei erfond houet, an das dee Erfindung nach net weit geloaf weer, wan onze Kinek t' schierren net eso weit brouecht het gehouet.

— Dat ass iewel lang genug hei gesoot gin, dass de zum wenegsten daat het's kenne wesssen.

— Looss mer doner noo kommen und Metschen, and Hamen, an un de Kaitchen. Dir Belger dir dréet, dir det se net mee houelen. Da loost dir ze sin.

— Doureiver braucht dan d'Land gouer net ivel drun ze sin; wat t'consonsommation u'geet, do sallen mir Volksfren schon douer foueren, das kee sech mee noo ons brauch en Zand on dee Producten aus ze beissen.

— Nu wat Béeschten u'geet, do bast de nach mee droun, an do sin mer onzer affaire da ganz sicher, one keen Roots ze frohn. Nun lauschter gut vat ech ee mool vir al soen. Dee letzeburger Béeschen wellen deutsch bleiven; se hetten der Deivel vuu dengem Franckreich. T'weer vouel dervierd, das se soo staark weere gin am hoo Deitschen.

Gleef mer Echo, steppel weider den deutsche Mechel net, d'as den Dabo net mee den s- te sos kannt houes. Zenter as den deutsche Mechel de Maullkouerf net mee oun houet, schreiften an der Gazette.

— Halte, Schneider, en ass afecoot!

Echo, Echo, du dauerst mir, Echo du bist kein Echo mehr! die deutschen Luxemburger denken und fühlen ganz anders als du in deiner hohen Einfalt glaubst! welcher Schelm, Echo, hat dich hinters Licht geführt, um dich so vor aller Welt zu blamiren!»

— Blamiren! Donnerwieder!

Héer, Mechel, du gess affrontert; geff uecht du kriss de Reeng erem u'gedoen.

Duoerob hun ech t'eer iech gude Mouergen ze soen.

E' Pafendahler, dee net am Tribunal ass, net an der Märey, net am Collége, a net emol Rabiner.»

Die köstliche Unterschrift wies in Umschreibungen neuerdings auf die Herausgeber des Blattes hin.

Am 20. Juni 1848 teilte die Redaktion mit:

«Die verehrlichen Abonnenten, welche den Betrag ihres Abonnements für gegenwärtiges Quartal noch nicht entrichtet haben, sind gebeten dieses gefälligst baldigst franco besorgen zu wollen.

Wir theilen unsern geehrten Abonnenten mit, daß wir, sobald der Zeitungs-Stempel factisch aufgehoben sein wird, wöchentlich statt 2mal, 3mal erscheinen werden, ohne den Abonnements-Preis zu erhöhen. Um den dadurch entstehenden Ausfall einigermaßen zu decken, müssen wir uns dagegen erlauben, die bisher bestandene Bedingung, daß die Hrn. Abonnenten Insertionen bis zum Vertrag des Abonnements-Preises frei haben, aufzuheben.

Übrigens haben wir zur Bequemlichkeit unserer Hrn. Abonnenten die Einrichtung getroffen, jedes nicht ausdrücklich abbestellte Abonnement, als erneuert anzusehen. Bestellungen für das bevorstehende Quartal beliebe man baldigst bei der Redaction, auswärts bei den betreffenden Postämtern zu machen.

Man scheint das Gerücht gegen uns zu verbreiten, wir wollen nicht untersuchen, von welcher Seite es ausgehet, als höre das Erscheinen des «Volksfreundes» mit dem 1. Juli auf. Das Publikum wird solche Finten richtig würdigen. Die Theilnahme, die unser Blatt gefunden, der Eifer mit welchem es unterstützt wird, kann uns nur aufmuntern. Wir haben Veranlassung, unser Blatt durch ein dreimaliges Erscheinen zu vergrößern, aber nicht es eingehen zu lassen. Dieses denen zur Nachricht, die den «Volksfreund» gern im Entstehen unterdrückt

hätten und die solche Umtriebe nicht unter ihrer Würde halten.

(D.R.)»

Am 23. Juli erklärte der «Volksfreund» seine Haltung dem «Communismus» gegenüber folgendermaßen:

«Der Volksfreund und der Communismus?

Es giebt eine eigene Methode, ein Blatt in Mißkredit zu bringen, ein Puff, den man am Ende des Trimesters gern in Anwendung bringt. Auch der «Volksfreund» ist diesem Puff nicht entgangen. Zum Schrecken seiner Neider aber und derjenigen, die es ahnen, daß auch bei uns die Zeit des süßen Nichtsthuns, des bloßen Abschreibens aus andern Zeitungen und des noch herrlichern Einstreichens der Abonnements und anderer Gebühren vorüber, ist er an diesem Puff nicht gestorben, sondern hat ein zweites Quartal erlebt.

Die eine Hälfte dieses Puffes, wir verlieren darüber nicht gern viele Worte. Der «Volksfreund», dessen Unternehmer zwar zu neun und dreißig vierzigstel in Luxemburg geboren und Luxemburger pur sang sind, soll nicht in Luxemburg zu Hause sein, sondern in Palästina. Bald wird der «Volksfreund» noch gar ein heiliger, indem das biblische Land seine Heimath.

Die andere Hälfte dieses Puffes aber ist ernsterer Natur. Dieser palästinensische «Volksfreund» war nichts destoweniger ein paar Jahre in dem modernen Babylon an der Seine auf der Hochschule, ist dort Communist geworden und predigt nichts als verruchten Communismus.

Der «Volksfreund» ließ ruhig diese Verdächtigungen, deren Ursprung und Endziel ihm wohl bekannt war, über sich ergehen; er wollte es darauf ankommen lassen, ob er, wie weiland Baboeuf, der Vater aller Communisten, werde in sein ursprüngliches Nichts zurücksinken müssen.

Heute aber, wo der Übergang von einem Vierteljahr zum andern, diese gefährliche Crisis der Journalistik für drei Monate überstanden ist, darf er wohl ein ernstes

Wort drein reden und sich fragen: Was ist denn Communismus?

Communismus ist, so viel der «Volksfreund» davon verstehet, die verzweifelte Lehre, daß Alles commun, daß Alles gemeinschaftlich sein soll. Der Communismus will erstens das Eigenthum aufheben: Niemand darf etwas Eigenes haben, da ja Alles Allen sein soll; dann die Familie, diese ist ja auch etwas Eigenes; endlich den Menschen selbst. Niemand ist mehr Herr über sich, kann nach eigenem Belieben seine Kräfte gebrauchen und ausbilden — denn das gäbe ein Eigenthümliches und der Communismus ist jedem Eigenthümlichen feind. Allen gehört Alles, aber dem Einzelnen gehört nichts und er ist nichts für sich, er gehört sich nicht mehr an, er ist nur ein Stäubchen, angehörend dem unsagbaren Etwas, das man communistische Gesellschaft nennt.

Wenn das aber der Communismus ist, so kann der «Volksfreund» auf Ehre versichern, daß er so wenig Communist, wie der Nordpol der Südpol ist. Er ist der entschiedenste Gegner alles Communismus, und das aus wissenschaftlichen Gründen. Was er noch geschrieben und geredet war anticommunistisch.

Der «Volksfreund» will das Individuum und die Ausbildung der individuellen Persönlichkeit. Die Menschen stehen ihm höher, als daß er sie nur als Rad einer Maschine — von Fourrier Phalanstère genannt — betrachten sollte.

Und gäbe es in diesem Phalansterium jeden Tag Braten und die herrlichsten Dinge von der Welt — die menschliche Natur, die überall Persönlichkeit werden will, sorgt schon dafür, daß von diesen versprochenen Herrlichkeiten im Phalanstère nichts zu finden sein wird — der «Volksfreund» zöge für sich ein Stückchen schwarzes Brod vor, kann er dieses nur auf seine Weise genießen, statt im Phalanstère nach Vorschrift lustig zu sein.

Weil nun der «Volksfreund» das Individuum, die freie Persönlichkeit will, so will er das Eigenthum und will die Familie; er ist also kein Communist, sondern von jedem

Communisten pur sang als ein Gegner gehaßt, oder auch mitleidig als ein Unwissender und Nichts Verstehender bedauert.

Der «Volksfreund» sieht in den communistischen Systemen nur den Ausbruch einer verborgenen Krankheit, an welcher die Gesellschaft laboriert, aber wahrlich nicht die Heilung. Da, wo der Communismus Heilung sieht, da sieht der «Volksfreund» nur Vernichtung des Menschen, und allerdings ist die Menschheit geheilt, wenn es keine Menschen mehr gibt. Der Tod heilt ja auch jede Krankheit auf seine Weise. Da aber die Menschheit nicht stirbt, so kann der Communismus auch Nirgends ins Leben treten.

Der «Volksfreund» betrachtet allerdings unsere heutige Gesellschaft nicht als gesund; denn wäre sie das, woher die vielen Stürme und Revolutionen? Er erkennt die Krankheit darin, daß die individuelle Persönlichkeit statt zu viel, zu wenig ausgebildet worden. In der That, nehmen wir die rohen, unwissenden Menschen, sie sind alle auf einen Leisten geschlagen. Es fehlt eben das Eigenthümliche. Ein Unwissender gleicht fast auf's Haar dem Andern. Der Communismus hat daher nicht mit Unrecht der Bildung den Krieg erklärt.

Der «Volksfreund» glaubt aber, daß Gott auch in die Seele der Unwissenden und Rohen viele guten Keime, viele Fähigkeiten und Anlagen niedergelegt. Er glaubt, daß wir Alle roh und unwissend geblieben wären, hätte nicht ein günstiges Geschick uns beigestanden. Der «Volksfreund» will nun, daß die Gesellschaft, daß der Staat, diese Rolle des günstigen Geschickes zu übernehmen suche, mit einem Worte, er will unentgeldliche professionnelle Erziehung. Professionelle Erziehung, das heißt, daß die Keime und Anlagen, die Gott in die Seele eines jeden Kindes gelegt, erkannt und naturgemäß ausgebildet werden; daß jedes Kind das werde wozu Gott es bestimmt, ein voller, eigenthümlicher Mensch, eine ganze Persönlichkeit, also das Gegentheil von Communismus.

Der «Volksfreund» will ferner, daß die Gesellschaft alle Hindernisse wegräume, die heute noch den vollen Gebrauch der Kräfte dem Einzelnen unmöglich machen — z. B. der geschickteste Handwerker kann heute sein Brod nicht selbstständig verdienen, hat er nicht außer seiner Geschicklichkeit noch ein Betriebskapital — dann soll jeder Einzelne auf die seinen Fähigkeiten und Anlagen gemässe Weise arbeiten, sich der Gesellschaft nützlich machen, und den Lohn seiner Arbeit auf die ihm gemässe Weise verzehren.

Der «Volksfreund» will also die volle Persönlichkeit für Jeden; das Eigenthum dieser seiner Persönlichkeit, den freien Gebrauch seiner Kräfte und den freien Genuß seiner Arbeit und seines Lohnes für Jeden; Die Familie und das Familienleben für Jeden: kurz Schritt für Schritt das Gegentheil vom Communismus.

Entweder daher seine Ankläger, die ihn des Communismus beschuldigen, wissen nicht, was sie reden, oder sie reden nicht, was sie wissen; im ersten Falle ist es nicht Schuld des «Volksfreundes», daß sie so reden; im zweiten allerdings, denn weil der «Volksfreund» kein Communist ist, wird er für einen Communisten verschrien.»

Dann erwies sich, über den Echternacher «Grenzboten», daß die Gerüchte um den «Volksfreund» nicht der Grundlage entbehrten, da die Fusion der beiden Zeitungen durchgeführt wurde, F. Schömann «für die Redaktion» zeichnete und gleichzeitig unter dem Vermerke: «Druck und Verlag von Franz Schömann» in Luxemburg aufzufallen wußte. Ab August wies der Blatt-Titel ein anderes Satzgesicht auf, und ein französischer Beitrag: «Le Courrier et ses hommes purs» brachte auf der vierten Seite eigenartige Dinge ans Licht:

«Ah! Puisque je retrouve un ami si fidèle,
Ma fortune va prendre une face nouvelle.

Dans son Nr. 65 le «Courrier» se fait adresser une lettre d'ami en réponse à l'article où le «Volksfreund» a mis à nu toutes les inconséquences et toutes les turpitudes des

hommes purs, les patrons de son aîné. A la vérité, en lisant cette tirade sophistique, on ne sait trop, si cet alter ego a voulu mystifier et persiffler ses amis, ou s'il a voulu prononcer leur panégyrique. Le «Courrier», si fort en citations, devrait au moins se rappeler, qu'il vaut mieux avoir deux ennemis qu'un ami imprudent. L'ami en question trouve notre article de mauvais goût et rempli d'injures; quant au premier point, il a raison; le »Volksfreund» aurait dû dorer la pilule; quant au second, c'est un de ces lieux communs, dont on se sert, quand on ne sait préciser de réponse. Y a-t-il injure à prouver que Mr. Ch. Metz a eu le courage de faire de l'opposition en tout et partout, même contre ceux qui réclamaient pour le pays une plus grande somme de libertés que lui? Y a-t-il injure à trouver ridicule seulement sa façon connue d'expliquer le principe tant prôné de la souveraineté du peuple? Y a-t-il injure à trouver plus ridicule encore la comédie peu parlementaire, mais très boutiquière que Mr. N. Metz a jouée à la séance du 28, et dans laquelle il a désigné du doigt ce scélérat, ce monstre, «cet employé intime du Gouvernement qui s'est absenté plusieurs jours pour se rendre à quelques lieues d'ici, à l'effet de négocier la fusion du «Volksfreund» avec un autre journal.» (phrase que nous prions le «Courrier» d'insérer comme erratum dans le discours de l'honorable représentant au dévouement désintéressé — non par sa faute.)?

Y a-t-il injure à trouver notre constitution trop peu libérale? Y a-t-il injure à prétendre que nos tems exigent autre chose que des élections sexennales, un cens de dix frs., des incompatibilités inouies, introuvables et inconcevables? Y a-t-il injure à soutenir contre les hommes du «Courrier» que notre constitution ne touche pas seulement une question sociale de notre époque, bien loin de la résoudre; qu'elle n'est qu'une mauvaise copie de la constitution belge dont elle n'atteint pas la hauteur de principes; qu'elle ne sanctionne rien de plus que ce que le roi avait déjà accordé, et que par conséquent on ne comprend pas

trop, pourquoi MM. Metz se sont donné tant de peine à Ettelbruck pour chercher à se garantir contre un veto du roi. En vérité, cela frise fameusement le Don Quichottisme!

L'impayable ami engage MM. Metz à faire rogner les traitements des fonctionnaires rédacteurs du «Volksfreund», par la prochaine Chambre pour leur apprendre à avoir et à manifester des opinions politiques contraires à celles de ces Messieurs. — C'est là une plate niaiserie, ou une grossière injure pour ces Messieurs; c'est à eux à se l'expliquer.

Le spirituel correspondant du «Courrier» élève jusqu'aux nues les paroles de Mr. Simons qui n'ont eu pour effet que de faire rire l'assemblée; le sujet est trop dégoûtant pour que je m'y arrête; mais l'ami du «Courrier» voudrait pouvoir pour les 40 frs, inscrire le nom de l'honorable Mr. Simons au futur Panthéon Luxembourgeois avec la devise:

A Simons,
le Courrier reconnaissant

Que dira-t-on d'une idée comme celle-ci, si idée il y a: le peuple qui chez nous ne paie que 10 frs., quand en Belgique on en paie 40, est quatre fois plus souverain encore que le peuple belge.» L'ami, inventeur de l'arithmétique politique, se moque visiblement de la souveraineté du peuple et de son champion d'hier. L'Indépendance belge et les autres grands journaux de Bruxelles, ministériels jusqu'au bout des ongles, trouvent sans doute la constitution belge la plus libérale du monde; et l'ami correspondant qui lit la politique étrangère dans notre «Courrier» doit nécessairement être du même avis. Nous lui conseillons de se donner la peine de lire un Journal de Liège, ou la Nation, ou le Débat Social, ou le Journal de Charleroy etc. etc. et il changera bientôt d'avis, et ne dira plus que «le peuple belge n'a jamais espéré plus».

Le §. parlant de l'amnistie, nous l'avouons, nous est inintelligible; nous prions l'ami de ne plus écrire des énigmes. Nous n'en comprenons qu'une phrase; la voici: Mr. Ch. Metz pourrait apprendre au Volksfreund des choses qu'il ne connait pas.

On ne sait pourtant pas trop, si l'auteur a voulu dire que Mr. Metz pourrait apprendre au «Volksfreund» des choses que Mr. Metz ne connait pas — ou des choses que le «Volksfreund» ne connait pas et qui sont connues de Mr. Ch. Metz. La première version n'est guère probable; nous admettrons donc la seconde. Oui, Mr. Ch. Metz pourrait apprendre au «Volksfreund» comment on peut chercher à étouffer dans les langes deux journaux qui pourraient le troubler dans l'exploitation du monopole de la presse et de l'opinion publique; Mr. Ch. Metz pourrait apprendre au «Volksfreund», comment la souveraineté du peuple s'accorde avec les non-sens de notre constitution.

Oui, Mr. Metz pourrait nous apprendre comment on peut encore dans nos tems songer à une religion d'Etat; comment on allie l'égalité devant la loi avec des électeurs pour la Chambre, des électeurs pour les conseils communaux, et des citoyens qui ne sont pas électeurs du tout. Nous finirons par citer les paroles suivantes d'un journal belge qui, après avoir fait le tableau fidèle de la liberté et de l'égalité belges, tableau entièrement applicable à notre pays, continue en ces termes:

«Le pays est partagé en deux classes bien distinctes, absolument comme avant 1789. La bourgeoisie, c'est-à-dire la classe des propriétaires et des détenteurs du capital, enferme dans l'ilotisme politique l'immense majorité de la nation, le peuple, les prolétaires, les travailleurs. Seule elle participe à la confection des lois; et les lois sont faites pour elle, parce qu'elles sont faites par elle.

Aussi comprenons-nous à merveille la résistance opiniâtre des privilégiés qui refusent le droit électoral à cette classe opprimée par eux. Qu'ils y prennent garde cependant! Ce n'est pas seulement la royauté qui a succombé en

France; c'est, avant tout, le privilège qui soutenait la royauté. Le suffrage universel est ce grand niveleur qui, dans un tems donné, fera disparaître toutes les inégalités monstrueuses de l'ancien régime. Nous l'obtiendrons à notre tour. Nous l'obtiendrons pacifiquement, Dieu le veuille! — Mais que le privilégié ouvre les yeux assez tôt pour voir arriver l'orage, et qu'il écoute avant l'heure des révolutions la voix de la justice qui triomphera un jour, et la voix du peuple qui est la voix de Dieu.»

Für die Redaction: F. Schömann.»

Vier Nummern später hieß es in der Druckerangabe nur mehr: «Druck v. Franz Schömann in Luxemburg», ohne daß der nunmehrige Verlag bekannt gemacht worden wäre. Franz Schömann arbeitete «für die Redaction» nicht besser und nicht schlechter, als es J. Seelhoff getan hatte, obschon, bei einem gleichbleibenden Antiklerikalismus aus inländischen Federn, die Redaktionsschere stärker in Gebrauch zu kommen schien. Wiewohl Franz Schoemann «für die Redaction» handelte, ließ er doch in der 72. Nummer mitteilen:

«§. 3 unserer Statuten, der unseren Actionären die Einsicht in unsere Bücher offen stellt, veranlaßt uns zu der Bitte an verschiedene auswärtige Freunde, den Betrag der ihnen quittirt zugeschickten Rechnungen für Annoncen gütigst ehestens uns übersenden zu wollen.

Das Redactions-Comité.

Da das Lokal des Redactions-Büreau's getrennt ist von dem der Druckerei, so ersuchen wir alle für uns bestimmte Zusendungen «an die Redaction des Volksfreund» zu adressiren.»

Hatte der Schriftleiter nun eigentlich seinen Arbeitsraum in der Druckerei oder der Drucker seine Leitstube im «Lokal der Redactions-Büreau's»?

Über die eigentlichen Geldgeber der Zeitung sprachen sich nacheinander C. T. André, am 19. August 1848 im

«Courrier», und, am 15. November 1848, dieser «Courrier» selber zwar weitschweifig, aber unmißverständlich folgendermaßen aus:

«Herr Redacteur!

Ich hatte der Redaction des Volksfreundes beiliegenden Artikel zugesandt, in dem Wahn, der Volksfreund als Philosoph, für den ich ihn bisher ansah, hielte Selbsterkenntniss für die höchste Weisheit. Allein wir sind noch lange nicht an dem; der Volksfreund versteht durchaus keine Philosophie, wenn es sich um seine Person handelt, und anstatt den Artikel einzurücken, schickte er mir denselben zornglühend zurück mit folgendem Begleitschreiben:

«Kann gegen baare Entrichtung der Insertionsgebühren Aufnahme finden. Im andern Falle sehen wir sehr gern die Spalten anderer Zeitungen mit diesem Artikel geschmückt»

Wie gefällt Ihnen die baare Entrichtung, Herr Redacteur? Dieser schnöde Freund des Volkes dem ich 50 Franken geliehen — denn ich bin einer von seinen Aktionären — ehe er noch auf der Welt war*) würde mir heute nicht einmal eine Insertion kreditiren!

O Dankbarkeit du bist ein leerer Name! doch das ist noch nicht Alles.

Eine Erklärung worin ich die öffentliche Meinung, die mich als den Verfasser eines vor mehreren Tagen bei Behrens Sohn erschienenen Aufrufs an das Luxemburgische Volk angiebt, als irrig bezeichnete, und um deren Veröffentlichung ich gebeten hatte, wurde mir mit folgender Bemerkung zurückgeschickt:

«Gegen Insertionsgebühren von Fr. 2,45 (10 Zeilen und Stempel (aufzunehmen).»

Dann endlich war der Merkur der mir dieses überbrachte, mit einem Zettel versehen, worin ich aufgefordert wurde, mein (noch nicht fälliges) Abonnement auf den Volksfreund zu entrichten.

*) Heute würde es nicht mehr geschehen.

Sie sehen wie der Volksfreund mit den Leuten umzuspringen weiß! Ich schicke ihm in der besten Absicht von der Welt, was er schon häufig dankbar von mir angenommen hat, einen Artikel für seine Sonntagsnummer, und anstatt den fraglichen Aufsatz einzurücken, verlangt er von mir:

1° Baare Insertionsgebühren;

2° 5 Franken Abonnementspreis, und

3° Zur Abwechslung wieder 2 Fr. 55 Ct. Insertionsgebühren! Dreimal hintereinander Geld! Ich bitte Sie Herr Redacteur, als ob ich Beruf hätte, den Volksfreund, bei dem, ich gebe es zu, dieser Artikel vielleicht sehr knapp sein mag, auf meine Kosten zu bereichern?

Es ist eine bekannte Wahrheit, die man auch, ohne den Volksfreund zu lesen, wissen kann, dass äzende Mittel, welche die gesunde Haut nicht beschädigen, einen brennenden Schmerz verursachen, wenn sie auf wunde Stellen applizirt werden. Gerade so verhält es sich mit der Kritik, die das äzende Mittel im moralischen Sinne ist; sie brennt nur dann, wenn sie wirklich schadhafte Stellen trifft.

So schließe ich denn aus dem Benehmen des Volksfreundes, daß ich wirklich die wunden Stellen bei ihm berührt habe, und ersuche Sie, Herr Redacteur, den von ihm verschmähten Artikel, in Ihr geschätztes Blatt aufnehmen zu wollen.

C. T. André.

Luxemburg, den 9. August.

«Sine ira et studio.»

Der Volksfreund ist in der letzten Zeit von vielen Seiten heftig angegriffen worden. Abgesehen von der wenig attischen Form, in welcher dies geschehen, und einigen unedlen Persönlichkeiten, die eher auf die Straße als in die Colonnen einer sich selbst achtenden Zeitung gehören, haben wir dem Volksfreund jene Zurechtweisungen von Herzen gegönnt. Wir sind weit entfernt, und wir glauben mit uns ein großer Theil des lesenden Publi-

kums, der Haltung dieses Blattes in Allem beizutreten. Wir vermissen vor Allem jene Sicherheit in Verfolgung seiner Tendenz, die das untrügliche Kennzeichen eines guten Blattes ist. Man sieht es ihm an, daß nicht nur eine vielköpfige Redaction — aus den heterogensten Elementen zusammengewürfelt — sondern sogar der Barometerstand der öffentlichen Meinung, einen verderblichen Einfluß auf sein entschiedenes Auftreten ausüben. Heute Reformator, der sich bis zur Nebelhöhle Proudhon'scher Theorien erhebt, sinkt der Volksfreund Morgen bis zum plattesten Spießbürgerthum herab. Neben sehr guten Artikeln lesen wir in ihm manchmal das abgeschmackteste Zeug, wirklicher Schund. Vieles enthält er, was als reine Theorie gar nicht in eine Zeitung gehört, wo man unwillkürlich versucht ist, zu glauben, der Verfasser selbst habe seine Arbeit nur als Stylübung betrachtet. Die ganze Wahrheit zu sagen hatten wir ihn manchmal im Verdacht, die mit Nr. 1 gekrönten Pensa unserer Gymnasiasten, als Zeitungsartikel aufzutischen. Auch können wir an ihm nicht ungerügt lassen, daß er in seinen Kreuzzügen gegen die Geistlichkeit oft die Schranken der Mäßigung und der Wahrheit überschreitet; Anklagen, förmliche Anklagen erhebt — wie neulich gegen die angeblich erschlichene Unterschrift des Pfarrers Wirth — und wenn es auf Beweise ankommt, sich beschämt zurückzieht und die verletzendsten Dementis, ohne auch nur ein Wort darauf erwiedern zu können, einschieben muß. Solche Unbesonnenheiten — denn an eine absichtliche Entstellung der Wahrheit von Seiten des Volksfreundes glauben wir nicht — wenn sie sich wiederholen, richten jedes Blatt unfehlbar zu Grunde.

Weit mehr als Alles bisherige, schadet jedoch dem Volksfreunde jene großartige Inconsequenz, die sich vom Anfang seines Entstehens bis zum heutigen Tage, wie ein rother Faden durch seine ganze Existenz zieht. Er tadelt, und mit Recht, unsere Constitution und das ganze System unter dem wir bisher gestanden und noch stehen, als reaktionär und verwerflich, während er sich auf der

andern Seite die Aufgabe stellt, die Männer des Systems, unsere Regierungsräthe, denen jene Constitution noch 99 p. c. zu liberal ist, und die es sich gewiß werden angelegen sein lassen, ihr die ohnehin verkrüppelten Glieder auf dem Prokustesbett des alten Büreaukratismus zu verrenken, — der öffentlichen Meinung gegenüber in Schutz zu nehmen.

Und warum? wir können uns keinen andern Grund denken, als: weil die Generalverwalter Aktionäre des Blattes sind. Wir ehren diese zarte, auf 50 baare Franken basirte Rücksicht, aber zum Verrath am Vaterlande, darf sie dennoch den Volksfreund nicht verleiten. Die Herren haben ihn überdies öffentlich verläugnet und dadurch aller Verpflichtungen enthoben. Wenn ich Volksfreund wäre, ich würde jedem derselben den Betrag seiner Aktien zurücksenden, und zwar dem Herrn Simons zuerst, angesehen, daß er diesen Wunsch im Angesicht des ganzen Landes feierlich geäußert hat und außerdem noch Familienvater ist, mit der Zuschrift «Herzvergifter, wir sind quitt!»[1])

Nichts ist drückender als die Wohltaten eines Feindes! Warum entledigt sich der Volksfreund nicht dieser schmachvollen Fesseln, die ihn an Leute ketten die sich seiner schämen?

Was soll übrigens noch in Zukunft werden, wenn sie schon jetzt, wo ihnen das Wasser bis an die Zähne geht, und wo nur die Großmuth des Hrn. N. Metz und seiner Freunde sie vor dem Ertrinken rettete, wenn sie schon jetzt, so hochfahrend gegen den dienstbeflissenen Volksfreund sind!

Möge er nicht, wenn der Unstern des Landes jene Männer am Ruder erhält, Ursache haben, mit Sallustius auszurufen: «Führt doch das Glück oft weise Männer in

[1]) Reminiscenz aus Schillers Kindesmörderin. — Diese Anmerkung gilt eigentlich blos dem öffentlichen Ministerium, welches die Worte sonst als Injurie, mit dem erschwerenden Umstand der Öffentlichkeit, ansehen könnte.

Versuchung, wie war von so verderbten Menschen Mäßigung im Siege zu erwarten?[2])

Sollte nichts von dem kriegerischen Geiste des Grenzboten in sein kaltes Fischblut übergegangen sein? Wir wagen es nicht zu hoffen. In dem Fall aber weinen wir eben so aufrichtige Thränen, wie Herr Simons darüber, daß wir in einer schwachen Stunde Aktionär des Volksfreundes geworden sind. Einer unserer Freunde meinte, er ließe sich lieber 50 Franken heißglühend in den Hals gießen, als sie zur Stütze unserer Regierung zu verwenden, und wir finden daß er so ganz Unrecht nicht hat.

Die Regierung unter der wir seufzen, hat ihren moralischen Halt im Volke verloren, unser Staatsschifflein hat zu sehr vom Sturme gelitten, sein ganzes Takelwerk ist zerrissen, sein Steuerruder von den Wogen zerschmettert. Es kann noch einige Zeit auf den Spitzen der Wellen tanzen — am ersten Riff, dem es nahe kommt — und wir hoffen das wird die zu wählende Kammer sein — muß es zerschellen. Der Volksfreund aber, falls er darauf besteht, die Reise auf dem lecken Fahrzeug fortzusetzen, wird ein frühes Grab in den Wellen finden.

Zum Schlusse können wir uns nicht verhehlen, daß ein großer Grad von Selbstverläugnung von seiner Seite dazu gehört, um Vorstehendes in seinen Spalten zu veröffentlichen; allein Wahrheit, ungeschminkte Wahrheit ist unser Losungswort, und er hat uns seiner Zeit oft genug abgekanzelt, um dies Opfer, das wir von ihm verlangen, als ein Sühnopfer zu betrachten. Außerdem sind wir unvermeidlich, will der Volksfreund nicht, nun, so werden andere Blätter wollen.»

«..... L'ami à ce métier
Peut perdre impunément de l'encre et du papier.

[2]) Cat. cap. 11. — Diese Worte möge nicht nur der Volksfreund sondern jeder der sich irgendwie gegen das ehemalige Regierungs-Collegium ausgelassen hat, beherzigen.

Wendelin Jurion
Mitglied der Ständekammer und des Staatsrats

Staatsrat Johann Ulveling

Abonnements-Preis
...

Der Patriot.

Pei Postort
...

Organ zur gesetzlichen Vertheidigung und Fortbildung unserer Institutionen.

№ 1. Sonntag, 1. Juli 1849

Programm des „Patrioten."

Der Charakter des Jahrhunderts ist ein ernster, ruhiger, besonnener. Er ist Fortschrittsstaat, schritt auf und um Entwicklung jede ungerechte Hemmung erstürmen, aber er liebt sich nicht gern barrikiren; er überlegt und ermißt, ehe er handelt. In einer Zeit wie die jetzige kann es von diesem seinem Charakter, welcher der ruhigen, unterschätzenden Diskussion so gern sich röhmt, nur Segen geben.

Der Charakter der Franken, wie er durch die Herrschaft der Klassenkämpfe hervorgerufen worden, hat sich längst in sein Gegentheil verkehrt. Die Völker, die damals so viel besaßen, wagen heute kaum noch Etwas zu besitzen.

Es ist hier nicht der Ort darzulegen, wie das Alles geschehen, aber es ist so, ist z. B. verhältnißlose Furcht ist nicht ohne Schuld an ihrem eigenen Unglück; sie verwechselte Besonnenheit, Vorsicht, mit Charakterlosigkeit, Muthlosigkeit, Feigheit. Es verwechselte Ruhe in Gefahr mit Ruhe nach vollbrachter That. Der Uebergang von der Furcht, daß die Massen sich weiter gehen, zu der, daß sie sich thätigen setzen in einem plötzlich erregtem Selbstgefühl, daß sie sich thätigen setzen in einem plötzlich erregtem Selbstgefühl, daß aber, als es Ernst wurde, sie die Zügel im Stiche ließen.

Fahren wir ein Beispiel an. Niemand vermag zu bestreiten, wollen der reinen Thatsache, in Folge der preußische Nationalversammlung bei der bekannten Katastrophe angetasten, gestehen hier, wenn es vorn Preuß. Volke und Europa durchgesetzt werden. Ohne einen Tropfen Blut, ohne die geringste ungerechte Handlung wurde es das preußische Ministerium zum Nachgeben gezwungen haben. Einen Weg wurde nicht gesuchen. Warum? Weil das Volk nicht rief und daher nicht vorhanden war; weil es seine Fachkämpfer, aber nicht den gesammte Masse nicht zur Standhaftigkeit zu bestimmen wußte.

Es ist noch ein langer Weg der Verwirklichung nöthig, um das Ziel zu erreichen, das jenem Nationalvereinsrufe vorschwebte: Sandigung, Bildung, Einheit und wichtige Beantwortung aller Verhältnisse, basirend auf voller Selbstständigkeit des Individuums, ohne welche die Freiheit nicht denkbar ist, die ganzen Völker vorhanden zu sehen.

Unsere Constitution bietet den Individuen genug und mehr als genügende Garantien, indessen nun gewissen Schriftsteln, die aus dem allgemeinen Schiffbruche, an den Franken überall gelitten, noch gerettet zu sehen.

Unsere Constitution spricht aber nur Grundsätze aus; noch ist sein einziges derselben verwirklicht. Zur Verwirklichung derselben benutzen Gesetze, daß wir in unserer Constitution niedergelegten Grundsätze im liberalsten Sinne auszubilden und dem allgemeinen Verständnisse näher zu bringen suchen, das ist das Ziel, das sich unser Organ gestellt hat zu dem wir glauben uns der Mitwirkung aller patriotischen Männer zu Versuch versichert halten zu dürfen.

Wir werden offene Augen haben für jeden muthlichen Fortschritt, wir sich bei unsern Nachbarn erregen und suchen es wie für unsere Verhältnisse Augen daraus sichen können.

Wir sind weiter freundlich noch sonstlich gegen die jetzige Regierung gesinnet, wollen aus ihr gegenüber unsere volle Unabhängigkeit. Wir werden, daß es seine Kräfte wieder nicht herauf anlegen, wir an die Spitze der Verwirklichung stehen, sondern uns vermeidet wird.

Dem großen Drama gegenüber, das jetzt in Deutschland gespielt wird, gestehen wir vorläufig parteiliche Zuschauer zu bleiben. Der Zeitraum der drohenden Gefahr hat sich zu oft über die trockenen Zeiten als ein Traum erwiesen. Solche Erfahrung in Deutschland nehmen, das man sich noch sagen. Wir haben in Frankfurter Versammlung vor den Augen das abwesende Mißtrauen der Nationen, in Berlin vor uns haben das einzige Mittel gegen die Gefahr, die Gewalt legen und wollen daher für unsern eigenen Haushalt vor Allem sorgen.

Die Tagesgeschichte werden wir so rasch als möglich unternehmen suchen und da wir für unser bisheriges Blatt auf Originalcorrespondenten meist werden verzichten müssen, so werden wir diese Lücke durch das Zusammenlesen der Blätter der verschiedenen Farben zu ergänzen suchen.

Auf die materiellen Interessen unseres Landes werden wir unser besonderes Augenmerk richten; jeder Beitrag darüber ist uns besonders willkommen.

Bei Allem sei ruhige Besprechung, leidenschaftliches aber um so mehr die wirkliche Freiheit bedacht, endlich, die wir dem Publikum gegenüber zu erfüllen streben.

Und so stehen wir in dem neuen Organe unseres Vaterlande an nicht unwichtigem Gebiete zu wachen. Den der Geist der Aufgabe durchdringen, bitten wir unsere Leser, besonders zur den Anfang, etwas Nachsicht gegen uns zu üben. Unser Blatt sowie Zeit immer näher zu führen, wird unser eifrigstes Bemühen sein.

Großherzogthum Luxemburg.

L'insurrection badoise et du Palatinat succombe, nous nous en affligeons si nous devons applaudir à sa chute, à la déplorer. Nous reconnaissons au peuple le droit de la révolte, comme dernière ressource; et nous avons cette révolte se trouve légitimée, non au suivant quelle est générale ou partielle, mais dès que le peuple qui a eu recours à cette extrême arme, y a été poussée par une nécessité absolue.

Pour apprécier cette nécessité, chaque homme un prisme différent, selon l'opinion politique qu'il professe et la connaissance des événements qui mènent la levée de bouclier. Nous, qui jugeons les événements de Bade et du Palatinat à distance, et sur le rapport des journaux, nous déplorons aussi des affaires de ces pays. — Le Palatinat a depuis été traité par la Bavière en pays conquis. Les institutions en tant de choses différentes de celles de la mère patrie, se sont toujours vues opposées à une invasion étrangère. Le caractère des Bavarois et des Palatins a trop de points semblables, le gouvernement de la métropole pesait trop lourdement sur la province rhénane, pour que cette année des deux pays ne fut exposée à une rupture violente, des quels Bavière ne voulait accepter le Palatinat, mais comme une colonie que comme une province unie. Si l'on admet que la révolution belge contre la Hollande a été légitime, il faut admettre que le Palatinat était dans son droit; les situations étaient analogues. La Belgique comme dans le Palatinat, quelques points communs eussent éprouvé beaucoup de désordre et de sang; la Belgique, qui avait à sa disposition beaucoup plus de force, de valeur et d'intelligence, a reconquis son individualité; le Palatinat qui s'est levait contre une longue compression, n'a pas eu cet élan de patriotisme, qui est la preuve la plus évidente de la maturité pour l'indépendance politique. Ce que nous déplorons dans l'insurrection du Palatinat, c'est l'absence d'un homme énergique, qui eut inspiré au mouvement une marche régulière, qui eut ralié autour de lui le talent et l'intelligence, et qui eut combattu pour l'indépendance de sa patrie, sous par une levée de boucliers désordonnée, qui comme de la lie du peuple, mais par une marche régulière, légale et résolue ne pas être, qu'elle était plus [illegible]

Nous ne pouvons admettre que des hommes de cette trempe ne se trouvent pas dans le pays; ils y sont, et par cela même qu'ils n'ont pas pris part au mouvement, il en semble résulter la preuve qu'ils le condamnent. Cet arrêt, nous ne pouvons l'admettre tout à fait, et il nous semble, que si le Palatinat s'est trop hâté; si les hommes modérés qui sont en plaidé qui étaient à la tête de la révolte, n'ont pas assez examiné, si déjà la nécessité de recourir aux armes était immédiate, que cependant il n'y a pas lieu d'applaudir à leur chute, car de ce désordre actuel se sont élevés un peuple, quoiqu, quelque petit qu'il est été, mérite la place qu'il aspirait à conquérir. — Et si nous nous demandons, quel est la cause qui a provoqué principalement cette malheureuse révolte, nous ne pouvons la trouver que dans l'inconcevable insouciance de la cour de Wittelsbach, ou de leurs gouvernements, qui repoussait aujourd'hui ce qu'ils provoquaient hier, et s'obstinait de vouloir ce qu'ils ont nié.

Si nous reconnaissons qu'une [illegible]

Der Patriot
„Organ zur gesetzlichen Vertheidigung und Fortbildung unserer Institutionen"

Das Illustrationsmaterial
stammt aus den Sammlungen des Staatsarchivs und der Nationalbibliothek.

Die Photos wurden geliefert
von Marcel Schroeder und Dominique Krier.

Comme M. Jurion le disait dans un sens politique de M. André, il y a des gens dont on se félicite de ne pas avoir les sympathies: leurs éloges vous feraient mal.

Sous ce point de vue, nous n'avons rien à désirer dans nos rapports avec l'ami du peuple; il continue avec persévérance et courage à déchirer les hommes du Courrier, et s'ils n'avaient la peau un peu dure, ces blessures seraient dangereuses, car ce sont des dents d'affamé qui, pour mordre, servent au Volksfreund.

Si c'est légèreté, méprisons; si c'est folie, ayons-en pitié; si c'est dessein de nuire, pardonnons. — Pensée sage que nous avons lue il y a quelques jours.

Le public ne sait pas encore quel danger menaçait le Volksfreund. Il y a deux mois, nous nous sommes tus, parce qu'il faut ménager et plaindre les malades, le pauvre ami du peuple se mourait d'inanition; il a fallu pour le sauver, un miracle renouvelé de l'Ecriture sainte: la manne gouvernementale est, comme du ciel, tombée sur lui, et il revit.

Le Luxembourg est bien aveugle aussi et bien ingrat; aveugle de ne pas voir tout l'avantage qu'il y aurait pour lui dans ce magnifique système du suffrage universel et de communisme dont l'ami du peuple est l'apôtre chez nous; il est bien ingrat, car, lorsque l'on s'appelle Hirsch ou Seelhoff, l'on a droit d'être écouté dans le Luxembourg quand on parle religion et nationalité: on y est autrement compétent que les hommes inconnus et intéressés du Courrier.

Nos lecteurs comprendront facilement que si nous nous occupons du Volksfreund, c'est pour nous occuper de toute autre chose. Son nom se rattache à des principes constitutionnels, discutés à une des dernières séances de la Chambre, et où M. Simons nous paraît avoir complètement méconnu l'esprit d'un gouvernement représentatif.

Nous le disons franchement, nous connaissons depuis deux mois les rapports nouveaux et extraordinaires qui unissaient le Volksfreund au gouvernement, nous n'avons

pas voulu parler, nous avons craint d'irriter les esprits contre un gouvernement qui pour l'Assemblée nationale du pays montrait tant de dédain: aujourd'hui les ménagements sont inutiles.

On se rappelle la récente interpellation faite au gouvernement à l'occasion d'un article du Volksfreund, dans lequel un oiseleur chansonne la représentation nationale: cette plaisanterie a sans doute été provoquée par une caricature publiée à Francfort et représentant le Parlement transformé en une ménagerie d'oiseaux, chamarés de plumes plus ou moins brillantes. Les têtes sont reconnaissables. A l'acheteur qui se présente, on refuse de vendre tel ou tel oiseau bien connu, sous prétexte qu'il est vendu déjà, faisant allusion ainsi à une idée répandue, que des membres du Parlement de Francfort s'étaient laissés acheter dans les intérêts anglais: notre chanson n'avait pas cette portée grave, et au lieu d'y voir du mal, il fallait y voir de l'esprit. Ce caractère est assez rare chez l'ami, le ridicule qu'il déverse d'ordinaire sur les hommes que le pays honore de son choix, n'a pas toujours un aspect aussi fin.

Il faut se rappeler ici, qu'à la dernière session de l'Assemblée nationale, cette séance délicieuse, a dit le Volksfreund, le gouvernement a été interpellé sur l'appui qu'il prêtait à un journal qui paraissait avoir pour mission de déconsidérer les membres de l'Assemblée nationale, et les résolutions qu'elle adoptait.

On sait comment le gouvernement s'est défendu de cette imputation, et comment M. Simonis s'écriait alors: Qui me rendra mon argent, je voudrais bien ravoir mon argent. Les tendances, comme les faits et gestes du Volksfreund, ne furent d'ailleurs pas contestés.

Or, il est arrivé que dans le mois de septembre de cette année, la direction du Volksfreund réunit ses actionnaires en assemblée générale: la circulaire annonçait pompeusement que le Volksfreund avait rempli en tous points le but de sa création, que le pays l'aimait et qu'il pouvait voler de ses ailes: on sait ce que cela veut dire en finances: la

direction annonçait gracieusement qu'elle donnerait aux actionnaires la propriété du journal que les statuts assuraient cependant à la direction.

A la première réunion on ne vint pas: une seconde circulaire fut plus pressante, et fit connaître alors que sans un secours de 500 fr. le journal devait cesser au 1er octobre.

Cette fois il s'agissait d'argent, les actionnaires en furent éveillés, quelques-uns vinrent, ce furent MM. Cahen, Baudoin, Dasselborn, comte de Villers, Papier, et voilà nos actionnaires d'écouter.

La direction leur apprend que le capital social a disparu; et qu'il faut, sous peine de mort, un secours de 500 frs., c'est-à-dire 25 francs par action. Sur les observations des actionnaires présents, la direction exhiba les lettres par lesquelles ce versement nouveau est promis par M. Jurion pour lui une fois, pour un anonyme deux fois, par M. Ulveling, par M. Simons, par M. Schon.

On procéda alors à la signature des actionnaires présents, MM. Cahen, Baudoin, Dasselborn s'excusèrent; M. le comte de Villers et Papier prirent, et ainsi se réalisèrent 8 arrosements dont 6 par les membres du gouvernement et 2 par la direction de l'enregistrement.

Sur l'interpellation de M. Spanier, M. Simons qui avait dit: rendez-moi mon argent, a été amené à expliquer pourquoi il en avait donné encore.

Ses explications n'ont pas été heureuses:

«Le principe de liberté s'étend à toute espèce de presse: lui, il soutiendra la bonne et la mauvaise presse, il aura de l'argent pour toutes deux, etc., etc.,»

Bien mauvaise raison comme citoyen, plus mauvaise raison comme administrateur.

Le plus grand fléau de la société, le plus dangereux est certainement la mauvaise presse; le devoir de tout bon citoyen est de l'étouffer et non pas de la nourrir: et que penser d'une administration supérieure dans un pays qui stipendie de ses deniers, le journal qui s'attaque aux lois

votées par la représentation nationale, qui ridiculise les hommes que la nation a honorés de son choix.

Aider directement ou indirectement à enlever aux lois et aux hommes qui les font, le respect qui leur est dû par les masses, c'est bien certainement la faute constitutionnelle la plus grave qu'une administration puisse commettre.

On ne détruit pas impunément le respect que l'on doit aux choses religieuses, on ne détruit pas impunément le respect du pays pour les hommes et les choses dans lesquelles le pays doit avoir confiance: c'est aussi une espèce de culte que doivent, au lieu de le compromettre, chercher à entretenir ceux qui sont commis à l'administration du pays.

Nous avons voulu le taire, tant que l'administration était au pouvoir, mais sa conduite est sans exemple, et les principes de M. Simons doivent recevoir la plus énergique réprobation de tous les bons citoyens.»

Am Ende der sechsten Nummer, vom 14. Januar 1849, stand dieser Brief zu lesen:

«Luxemburg, den 13. Januar 1849.

An das Redactions-Comité des Volksfreundes!

Mit Freuden habe ich mich bis jetzt am Volksfreunde betheiligt, weil ich in demselben immer ein patriotisches und des Landes in jeder Beziehung höchst nöthiges Organ erblickte.

Es gereicht mir daher zum aufrichtigen Schmerze, Ihnen anzeigen zu müssen, daß überhäufte Amstgeschäfte mir es für jetzt unmöglich machen, meine Stelle in der Redaktion ganz ausfüllen zu können; ich bitte Sie daher, mein Ausscheiden aus der Redaction zu genehmigen, jedoch versichert zu sein, daß ich auch in Zukunft ihrem Organe, so lange es der bisherigen Tendenz treu bleibt, die wärmeste Theilnahme widmen werde.

Da wir bei der Gründung des Blattes eine Ehrenpflicht, den Herren Actionären gegenüber, übernommen haben, nämlich die, diesem Organe mit allen Kräften treu zu

bleiben, so bitte ich Sie, dieses mein Schreiben veröffentlichen zu wollen, damit die Herren Actionären meinen Schritt in keiner Beziehung mißdeuten mögen.

Empfangen Sie meinen brüderlichen Gruß.

P. Schon.»

Diesem Schreiben, das mehr durchscheinen ließ, als die Sätze aussagten, da sie auf gewisse Unstimmigkeiten zu schließen zwangen, hatte der Schriftleiterausschuß folgende Zeilen beigefügt:

«Indem wir unserm werthen Mitarbeiter für seine bisherige Theilnahme unsern innigsten Dank aussprechen, hoffen und wünschen wir, daß seine Berufsgeschäfte ihm bald wieder erlauben mögen, seine Mußestunden unserm patriotischen Werke wie bisher zu widmen. Wir werden daher auch seinen Platz in der Redaction vorläufig unbesetzt lassen.

Die Redaction.»

Die Redaktion durfte das umso freier tun, als die Anstrengungen der einzelnen Schriftleiter so sehr auf ein Minimum herabgedrückt wurden, daß der Inhalt, trotz seinen zwei- oder gar dreisprachigen Beiträgen, immer dürftiger und — für die politisch-polemischen Artikel — fortschreitend einseitiger wurden. «Courrier», «Wort», Norbert Metz, die klerikale Partei und das Priesterseminar waren die bleibenden Angriffsobjekte des Blattes. Freilich hatten die Artikel weniger Redaktionsmitglieder als ungenannte Briefschreiber zu Verfassern. Mehr und mehr gewann die «Politische Übersicht», welche sich vor allem mit deutschen Fragen beschäftigte, an Raum, da sie allmählich sich die vierte, die dritte und einen Teil der zweiten Seite eroberte.

Am 18. Februar 1849 brachte Fr. Schoemann die nachfolgende «Berichtigung» zum Ausdruck:

«Den auswärtigen Abonnenten des Volksfreundes hiermit die Anzeige, daß ich seit der Verschmelzung des Grenz-

boten mit dem Volksfreunde durchaus nicht mit dem Einkassiren der Abonnements- und Insertionsgebühren zu thun habe, indem es reine Sache der Redaction des Volksfreundes ist; daher alle Correspondenzen und Gelder «an die Redaction des Volksfreundes, Pastorsstraße (Rösershaus), in Luxemburg» zu adressiren sind.»

Obwohl also Fr. Schoemann «für die Redaction» zeichnete, hatte er mit der Redaction nichts zu tun.

Zu welchen Redaktionsabenteuern der Kampf gegen die Metz-Brüder führen konnte, erhellt aus einer Episode, die der «Volksfreund» selber in dieser Form am 18. Mai erzählte:

«Erklärung.

Am vierzehnten April kam ein Mann auf unser Büreau, mit einem Artikel, den er im Volksfreund abgedruckt zu sehen wünschte.

Auf unsere Bemerkung, daß wir in den uns ganz fremden Eicher Lokalstreitigkeiten nichts mehr ins Hauptblatt aufnähmen, verlangte er, den Artikel in den Annoncen abgedruckt und bezahlte sofort die nicht unbedeutende Annoncengebühren. Als wir ihm bemerklich machten, daß der Artikel einen verantwortlichen Verfasser haben müsse, unterzeichnete er denselben in unserer Gegenwart: Hubert M. und sagte, er wohne zu Eich.

So erschien jener Artikel in Nr. 45 des Volksfreundes unter den Annoncen.

Hr. Hertert, aus Eich, glaubte diesen Artikel auf sich beziehen zu müssen, und leitete die Verläumdungsklage ein; aber wie mußten wir erstaunen, als die Nachricht kam, daß in Eich kein Hubert M. zu finden sei. Dreimal haben wir seitdem diesen angeblichen Hubert M. öffentlich aufgefordert, in unserm Büreau zu erscheinen. Hubert M. erscheint nicht. Wir haben dieselbe Aufforderung der Redaktion des Luxemburger Wortes und des Courriers zugehen lassen, um sie gegen Bezahlung der Insertionsgebühren abzudrucken. Das Luxemburger Wort brachte

sie in seiner Nr. 55, der Courrier, obgleich diese Aufforderung dessen Redacteur persönlich eingehändigt wurde, nicht.

Hubert erscheint nicht. Wir glauben daher, daß der Hubert gar nicht existirt. Daß ein feiger Verleumder uns durch eine falsche Unterschrift betrogen; da dieser Mann aber, so ohne weiteres die Kosten bezahlte, so vermuthen wir, daß noch Andere hinter ihm stehen. Wir bitten Jeden, dem Untersuchungsrichter in der Auffindung dieses angeblichen Hubert behülflich zu sein. Die Unterschrift befindet sich in den Händen des Hrn. Untersuchungsrichters und irgend Jemand wird doch die Handschrift erkennen. D.R.»

Gegen Ende des Monats Mai verlangte die Schriftleitung in fortgesetzt erscheinenden und fett gedruckten «Dringenden Bitten», die ausstehenden Guthaben «per Post einzusenden». Am 8. Juni wurde mitgeteilt, daß ein Sonderbote die rückständigen Gelder einsammeln würde. Die Inlandsbeiträge politischen Inhaltes fehlten fast gänzlich. Irgendetwas schien nicht mehr zu klappen. Am 27. Juni erschien unter den Anzeigen diese Mitteilung:

«Nicht zu übersehen!

Nach einem mir zugegangenen Schreiben der bisherigen Redaktion des Volksfreundes und nach mündlicher Erklärung derselben wird der Volksfreund mit Ende dieses Monats zu erscheinen aufhören.

Ein wahrheitsliebendes, unparteiisches, keine persönliche Zwecke verfolgendes und freisinniges Organ, scheint mir bei uns zu sehr Bedürfniss, als daß ich nicht Alles aufbieten sollte, ein solches wieder zu gründen.

Ich werde daher vom 1. Juli an ein Solches auf eigene Rechnung und unter eigener Verantwortlichkeit zu dem bisherigen Preise des Volksfreundes und an demselben Tage, wie dieser erscheinend, herausgeben.

Mein Bestreben wird es sein, die Lücke würdig auszufüllen, die durch das Wegfallen dieses Blattes in unserer

politischen Literatur zu entstehen droht. Ich habe mich der Mitwirkung tüchtiger Kräfte versichert und werde suchen, immer tüchtigere für dieses Unternehmen zu gewinnen.

Ich bitte daher sich rechtzeitig, Auswärtige auf der Post, abonniren zu wollen. Die bisherigen Abonnenten des Volksfreundes werden als Abonnenten des neuen Blattes angesehen, wenn sie nicht die Annahme der zweiten Nummer — da die erste als Probenummer gelten soll — verweigern, oder, was vorzuziehen wäre, vor dem ersten künftigen Juli kündigen. Abonnements und Annoncenbedingungen bleiben die bisherigen des Volksfreundes.

F. Schoemann, Buchdrucker, Louvignystraße.»

In der letzten Nummer wurde diese Anzeige ergänzt durch den Vermerk, daß das neue Blatt den Namen «Der Patriot, Organ zur gesetzlichen Vertheidigung und Fortbildung unserer Institutionen» führen werde.

Der «Abschied vom Leser», den die alte Redaktion der Nummer vom 29. Juni voranstellte, war nichts weniger als eine Kapitulation vor den Schwierigkeiten der Zeitverhältnisse. Weil die Versprechen der Märztage von 1848 nicht hatten erfüllt werden können, zogen die leitenden Männer kurioserweise den Schluß, daß ihr Weiterkämpfen keinen Zweck habe, obschon der gesunde Menschenverstand, welcher stets der Logik dient, genau das Gegenteil gefordert hätte.

«Wären wir in einem großen Lande, wahrlich wir würden nicht aufhören, das Recht und die Wahrheit zu vertreten. Aber in unserm kleinen Lande, was soll da noch ein Blatt wie der Volksfreund? Diese Frage legten wir uns vor und darum der Abschied. Kommen bessere Zeiten, so werden wir nach Kräften der guten Sache uns weihen, heute wäre unsere Tendenz für unser Land nur unzeitgemäß.»

Dem Leser mußten solche Ausführungen umso merkwürdiger und inkonsequenter erscheinen, als ein F.

Schoemann ohne weiteres imstande war, ein neues Organ in den alten Bahnen weiterwirken zu lassen.

«DER PATRIOT»

Was war mit dem Erscheinen des «Organs zur gesetzlichen Vertheidigung und Fortbildung unserer Institutionen: Der Patriot», dessen erste Nummer am Sonntag, den 1. Juli 1849, erschien, nun eigentlich im Gesamtbestande der «politischen Literatur» geändert worden? Außer dem Titel einer Zeitung und dem Schlußvermerk: «Herausgeber, Verleger und Drucker: Fr. Schömann, in Luxemburg» nicht das geringste, da das neue Blatt — Sonntags, Mittwochs und Freitags erscheinend — wie das alte aussah und denselben schwachen Oppositionsgeist durch seine Kolumnen wehen ließ. Freilich hörte sich das «Programm des «Patrioten», seiner holperigen Form zum Trotze, gut hausbacken an:

«Der Karakter des Luxemburgers ist ein ernster, ruhiger, besonnener. Er ist Freiheitsliebend, fühlt tief und mit Entrüstung jede ungesetzliche Hemmung derselben, aber er läßt sich nicht gern hinreißen; er überlegt und erwägt, ehe er handelt. In einer Zeit wie die jetzige kann er von diesem seinem Karakter, welcher der ruhigen, leidenschaftslosen Diskussion so gern sich öffnet, nur Nutzen ziehen.

Der Taumel der Freiheit, wie er durch die Februar und Märzrevolutionen hervorgerufen worden, hat sich längst in sein Gegentheil verkehrt. Die Völker, die damals so viel hofften, wagen heute kaum noch Etwas zu hoffen.

Es ist hier nicht der Ort darzulegen, wie das Alles gekommen, aber so viel ist sicher, die s. g. demokratische Partei ist nicht ohne Schuld an ihrem eigenen Unglück; sie verwechselte Volksherrschaft, Demokratie, mit Ochlokratie; sie übersprang ein paar hundert von Jahren,

glaubte die Massen reif, die es noch nicht waren und nicht sein konnten. Der Übergang von gar keinem politischen Rechte zu jedem war ein zu schroffer und gar nicht vorbereitet: Der Erfolg war leider, daß die Massen sich wohl gefielen im souveränen Schmuck, daß sie sich huldigen liessen in ihrem plötzlich errungenen Königsmantel, daß aber, als es Ernst wurde, sie die Führer im Stiche liessen.

Führen wir ein Beispiel an. Niemand vermag zu berechnen, wohin der passive Widerstand, zu dem die preussische Nationalversammlung bei der bekannten Katastrophe angerathen, geführt hätte, wäre er vom preuss. Volke wirklich mit Ernst und Energie durchgeführt worden. Ohne einen Tropfen Blut, ohne eine einzige ungesetzliche Handlung würde er das preussische Gouvernement zum Nachgeben gezwungen haben. Dieser Weg wurde nicht ergriffen. Warum? Weil das Volk nicht reif und daher nicht einstimmig war; weil es diese furchtbarste, aber einzig ihm geziemende Waffe nicht mit Einmüthigkeit zu handhaben wußte.

Es ist noch ein langer Weg der Vermittelung nöthig, um das Ziel zu erreichen, das jedem Menschenfreunde vorschwebt: Intelligenz, Bildung, Einsicht und richtige Beurtheilung aller Verhältnisse, dadurch die wahre Selbstständigkeit des Karakters, ohne welche die Freiheit nicht denkbar ist, im ganzen Volke verbreitet zu sehen.

Unsere Constitution bietet der Anhaltepunkte genug und wie die heutigen Weltverhältnisse stehen, müssen wir zufrieden sein, diese aus dem allgemeinen Schiffbruche, den die Freiheit überall gelitten, noch gerettet zu sehen.

Unsere Constitution spricht aber nur Grundsätze aus; noch ist kein einziger derselben verwirklicht. Zur Verwirklichung derselben beizutragen dadurch, daß wir die in unserer Constitution niedergelegten Grundsätze im liberalsten Sinne auszubilden und dem allgemeinen Verständnisse näher zu bringen suchen, das ist das Ziel, das sich

unser Organ gestellt und zu dem wir glauben uns der Mitwirkung aller patriotischen Männer im Voraus versichert halten zu dürfen.

Wir werden offene Augen haben für jeden wirklichen Fortschritt, der sich bei unsern Nachbaren ereignet und prüfen ob wir für unsere Verhältnisse Nutzen daraus ziehen können.

Wir sind weder freundlich noch feindlich gegen die jetzige Regierung gestimmt, wahren uns ihr gegenüber unsere volle Unabhängigkeit. Wir denken, daß in einem kleinen Lande es nicht darauf ankommt, wer an der Spitze der Verwaltung stehet, sondern wie verwaltet wird.

Dem großen Drama gegenüber, das jetzt in Deutschland gespielt wird, gedenken wir vorläufig partheilose Zuschauer zu bleiben. Der Traum der deutschen Einheit hat sich ja mit dem der deutschen Freiheit als ein Traum erwiesen. Welche Gestaltung die Verhältnisse nehmen, das muß sich noch zeigen. Wir ziehen die Frankfurter Verfassung der von Berlin vor und halten das oktroyirte Wahlgesetz mindestens für unpraktisch. Indess, wir können auf die große Wagschaale, kein Gewicht legen und wollen daher für unsern eigenen Haushalt vor Allem sorgen.

Die Tagesgeschichte wollen wir so treu als möglich wiederzugeben suchen und da wir für unser bescheidenes Blatt auf Originalcorrespondenzen wohl werden verzichten müssen, so werden wir diese Lücke durch das Zuratheziehen von Blättern der verschiedensten Farben zu ergänzen suchen.

Auf die materiellen Interessen unseres Landes werden wir unser besonderes Augenmerk richten; jeder Beitrag hierzu ist uns besonders willkommen.

Bei Allem sei ruhige Besprechung, leidenschaftlos aber um so tiefer die wirkliche Freiheit liebend, eine Pflicht, die wir dem Publikum gegenüber zu erfüllen gedenken.

Und so hoffen wir in dem neuen Organe unserm Vaterlande ein nicht unwillkommenes Geschenk zu machen. Von der Größe der Aufgabe durchdrungen, bitten wir

unsere Leser, besonders für den Anfang, etwas Nachsicht gegen uns zu üben. Unser Blatt seinem Ziele immer näher zu führen, wird unser beständiges Bemühen sein.»

In seiner dritten Nummer bewertete der Herausgeber unter dem Titel: «Unser Empfang bei den Collegen!» seine Sonderstellung mit Stolz und Eigensinn:

«Der Courrier sowohl als das Wort für Wahrheit und Recht haben dem Patrioten ein Willkommen zugerufen und versichert, daß sie dessen Erscheinen gern sähen und mit demselben in Frieden zu leben hofften. Diesen Willkommen empfängt der Patriot freilich bei einer eigenen Gelegenheit, bei der von Leichenreden. Wie die alten Egypter über die Todten zu Gerichte saßen, so setzt sich das Wort für Wahrheit und Recht über den todten Volksfreund zu Gericht, und versichert, daß an diesem Blatte doch gar nichts gewesen, daß es von Ignoranten etc. geschrieben, redigirt geworden und nun sagt es, daß es hofft, mit uns, dem Patrioten, freundliche Nachbarschaft halten zu können. Anderseits weiß der Courrier sich vor Freude gar nicht zu lassen, daß dieser arge Volksfreund, dem man während seines Lebens nicht mehr zu antworten wagte, doch endlich todt, mause todt sei, und auch der Courrier bietet uns die freundnachbarliche Hand.

Wir sind ganz in Verlegenheit ob dieser unerwarteten und ungehofften Güte und wissen nicht, wie wir sie beantworten sollen; denn höflich möchten wir bleiben, da es doch gewiß höflich von diesen Organen ist, uns so höflich zu begegnen; aber wahrhaft und ehrlich auch, und zu dieser Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit sind wir eigentlich gezwungen, denn es gibt ein altes Sprüchwort, welches lautet:

«Sage mir mit wem du umgehst und ich sage dir, wer du bist.»

Doch da uns Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit noch über Höflichkeit gehen, so sei hiermit es wahrhaft und ehrlich gesagt, daß wir diesen höflichen Empfang unserer ältern Schwestern nicht verdienen und nicht verdienen wollen und daher ihn auch nicht annehmen können.

Wir sind fest entschlossen, den Kampf gegen das Wort für Wahrheit und Recht, und gegen den Courrier, wenn es Noth thut, so aufzunehmen und fortzuführen, wie ihn unser Vorgänger aufgenommen und geführt und sind vollkommen zufrieden, wenn es uns gelingt, diesen Kampf mit demselben Aufwand von Geist und Kraft, die unserm Vorgänger zu Gebote standen, zu führen. Wir werden es nicht dulden, daß politische und religiöse Fragen vermischt werden, und es überall als Anmaßung zurückweisen, wenn die politischen Fragen nach kirchlichen Rücksichten umgemodelt werden sollen. Wir glauben z. B., man könne ein guter Katholik sein, brauche auch nicht an Geld und Geist banquerout zu sein und könne doch den Ungarn gegen österreichisch-russischen Absolutismus den Sieg wünschen. Wir gedenken, der Kirche zu lassen, vollständig und ganz, was ihr gebührt, haben hohe Achtung vor dieser göttlichen Institution, aber halten es für Muthwillen und Übermuth, wenn bei den politischen Kämpfen der Gegenwart immer die erste Frage ist: Gewinnt oder verliert die Geistlichkeit dabei?

Wir denken auch festzuhalten an unsern Grundsätzen, und diese nicht mit einer cynischen Unverschämtheit zu ändern, je nachdem es unser momentaner Vortheil erheischt. Wir würden den Ungarn z. B. nicht zurufen: Ihr seid im Unrecht, daß ihr eure Selbstständigkeit und Nationalität vertheidigt, denn wenn eine Nation von zehn Millionen Menschen das Glück hat, einem Kaiserhause zu gehorchen, das über vierzig Millionen gebietet, so muß man diesem großen Ganzen (??) Opfer bringen, sonst verfällt man dem Kirchthurmpatriotismus. Das würden wir nicht thun, wenn wir unlängst den 180,000 Luxemburgern tagtäglich verkündet: Wir müssen unsere Nationalität um jeden Preis der deutschen Einheit gegenüber retten; Deutschland dürfen wir gar keine Concession machen. Noch weniger würden wir kurz darauf, wo wir die deutsche Einheit immer verfolgt, nun die preussische bis in die Wolken erheben und für sie nicht Lobes genug haben,

denn diese sei ja freisinnig, sie habe ja nicht blos zwei, sondern sogar drei Kammern, Volkskammer, Staatenkammer und Fürstenkammer; denn wir glauben, die Freiheit, der constitutionelle Staat, sei noch lange nicht da, wo recht viele Kammern sind, d. h. recht oft Gelegenheit, viel und schön zu reden; wir glauben, die Freiheit solle dem Volke etwas anders bringen, als den Ohrenschmaus schöner Reden. Wir würden auch nicht die Omnipotenz der Kammer predigen und dann eine vom Throne zurückgewiesene Kammeradresse zu verschlucken suchen; unsere Verdauungswerkzeuge gehen nicht so weit. Wir werden überhaupt nicht Volkssouveränität mit Omnipotenz der Mandatare des Volkes verwechseln. Wir würden auch nicht, wenn wir vor zwölf Monaten Alles bei uns schlecht, erbärmlich, niederträchtig gefunden, nun heute Alles vortrefflich finden, obgleich oder weil unsere erste legislative Session mit unfruchtbaren Budgetstudien fünf Monate lang sich beschäftigte. Die Steuerzettel vom Jahre 49 gleichen auf ein Haar denen von 1848, oder stellen sich sogar noch etwas höher: Wo sind die Ökonomien, die ihr mit so vielen großprahlerischen Worten als unser einziges Heil versprochen?

Wir weisen daher eure Freundschaft, euer Wohlwollen und alles dergleichen entschieden zurück, wenn ihr nicht euern bisherigen Weg verlasset.»

Im übrigen führte der Schriftleiter ein gefahrloses Leben ohne Relief, da er den harten Kämpfen auswich und auf sein Organ beziehen durfte, was er am 27. Juli von der Pariser Presse schrieb: Die Zeitungen sind ziemlich leer.

Am 15. August hielt F. Schoemann sich selber einen Spiegel vor:

«Es ist die Sendung eines Blattes, wie das unsere, auf alle Übel, auf alle Mängel des Bestehenden aufmerksam zu machen. Sollte auch zuweilen sein Tadel ein unverdienter sein, so hat doch die Zeitung deswegen nicht die Achtung des Publikums verloren. Was Menschen denken

und Menschen schreiben, bleibt den Mängeln unterworfen, welche alles das befassen was Menschen thun.»

Auf solchen Gemeinplätzen bewegte sich das Blatt mit einer natürlichen Schwerfälligkeit, die es durch tänzerische Bewegungsandeutungen zu neutralisieren versuchte. So frettete es sich, nicht allzu ungemütlich, durch die Geschichte, wagte wohl einen kleinen Tanz mit dem «Courrier» und dessen «Rédacteur en chef Ch. Metz», lieh sich dazu die Stütze von Ch. München aus und simulierte in allen Sprachgewändern eine hauptstädtische Grandezza, zu der ihm nur die Anmut fehlte. Einige Zusammenstöße mit dem «Luxemburger Wort» verliefen ohne nachhaltige Folgen. Doch in der Nummer 74, vom 21. Dezember 1849, ließ die Endmeldung aufmerken:

«Der «Patriot» ist bis jetzt ein Privatunternehmen des Verlegers gewesen, zu welchem verschiedene Kräfte ihn bereitwillig unterstützt haben. Alle diejenigen, welche das Erscheinen eines unabhängigen Blattes in unserm Lande als eine Nothwendigkeit erkannten, haben den «Patrioten» unterstützt. Es fehlte jedoch dem Ganzen eine einheitliche systematische Richtung, da Viele vereinzelt, die Zeitung als Organ ihrer Gedanken erwählten, ohne daß unter ihnen ein anderes Band bestand, als die Nothwendigkeit der Veröffentlichung von Ideen, welche nicht mit jenen der beiden hier bestehenden Blättern übereinstimmten, da einer der Mitarbeiter dem andern unbekannt und fremd war. Es entstand aus diesem Umstande zuweilen ein Mißklang, Ursache, die in der Mitwirkung der Vereinzelten lag; wir glauben nicht daß dieser Mißklang aber eben dem Zweck des Blattes entgegengewirkt habe. Die leitenden Artikel, mehreren Federn entsprungen, sind denen fremd geblieben, welche den Theil der äußeren Politik besorgten, so wie die Wahl der Feuilletons wieder unabhängig von den anderen Theilen gemacht wurde. Einige Freunde der gesetzlichen Ordnung haben sich aber endlich dahin geeinigt, daß sie vom 1. Januar an, selbst

die ganze Redaction des «Patrioten» übernehmen, und das Blatt von dem Tage an, ein homogenes Werk, nach bestimmtem Plane, werden wird. Der neue «Patriot» wird zweimal wöchentlich erscheinen, der Abonnementspreis wird ungefähr verhältnismäßig herabgesetzt. Das Programm der Redaction kann nächstens veröffentlicht werden.»

Die letzte Nummer des laufenden Jahrgangs (vom 28. Dezember) erklärte auf der gesamten Seitenbreite zweisprachig dieses:

«MM. les abonnés du Patriote sont informés qu'à partir du premier janvier prochain, ce journal sera signé par M. Gaspard Rodenborn[11]), comme éditeur responsable, et que le bureau pour la correspondance, et en général pour tout ce qui a rapport au journal, est dès à présent établi chez lui, Grand'rue, Nr. 105, à Luxembourg. Ce bureau sera ouvert tous les jours, à l'exception des jours fériés, jusqu'à 5 heures de relevée, et les dimanches jusqu'à 10 heures du matin. Toutefois, à l'entrée du bureau il sera établi une boîte dans laquelle on pourra faire remettre, à toute heure, les communications que l'on voudrait adresser à la rédaction par cette voie.

Le Patriote paraîtra deux fois par semaine; les mercredi et samedi.

Le prix d'abonnement payable d'avance, est fixé à 4 frs. par trimestre pour Luxembourg, 7 frs. 50 ct. pour 6 mois et 15 frs. pour l'année entière. Pour l'envoi par la poste, ces prix seront majorés de 55 centimes par trimestre.

Le prix des annonces est de 20 centimes par ligne, caractère ordinaire (petit texte), timbre non compris; mais pour les annonces simples de plus de 10 lignes, et pour celles de moins de 10 lignes à répéter au moins trois fois par mois, le timbre sera supporté par la rédaction.

Les annonces des abonnés du Patriote seront insérées au prix de 10 centimes par ligne.

Les demandes d'abonnement et d'insertion, et toutes les correspondances devront être adressées à M. Rodenborn, qui est également chargé de la comptabilité du journal et, comme tel, de toutes les recettes et dépenses. On pourra également s'abonner à tous les bureaux de postes.

Les abonnés qui n'auront pas fait connaître, avant le premier janvier prochain, à M. Schoemann, éditeur actuel du Patriote, l'intention de renoncer à leur abonnement, seront considérés comme abonnés pour le premier trimestre 1850.

L'utilité, nous pourrions dire la nécessité, d'un journal qui, comme le Patriote, a pris à tâche de faire contrepoids aux doctrines politiques du Luxemburger Wort et du Courrier, paraît aujourd'hui comprise par ceux-là même qui ont souvent rencontré dans ces deux journaux l'expression de leurs sentiments et de leurs opinions.

Nous n'examinerons pas ici, s'il existe ou non entre les deux journaux précités accord concerté ou fortuit en ce qui concerne notre politique intérieure, mais il a paru à beaucoup de personnes sincèrement dévouées aux intérêts du pays, qu'il y aurait danger dans l'absence d'un journal vraiment indépendant, tel que le sera le Patriote. Le pays protestera par son organe contre un système de politique intérieure et extérieure compromettant pour le présent et pour l'avenir et contre une omnipotence parlementaire qui ne s'est encore manifestée que par des résultats négatifs pour notre bien-être moral et matériel.

Le «Patriote» publiera toutes les annonces des autres journaux du pays."

„Vom 1. Januar 1850, an, wird der «Patriot» unter der Verantwortlichkeit von Hrn. Gaspard Rodenborn herausgegeben. Seine Wohnung ist am Westende der Großstraße, Nr. 105, eine Treppe hoch, in Luxemburg. Auch ist der Herausgeber mit der Comptabilität, mit allen Einnahmen und Ausgaben des Journals beauftragt.

Die Herren Abonnenten dieses Blattes werden demnach gebeten, alle für dasselbe bestimmte Zusendungen, Abonnements-Bestellungen, Insertionen, Correspondenzen und dgl. von heute an, mit obiger Adresse zu versehen.

Das Büreau ist jeden Tag, mit Ausnahme der Feiertage, bis 5 Uhr abends, und Sonntags bis 10 Uhr Morgens, offen. Außerdem wird neben der Hausthür ein Briefkasten angebracht, der bestimmt ist, zu jeder Stunde, alle mögliche Mittheilungen aufzunehmen.

Der «Patriot» erscheint wöchentlich zweimal, Mittwochs und Samstags.

Der vorauszuzahlende Abonnementspreis ist für die Stadt Luxemburg also festgesetzt: vierteljährlich 4 Franken, halbjährlich 7 Franken 50 Ct., jährlich 15 Franken.

Die durch die Post zu versendenden Abonnemente des Großherzogthums kosten vierteljährlich 55 Centimes mehr. Für Insertionsgebühren sind, außer dem Stempel, 20 Centimes per Petitzeile zu entrichten.

Für Anzeigen die mehr als 10 Zeilen zählen, sowie für kleinere, die in einem Zeitraum von 30 Tagen wenigstens dreimal wiederholt werden, trägt die Redaction die Stempelgebühren.

Die Anzeigen der Abonnenten des «Patriot» werden zu 10 Centimes die Zeile berechnet.

Alle Postämter nehmen Bestellungen an.

Nichtaufkündigung bei Hrn. Schömann, dem jetzigen Herausgeber des «Patriot», gilt als Abonnement aufs erste Quartal des Jahres 1850.»

Somit hatte sich etwas Kurioses zugetragen: Die Firma M. Behrens Sohn in Luxemburg, die bis zu diesem Zeitpunkte das «Luxemburger Wort» gedruckt hatte, ließ sich von Franz Rehm ablösen und druckte nun den «Patrioten»; Gaspard Rodenborn, dem bis zum Michelis-Prozesse die Redaktionsgeschicke des «Luxemburger Wort» anvertraut gewesen waren, zeichnete jetzt als Herausgeber des «Patrioten»; und F. Schoemann bereitete

sich auf ein Amt vor, das ihn, auf den Umwegen über die Vorarbeiterschaft in der Druckerei Rehm, nach dem Prozesse der vier «W» zum Herausgeber des «Luxemburger Wort» machen sollte.

Der neue «Patriot», dessen Präsentation zu wünschen übrig ließ, verzichtete auf die Publikation eines Sonderprogrammes und brachte sich sofort zum «Wort» und zum «Courrier» in Gegnerschaft. Gegen Dr. Michelis (dessen Namen es nicht richtig zu schreiben wußte) und Jonas wurde es in dieser Form ausfällig:

«Nous déclarons au Luxemburger Wort, au risque de déplaire à notre charitable confrère, que rien, pas même le sentiment pénible que nous éprouverions de voir un homme éminent, comme M. le professeur Michaelis, sacrifier également aux faux Dieux, ne nous fera dévier, dans notre polémique, de la modération et de la décence que nous nous sommes invariablement imposées. Nous nous contenterons donc de dire, à propos du factum que le Wort vient de lancer contre le Patriote, qu'il nous semble que ce journal fait trop parade de ses nouvelles doctrines politiques, et qu'il attache peut-être trop peu d'importance à l'opposition que le Patriote aura, lui au moins, le courage de faire à un système qui commence à être en horreur à toutes les intelligences du Pays. Le mysticisme de l'esprit nous trouvera toujours disposés à l'indulgence; mais le mysticisme de la matière, parée de la légende sacrée, ne saurait trouver grâce à nos yeux. Nous espérons bien que l'on ne pourra jamais dire que le monothéisme de M. le docteur Michaelis s'est transformé en panthéisme pur; car nous ne pouvons supposer que M. le rédacteur principal du Luxemburger Wort veuille jamais échanger une influence légitime contre une protection aussi dangereuse que précaire. La force de certains hommes ne saurait grandir par des concessions trop évidemment arrachées aux circonstances du moment à des considérations d'un intérêt secondaire. M. Jonas, un des collaborateurs du Wort, ne méconnaîtra pas non plus cette vérité, et il comprendra

qu'un homme de son mérite ne saurait, sans danger pour son influence et sa considération personnelles, descendre au rôle de protégé de l'Elysée luxembourgeois, ou de maître de cérémonies chez une Grandeur populaire dont l'essence est de caresser d'une main et de frapper de l'autre. M. Jonas a assez de valeur personnelle pour pouvoir se dispenser d'user, envers ses adversaires, de ces petits moyens et de ces insinuations à doubles sens, qui ne vont bien qu'aux hommes qui sont passés maîtres dans la science de Machiavel.

Nous demandons pardon au Wort, de la grande liberté que nous avons prise de citer des noms propres, mais nous avons voulu balancer de suite, sous ce rapport, nos comptes avec le confrère. Nous en agirons ainsi chaque fois que l'on nous attaquera aussi injustement et aussi grossièrement. Nous aimons, par-dessus tout, une polémique mesurée et pacifique; mais nous ne craignons pas la guerre, alors même qu'il nous faudrait passer, voiles déployées, pour nous servir d'une figure employée avec une certaine affection par le confrère à notre égard, à travers les vaisseaux formidables aux couleurs du Wort et du Courrier, avec notre faible embarcation aux couleurs allemandes, ombrageant les trois couleurs luxembourgeoises.

Chaque fois que S. M. le Roi Grand-Duc, ou les princes de Son auguste famille, honoreront le Luxembourg de leur visite, nous hisserons également le pavillon orange, et nous le ferons avec d'autant plus d'empressement que nous ne désespérons pas encore du réveil de la royauté, et de la ferme volonté du Roi Grand-Duc d'aider à l'amélioration de nos institutions, et à la solution de nos embarras intérieurs et extérieurs.»

Das «Luxemburger Wort» replizierte, indem es Wilhelm Pescatore als Aufkäufer und als Hintermann des «Patrioten» hinstellte, obschon die Zeitung dem zu widersprechen unternahm. Bereits die dritte Nummer erbrachte dem heftig agitierenden Organ «zur gesetzlichen Vertheidigung

und Fortbildung unserer Institutionen» einen schmerzlich empfundenen Zensureingriff, der sich in einer blanken Spalte nach außenhin kundgab. Den Ton der Polemiken charakterisierte ein Brief aus Echternach, der sich wieder mit Dr. Michelis beschäftigte:

«On lit dans le Luxemburger Wort du 11 janvier:

Der «Patriot» hat in der Beantwortung des Echternachers sich und seinen Lesern eine große Blöße gegeben. Solche Witze werden den Abonnenten des Blattes nicht gefallen.

Nous vous comprenons, MM. les écrivains du Wort für Wahrheit und Recht, qui ne semblez avoir pris cette enseigne que par dérision; du moins serions nous aujourd'hui autorisés à le croire. Nous sommes maintenant bien certains aussi, que nos jeunes prêtres seront plus forts sur le calembourg que sur la doctrine chrétienne. Tout cela, joint aux observations que nous transmet notre correspondant d'Echternach, nous détermine à autoriser l'insertion d'une lettre, dont un sentiment intime, un mouvement spontané, sans flatterie comme sans crainte, nous avaient fait suspendre l'insertion dans le Patriote.

Voici cette lettre:

Der arme, arme alte Patriot, wie wird er dem Kreuzfeuer seiner edlen Herren Collegen widerstehen können! muß er doch dieser Coalition des Wortes und des Courrier's unterliegen! O rührende Eintracht edler Geister, die sich zur Harmonie des Deprofundis an den Tag legt.

Zuerst findet das Wort die willkommene Gelegenheit, seine Colonnen mit etwas Anderem als Predigten zu füllen. Es schürzt sich die Ärmel auf und trommelt nun los, daß es so recht schallt.

In Nr. 1 spricht es, mit Bezug auf statistische Angaben des alten Patrioten, mit ungeheurer Gelehrtheit von «Schuljungen und Grammatik». Das muß gewiß ein Herr Professor gewesen sein, ein Doctor gar, denn so gelehrt kann unser Einer nicht schreiben! Man gibt «dem Schuljungen auf die Finger», das ist recht; schade, daß man nicht

bei sich selbst etwas mehr den Schuljungen auf die Finger gesehen hat, damit sie nicht, zum Scandal des Landes, länger werden, als das Criminalgesetz vorschreibt.

Dann sprechen der Herr Professor noch recht fein, und sind wie Herr v. Hogier, der in der Jobsiade heilsame Lehren gab, und noch etwas anders dazu war, was man in dem berühmten Buche lesen kann.

Der Herr Professor ärgern sich gewaltig, daß man Ihnen den Mantel gelüftet und Sie Lügen gestraft hat, und beweisen: der Patriot habe allerdings das Verhältniss der Protestanten und Katholiken in Preußen in einem Buche gefunden, Sie (der Herr Professor), der sie alle gezählt hätten, wissen jedoch, daß dem nicht so sei; und nun lassen sich der gelehrte Herr so weit herab, und erzählen uns, daß, wenn man alle katholischen Länder abzieht, und die protestantischen zu Preußen schlägt, und mit diesen einen Bund schließt, so wäre das meiste protestantisch, und darum müßten wir Luxemburger nicht daran denken, uns dem Dreikönigsbunde anzuschließen, denn dann müßten wir alle Protestanten werden!

Das alles wurde fein logisch deducirt und demonstrirt mit a + b, daß es mich so recht an Göthe's Faust erinnert, welcher den Herrn Magister sagen läßt:

Das Erste wär' so, das Zweite so,
Und drum das Dritt' so, und Vierte so,
Und wenn das Erste und Zweite nicht wär',
Das Dritt' und Viert' wär' nimmermehr.

Und so spricht der Herr Magister des Wortes, und scheltet uns einen heimlichen Preußen, weil wir seine schwache Seite zu arg berührt haben. — Er nennt uns falsche Patrioten, — Fremdlinge, er, der bei uns doch ein Peregrinus in Israel ist, und über die Wasserbilliger Brücke kam, als er in Preußen Fersengeld gab. — Wir sehen Niemandem auf die Schuhe, welchen Staub er an der Sohle trägt, sobald er vernünftig spricht, aber wir erlauben ihm nicht mitzusprechen, wenn es heißt über die Existenz unserer Nationalität zu entscheiden, denn wer

von Geburt ein Preuße ist, und von Gesinnung ein Römer, der bekümmere sich nicht um unsere Angelegenheiten. — Lachen muß ich aber, wenn gerade solche Herren unter dem Mantel des specifisch-luxemburgischen Patriotismus ihre Galle gegen ihre Regierung und ihr Land ausgießen, weil ihnen dort, wegen leicht zu qualifizirender Umtriebe, die allerhöchste Hausehre angethan wurde. — Es ist bloß zufällig, daß ihr Hass gegen Preußen heute den Schein der Liebe für Luxemburg angenommen hat. — Preußenhaß bleibt immer des Pudels Kern, und wenn gewisse Herren jetzt die Luxemburgische Nationalität caressiren, so fällt mir Virgils Timeo Danaos etc. ein, und ich denke an die Siebenhügelstadt, wo der Griff des Degens liegt, dessen Spitze in der ganzen Welt herum fachelt.

Ziehen Sie die Finger ein, Herr Professor, und bleiben Sie bei ihrem Tintenfaß; das Zeitungsschreiben ist nicht Ihre Vocation, am wenigsten noch Ihr Amt, das eine ernstere Richtung haben sollte; es verträgt sich nicht mit der Kanzel und dem Catheder. Überlassen Sie das Jenen, welche nicht eine Special-Sendung des Friedens haben, und den Ölzweig nicht auf dem Gewande tragen. Oder wollen Sie (da Sie ja doch annehmen, daß der, welcher eine Zeitung schreibe, etwas werden oder haben wolle,) sich einen abgetragenen Hut verdienen?

Wer Persönlichkeiten nicht mit Grundsätzen, sondern mit lügenhaften Verdächtigungen angreift, muß sich auf Vieles gefaßt halten, vorzüglich wenn er nicht fleckenlos ist. — Sie haben das auch selbst gesagt. — Schreiben Sie sich es auf's Pult, daß Sie es nicht vergessen, und wenn Sie noch einmal Schulmeister-Artikelchen in die Welt schicken wollen, so lesen Sie doch in dem neuen Testament (welches, wie aus Ihrem Citat zu ersehen, Sie sehr gut zu kennen scheinen,) die Geschichte vom Balken im Auge.

So Gott befohlen. — Amen.

Echternach, den 5. Jan., im Jahr des Herrn 1850.

Einer vom alten Patrioten.»

Die Heftigkeit hielt freilich nicht lange an; sie flaute umso rascher ab, je mehr die Redaktion beim «Luxemburger Wort» Nachrichtenanleihen machen mußte. Gelegentlich wurden zwar noch Karessen ausgetauscht, allein die angestrebten Radikalreformen ließen sich von Gaspard Rodenborn weniger rasch verwirklichen als die Schiffstouren, die er, im Nebenamte als Reiseagent, einem besseren Publikum vorzustellen versuchte. Signierte er mehr im Anzeigenteil seine Beiträge, so kam in einem stetig wachsenden Maße der Name W. Pescatore in den Redaktionssparten auf, die mit Zuschriften angefüllt wurden. Dennoch wurde dieser Rodenborn am 16. Juli 1850 von d'Olimart vor die Schranken des Gerichtes gefordert wegen zweier Artikel beleidigenden Inhaltes an die Adresse des Generaladministrators Ulrich: das Urteil sprach ihn frei, da die persönliche Ehre des angegriffenen Beamten nicht tangiert worden sei.

Da der «Patriot» ein ausgemachter Gegner des «Courrier» war, dem er ein Bündnis mit dem «Luxemburger Wort» nachsagte, wandelte er, in der Frage der Wiederkehr des Bischofs Laurent, seine Feindschaft zum Metz'schen Blatte in eine Mitstreiterschaft um, die allerdings dem «Courrier» recht peinlich sein mußte, da sie manche Hintergründe der früheren Attacken gegen den Bischof aufdeckte. Zur gleichen Zeit durfte die Opposition zum «Wort» wieder gewaltsamer betont werden, sodaß die Zeitung auf zwei Fronten zu kämpfen hatte und zu diesem Zwecke alle radikal-liberalen Minen springen ließ.

Am zehnten August 1850 erstand dem geächteten Ernest Grégoire im «Patriot» ein unerwarteter Lobredner, und zwar im Zusammenhang mit einem Presseprozeß, den sich das neue Organ zugezogen hatte und dessen Verteidiger vom «Courrier» hochgenommen worden waren. In einer dreispaltenlangen Replik wurden eigenartige Dinge ausgesagt:

«Le Courrier du 7 août, nous donne encore un de ces articles curieux, véritable salmis politique, où il est question

de MM. de Marie et Eberhard, du Patriote, des six avocats de ce dernier, qui paraissent être en ce moment le cauchemar du confrère.

Nous passons Messieurs de Marie et Eberhard, qui doivent être aussi étonnés que nous de se trouver là, pour suivre le Courrier dans la revue qu'il passe des faits et gestes de ces malencontreux avocats qui se sont avisés de vouloir prendre la défense du Patriote dans le procès de presse qui lui a été intenté d'office. Le Courrier reproduit ces qualifications qui abondent dans son style et qu'il sait ne pas être vraies; mais il suit le principe de ceux qui prétendent, qu'il faut noircir ses ennemis, parcequ'il en reste toujours quelque chose.

L'opinion publique a depuis longtemps jugé les hommes de notre pays; nous parlons de l'opinion des gens qui en ont une, à eux propres, et non de ceux qui n'ont que celle qui leur est présentée dans un poulet farci, ou une bouteille de vin.

Le Courrier parle assez volontiers de l'opinion publique, il devrait dire de son public.

L'opinion publique, non pas celle du public du Courrier, mais celle que forment les gens intelligens, juge autrement les avocats défenseurs du Patriote.

Le Courrier reproche à MM. Simons et Jurion l'exécution de la loi sur la presse, comme si ces Messieurs avaient pu changer la loi.

Ne trouvant pas à mordre spécialement à l'avocat de la Fontaine, le Courrier, à l'exemple du loup de la fable, lui reproche une phrase de M. son père; phrase qui s'explique probablement par l'abus excessif d'une plume grisée par ses propres paroles.

Puis c'est M. Simonis, comme rédacteur en chef du Volksfreund, qui est caractérisé par un de ces éloquents signes d'exclamation dont le Courrier fait abus. Nous comprenons, que le Courrier conserve toujours une bonne part de sa colère contre ce malheureux Volksfreund, qui tant de fois l'a fait descendre de son piédestal, en lui

infligeant publiquement des corrections qui auraient dû le ramener à des voies plus modérées et plus vraies.

M. Munchen a prêté son ministère comme avocat à M. Grégoire, insulté gravement par M. N. Metz. Ce fait, dont le Courrier fait éloge à M. Metz, a amené celui-ci sur les bancs de la police correctionnelle; il a été condamné à l'amende et aux frais, condamnation qui l'a peu affecté, il est vrai, puisque ce n'était pas la première que M. N. Metz a subie pour des faits analogues. A cette époque M. Grégoire rédigeait un journal bien moins violent, bien moins passionné que le Wort, mais comme le journal Grégoire faisait opposition à l'omnipotence du Courrier, il était naturellement son ennemi. Le Courrier suivait la même tactique contre la Luxemburger Zeitung qu'il suit aujourd'hui contre le Patriote. Il n'y avait pas d'injure assez plate devant laquelle reculât sa plume. En ce temps là, c'était surtout la tendance religieuse, le jésuitisme du journal Grégoire que le Courrier combattait, ou qu'il avait l'air de combattre, tandis que c'était bien réellement le contradicteur courageux que le Courrier poursuivait en Grégoire. Aujourd'hui que le journal Grégoire II, s'est rendu au Courrier, le Courrier le traite en ami, et son fiel se déverse sur le Patriote. Cependant le continuateur de la Luxemburger Zeitung, (c'est-à-dire le Wort) ne renie pas les principes, mais il manque du courage et de la franchise de son devancier. Aujourd'hui ce serait le Courrier qui défendrait Grégoire II.

Ce girouetisme du Courrier n'existe qu'en apparence: sans principes, sans tendance politique, sans système religieux, le Courrier ne poursuit qu'un but; celui de l'omnipotence quand même de ses acolytes. Pour atteindre ce but le Courrier combat sous tous les drapeaux; tantôt c'est la haine du jésuitisme qui est inscrite sur son bouclier, jusqu'à ce qu'une transaction peu honorable avec ses principes d'emprunt, amène les jésuites dans ses rangs. Conservateur en 1841 et années suivantes, alors que le gouvernement suit ses inspirations, il se coiffe du bonnet

rouge, après le divorce; le radicalisme le plus pur est inscrit dans ses colonnes en 1848 et 1849, dominateur du pays en 1850 avec une prépondérance marquée dans le gouvernement, c'est encore une fois la terreur et l'obéissance passive qu'il prêche, parce que c'est l'obéissance à lui et aux siens; tout cela affublé du manteau de la popularité, dont les trous découvrent de plus en plus l'ambition insatiable.

C'est ainsi que le Courrier est devenu l'ennemi du Grenzbote, qui lui a si souvent fait sentir sa férule mordante; c'est ainsi encore qu'il est devenu l'adversaire du Volksfreund, qui, malgré quelques erreurs, a rendu d'immenses services, ne fût-ce que celui d'avoir avec courage soulevé souvent le voile derrière lequel se jouait la farce du Courrier, et flagellé d'importance les histrions de la scène.

Il est vrai que cet estimable Courrier ne se faisait faute de repousser par l'injure, des argumens qu'il ne pouvait repousser par de bonnes raisons.

Il est vrai aussi que le Courrier a su captiver ses ennemis, et s'en faire des auxiliaires; tout comme il rejetait et répudiait ses amis, dès qu'ils étaient devenus inutiles. L'égoisme le plus froid glace le coeur en apparence brûlant de sympathie et de bienveillance; un mot domine tout le réseau du système, un mot qui explique toutes les contradictions, toutes les excentricités, toutes les manoeuvres en sens inverse, ce mot est, domination. Pour atteindre ce but, toutes les armes sont parfaites pourvu qu'elles percent.

Comme le pouvoir et la domination sont la préoccupation incessante des hommes du Courrier, ils ne peuvent trouver à tous ceux que le despotisme révolte généreusement qu'un but, celui de prendre leur place, cette place objet de tant de désirs; cette place, que, en 1839, on voulait atteindre par la révolte contre l'Europe et la guerre civile; en 1840 par la flatterie; en 1848 par la déchéance de la maison régnante, la cession à la Belgique, la république et Dieu sait quoi encore.

Franchement ces Messieurs ont-ils quelque chose d'enviable? Le dais qui les couvre vaut-il la peine d'un désir? Il nous semble que le Courrier doit savoir par expérience, que la couronne qu'il porte est trop mêlée d'épines, pour que l'on veuille la porter. Il n'y a là ni profit ni honneur à gagner, si ce n'est l'honneur d'administrer honnêtement un noble pays, et si nous avons à désirer que d'autres hommes, que ceux du Courrier s'en chargent, ce ne sont pas ceux qui parlent dans le Patriote qui ont l'ambition de laver le linge sâle de ces Messieurs. Que le Courrier dorme donc en paix; nous ne lui envions rien, nous ne voulons rien, absolument rien de tout ce qu'il tient et de tout ce qu'il ambitionne encore.»

Wiewohl der «Patriot» noch bis zum Jahre 1854 zu vegetieren vermochte, hielt er nicht immer das Versprechen, das er hier so voreilig gegeben hatte. Er wusch noch manche schmutzige Wäsche, bevor er dem «Volksfreund» und dem «Grenzboten» hinab ins Vergessen folgte.

Anmerkungen

1) Die Schreibweise des Namens ist erstaunlicherweise schwankend in der luxemburgischen Literaturgeschichte. Der Autor selber vermied, beinahe ängstlich, die Angabe seines Vornamens. Sowohl in seinen Schreiben an den Gouverneur wie auch in seiner Zeitung und in seinen Anzeigen zeichnete er einfach: Weiß. Wahrscheinlich wurde durch Nikolaus Welters Buch: «Dichtung in Luxemburg» und durch Martin Blums Zeitungsgeschichte die Bezeichnung Gaspard geläufig, obschon Batty Weber in seinem Schriftchen: «Als sie noch in der Aula tanzten» — ein fesselnder Versuch, die Geschichte des «Luxemburger Wochenblatt», vorzüglich des Jahres 1823, aus der Perspektive seines Anzeigenteiles zu schildern — einen Caspar vorstellte. Anlaß zu dieser Benennung mochte eine Publikation von Gasp. Weiss aus dem Jahre 1815: «Kurze Beschreibung der weltberühmten Prozession zu Echternach» gegeben haben, obwohl die Identität dieses Autors mit dem «Wochenblatt»-Schriftleiter bezweifelbar ist, da dieser erst 1817 ins Land kam. In seiner Antwort auf das Weiss'sche Gesuch vom 15. März 1821 nannte Willmar den Mann Frédéric Georges, kehrte aber in einem Schreiben vom 26. August 1825 an den Innenminister die Reihenfolge der Vornamen um und präsentierte ihn als «G. F. Weiss, natif de Breslau en Silésie.»

2) Daß dann die Luxemburger auch im Auslande — nach heutiger Auffassung — als Schriftleiter Ansehen gewinnen konnten, zeigte das Beispiel C. B. Houry, der in Lüttich in den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts eine Wochenschrift: «La Feuille villageoise» mit Erfolg herauszugeben vermochte.

3) In der Nummer 45 des Jahrgangs 1823 hieß es auf der zweiten und der dritten Seite des Wochenblattes:

«Schon in zwei Nummern dieses Blattes geschah rühmliche Meldung von einem Jüngling, den auf der Mitte seiner wissenschaftlichen Laufbahn ein bösartiges Fieber ergriffen, und der Tod hinweggerissen hat. Wir erzählten, wie er Alle, die ihn in der Nähe zu beobachten Gelegenheit hatten, zu großen Hoffnungen berechtigte; welchen schmerzlichen Eindruck sein Hinscheiden auf die ganze Universität zu Lüttich machte; auf welche gefühlvolle Weise sie ihre Empfindungen am Grabe des vortrefflichen Jünglings aussprachen, und die Theilnahme an ihrem tiefen Schmerze, welche in Allen, die dem Leichenzuge gefolgt waren, geweckt wurde.

Heute haben wir noch zu erwähnen, wie auch die Herren Professoren und Studenten des hiesigen Athenäums den vielgeliebten und gepriesenen Schüler, der noch vor zwei Jahren, des gleichen Zweckes wegen, unter ihnen wandelte, ihre gerechte Trauer an den Tag legten.

Sie wählten dazu die kirchlich-religiöse Feier, bei der die Stürme in so manchem Gemüthe schon besänftigt wurden, und Ruhe und Trost zurückkehrte. Durch freiwillige Beiträge der Athenäisten ward ein feierliches Traueramt in der Kirche zu St. Peter veranstaltet, dem die sämtlichen Herren Professoren in Amtstracht beiwohnten. Mitten in der Kirche erhob sich ein geschmackvoll geziertes Trauergerüst zwischen dunkeln Lorbeerbäumen und weißen brennenden Kerzen, Sinnbilder des hohen Werthes, der Reinheit und Klarheit des seligentschlafenen Jünglings. Auf der Vorderseite desselben hing an einem orangenfarbenen Bande in einem Lorberkranze die wohlverdiente goldene Denkmünze (Medaille), die ihm bei seiner Krönung am 6. Oct. dieses Jahres, als akademischer Preis feierlich zuerkannt worden war. Auf der einen Seite derselben ist, unter dem Mott: Honos Alit Artes, ein Altar mit der Unterschrift: Univ. Leod. zu sehen, auf dem mehrere Siegeskränze liegen, wovon der beim Altar stehende Apoll dem ihm gegenüberstehenden, bescheidenen siegreichen Pflegling einen als errungenen Preis um die Schläfe zu legen im Begriffe steht. Auf der andern Seite ist folgende eingegrabene Inschrift zu lesen:

THEODORE LENZ,
in Certamine Literario Eruditioris Juventutis
Belgicae Victori Doctrinae Praemium.

Am Fuße wehete die Fahne der Studenten mit einer himmelblauen Schleife, die ein schwarzer Florstreifen umschlang, zum Zeichen der tiefen Trauer um den hingegangenen herrlichen Jüngling. Am Schluße des Traueramtes sang das Sängerchor der Athenäisten, mit Begleitung der Musik, das Lied von Klopstock: «Wie sie so sanft ruhn etc.»

Nachmittags versammelten sich die Herren Professoren und Studenten im großen Saale des Athenäums, wo unter den letzteren einer in deutscher Sprache eine sehr lobenswerthe Rede an seine Mitschüler hielt, und zwei andere zwei fleißig gearbeitete Gedichte auf den betrauerten ehemaligen Mitschüler lasen.

So ist denn in Erfüllung gegangen, was der junge verklärte Dichter im Jahre 1821 im August zur Prüfungsfeier mit Begeisterung ahnend sang:

Sehet das Ziel aus der Ferne ihr blinken,
Hoch in den Wolken verliert sich die Bahn;
Sehet die Musen von oben uns winken!
Brüder, sie winken zum Höchsten hinan!

Uns umstrahlen keine Kränze,
Bis wir auf den Sonnenhöh'n
An der Erdensphäre Grenze,
An dem großen Ziele stehn.

Da, wo das Wahre, das Schöne, das Gute,
Dreifach sich einet im himmlischen Glanz',
Da ist das Ziel. Mit ausdauerndem Muthe
Ringen wir kühn um den rühmlichen Kranz.

Beifall wird die Welt dem tönen,
Der zum Großen muthig drang;
Noch die Nachwelt wird den krönen,
Der das Höchste kühn errang.

Er war geboren in Schrondweiler, 5 Stunden nord-östlich von Luxemburg, am 15. Nov. 1801, von dürftigen, doch rechtschaffenen Eltern, die außer dem Troste, den ihnen bei diesem unersetzlichen Verluste nur die Religion gewähren kann, noch den genießen, einen Sohn dem Vaterlande erzogen zu haben, den es als einen seiner ausgezeichneten und vielversprechenden noch lange beweinen wird.

In welchem hohen Grade die Herren Professoren und Studenten der Universität zu Lüttich den Verlust der unglücklichen und der Stütze ihres Alters beraubten Eltern fühlten, beweist der unverzüglich gesammelte freiwillige und ansehnliche Beitrag von 770 Franken, welchen der akademische Senat, mit einem Trostschreiben begleitet, ihnen überreichen ließ. Wir tragen, wegen seines bezüglichen Inhalts, kein Bedenken, es mit einem andern gleichartigen, von Herrn Walter, Sekretär-Inspektor der Akademie, an einen Lehrer und Freund des Verblichenen, wörtlich mitzutheilen, wobei wir nicht umhin können, zum Lobe der auf der Universität zu Lüttich wirklich studierenden wackern Jünglinge dieses Großherzogthums anzuführen, daß sie ihrem theuern Jugendgenossen und innigstgeliebten Freunde ein Denkmahl setzen wollen, womit in Kurzem schon der Anfang gemacht werden, soll, und wozu die Kosten zum großen Theile schon eingesammelt bereit liegen.

Le SENAT Académique de l'Université de Liège,
à Monsieur et Madame Lenz.

Nous venons mêler nos regrets à votre juste douleur. Parens, Amis, Citoyens, tous doivent se réunir pour déplorer la perte de celui qui faisait le bonheur de sa famille, les délices de l'amitié et serait devenu l'ornement de sa Patrie. Si votre désolation peut être adoucie, qu'elle le soit par la pensée qu'aucun jeune homme n'a mieux vécu que votre fils, et n'a laissé de plus honorables souvenirs.

Votre vertueux enfant vous consacrait le fruit de ses premiers travaux; permettez que nous le remplacions en cette circonstance, et qu'en son nom, nous ayons l'honneur de vous offrir ce que de sa main vous eussiez accepté; frappés d'un malheur commun, nous devons nous regarder comme associés

contre les injustices de la fortune; à ce titre, nous espérons que vous ne refuserez pas la légère marque de l'intérêt que vous nous avez inspiré, qui accompagne cette lettre.

Agréez, Monsieur et Madame, l'assurance de notre estime et de notre haute considération,

Pour le Sénat académique,
Pr. Jh. DESTRIVEAUX,
Recteur magnifique de l'Université.

Université de Liège, le 20 octobre 1823.

A Monsieur le Professeur STAMMER,

J'ai l'honneur, monsieur de vous adresser la médaille obtenue par feu Théodore Lenz, pour être remise à ses père et mère.

La position de la famille de l'étudiant que nous regrettons sincèrement, aurait pu réclamer la faculté laissée par le règlement de lui remettre la valeur de cette médaille en argent. J'ai pensé pouvoir concilier le besoin avec l'honneur, en lui faisant remettre l'une et l'autre.

Je vous prie, monsieur le Professeur, d'être mon interprête auprès de la famille du défunt, et de vouloir bien agréer etc.

Le Secrétaire-inspecteur de l'université,
WALTER.

Fast ein Jahr später wurde berichtet:

«Die Leser dieses Wochenblattes werden sich noch wohl der Nummer 45 (1823) erinnern, in welcher des zu Lüttich allzufrüh verstorbenen Theodor Lenz aus Schrondweiler rühmlichst gedacht, und von einem Denkmahle gesprochen wurde, das seine dort gleichzeitig studierenden Landesgenossen ihm zu setzen entschlossen waren. Auf emsiges Betreiben seines Jugendfreundes Herrn Karl Eyschen, war es schon im Anfang vorigen Monats vollendet, wurde auf dem Leichenhofe Robermont, wo die Asche des Verstorbenen ruht, errichtet, und am 17ten Abends von der Luxemburger Landesmannschaft im Beiseyn mehrerer Professoren der Universität, einiger Studenten aus andern Provinzen und etlichen Bürgern der Stadt durch eine kurze deutsche Rede des Herrn Professors Warnkoenig, und einer ausführlichern des Herrn Eyschen feierlichst eingeweiht, welche beide auf einstimmiges Begehren der dortigen deutschen Herren Professoren und Studenten als Andenken an den Hingeschiedenen in Kurzem bei Herrn Lamort im Druck erscheinen werden.

Was das Denkmahl anbelangt, so ist es erst das dritte, und das einzig freistehende, welches auf dem großen und geschmacklosen Begräbnisorte zu sehen ist! Es besteht aus einem

blauen marmorartigen Steine in der Form einer viereckigen Säule, die in vier einzelnen hervorstehenden Ecken endet, welche nach innen rundlich ablaufen, und eine Urne von schwarzem Marmor einschließen.

Auf der nördlichen Seite desselben befindet sich ein Lorberkranz in halb erhabner Arbeit, unter dem folgende Inschrift zu lesen ist:

THEODORUS LENZ,
Natus XV Nov. MDCCCI in Pago Schrondweiler,
M. Duc. Luxemburg., Certaminis Litterarii Praemio
Ornatus VI, Mort. XVI Oct. MDCCCXXIII.
Universitatis Leod. alumni Lucilib. populari et studiorum socio delectum flentes venerantesque hoc monumentum posuerunt.

Die östliche Seite schildert uns in wenigen Worten, was der Selige auf dieser Erde sich zum Lebensziel gesetzt hatte. Wohl hat er kühn und mit Ausdauer gerungen, aber — sehr bald auch, doch — mit Ehren geendet!

Da, wo das Wahre, das Schöne, das Gute
Dreifach sich einet im himmlischen Glanz,
Da ist das Ziel, Mit ausdauerndem Muthe
Ringen wir kühn um den rühmlichen Kranz.
Theod. Lenz.

Die südliche Seite enthält gleichfalls Empfindungen, die er im dunkeln Vorgefühl eines frühen Todes zur Zeit niedergeschrieben, nach seinem Absterben unter seinen Papieren gefunden worden sind:

Freunde, wallet zu seinem stillen Grabe,
Saget's trauernd Einer dem Andern:
«Es entkeimte schön die Blume;
«Trockene kam ————,
«Ersterbend welkte die Blume.»
T. L.

Die westliche Seite veranschaulicht sehr bildlich den Sinn einer Strophe aus dem Morgengesang, in dem sich das Herz des christlich frommen Verklärten in glühender Andacht ergoß[1]), gleich dem deutschen heiligen Sänger Klopstock, den er in Religion, Freundschaft und Vaterlandsliebe zum Muster sich gewählt hatte:

Gott! ich bete zu dir, und flehe, —
Daß ich, sinket am Abend die Sonne,
Meiner Würde bewußt, zu dir
Liebend beten kann: Heil'ger Vater!
L.

---

(1) Siehe Luxemburger katholisches Gesangbuch, S. 225 u. f. (1823).

Möchten die Jünglinge des Großherzogthums Luxemburg, welche ihrer wissenschaftlichen Ausbildung wegen nach jener Hochschule wandern, sich oft um den Denkstein ihres dort ruhenden Landesgenossen versammeln, und sich gegenseitige Liebe und Freundschaft schwören, wie der Vielgeliebte sie gegen seine Universitätsgenossen gepflegt, und diese gegen ihn bewiesen haben! Möchten sie an ihm das Muster eines rastlosen Bemühens im Fach der Wissenschaft und Kunst, in der unablässlichen Selbstbildung zur Humanität, das Muster eines festen und uneigennützigen Willens, ihre Kräfte dem Wohle des Vaterlandes zu widmen, nehmen, dann wäre der Zweck erreicht, den seine achtbaren Jugendfreunde bei der Errichtung dieses brüderlichen Denkmahls vor Augen hatten. —»

4) Vom «blannen Theis» hieß es in der Ausgabe vom 23. Oktober 1824 kurz und bündig:

«Der Nestor unserer ambulirenden Dorf-Musikanten, Herr Theis (vulgo der blanne Theis genannt) ist verflossenen Sonntag, den 17. d. zu Eich mit Tode abgegangen. Seine Nachlassenschaft an Musikalien soll unbedeutend seyn.»

5) Joseph Anton Leonhard Schroell wurde am 18. März 1798 in Trier geboren und starb am 21. September 1865 in Diekirch. Am 15. Februar 1827 heiratete er in Echternach die am 28. August 1803 geborene Katharina Gloner, Tochter des Steuereinnehmers Joh. Heinrich Willibrord Gloner. Dieser Ehe entstammten: Margaretha Pauline, geboren am 10. Januar 1828 in Echternach; Joh. Heinrich Willibrord Theophil, geboren am 5. März 1829 in Echternach; Anna Maria Emilia, geboren in Echternach am 5. August 1830; Maria Henriette, geboren in Echternach am 16. März 1832. Im Juni 1832 wanderte Schroell nach Diekirch aus. Dort kamen zur Welt: Margaretha Eulalia Virginia am 6. Oktober 1833 und Napoleon Joseph Justin am 13. April 1837. Die Zivilstandsregister von Echternach und Diekirch vermerken nur sechs Kinder, während Schroell von sieben spricht. Allerdings gibt es einen Widerspruch zwischen den Angaben aus Echternach und jenen aus Diekirch insofern, als die Echternacher Verwaltung als erstgeborenes Kind Margaretha Pauline, geboren am 10. Januar 1828, nennt, während Diekirch von einer Justine, geboren am 10. November 1828, spricht. J. A. Schroell wurde am 7. Januar 1849, sein Sohn Justin am 3. Februar 1866 naturalisiert. Schroell wohnte bis zum 1. Mai 1849 im Hause Papier, von da an im Hause des Rechtsanwaltes Thilges in Diekirch.

6) Rintel leitete zuletzt die «Breslauer Oderzeitung», wurde fürstbischöflicher Kanzleirat und schrieb eine Reihe von wissenschaftlichen und polemischen Werken. Er starb am 30. Januar 1854 in Breslau, 45 Jahre alt.

7) Anlaß zu mehr oder weniger geistreichen Spöttereien im Volksmunde gab die Erinnerung an eine kuriose Episode aus den Zeiten der luxemburgisch-belgischen Wirren. 1832, als auf der einen Seite Thorn und auf der andern Pescatore gefangen genommen worden waren — sodaß sich in Mamer ein Austausch leicht vornehmen ließ —, fiel auch der Bürgermeister von Hesperingen in die Hände der Gegner. Die Angelegenheit erregte einige Aufmerksamkeit, umso mehr als in den Berichten der Name des Unglücklichen in verschiedenen Versionen auftauchte: erst als Stift, dann als Stifft und schließlich als Stiff. Leute mit gutem Gedächtnis verfehlten nicht, gewisse Annäherungen an den Namen des unbeliebten Herrn im Haag zu wagen, um daraus ein wenig Witzlust zur Aufheiterung der allgemeinen Volkslaune zu gewinnen.

8) Als sich auch das Ausland gegen die «Luxemburger Zeitung» erhob und zu diesem Zwecke die Zensur, welche bereits das volle Maß der Strenge anwandte, zu stacheln unternahm, war die Existenz des Blattes in Frage gestellt. Am 5. Juli 1845 erhob der Graf von Koenigsmark Einspruch gegen einen Artikel vom 29. April. Am 11. Juli intervenierte der Staatskanzler in Luxemburg, und am 29. Juli antwortete die Regierung sowohl in französischer wie auch in deutscher Sprache folgendermaßen:

«Nous avons pris connaissance de la dépêche do S. Ex., le Comte de Koenigsmark, du 5 de ce mois relative à un article du 29 avril précédent inséré dans le Journal: Luxemburger Zeitung, dépêche que Vous nous avez adressée par ordre de Sa Majesté, afin d'avis et de considération.

Nous nous sommes empressés d'examiner l'article incriminé, dans lequel Mr. Le Chevalier de Bunsen, Ministre de Sa Majesté Le Roi de Prusse à la Cour d'Angleterre, s'est trouvé offensé, et nous déclarons regretter qu'une publication, qui peut être considérée comme portant atteinte à la dignité du très-haut Gouvernement du Royaume de Prusse, ait paru dans notre Pays; nous pouvons de plus donner l'assurance que des instructions ont été données à la censure, afin qu'à l'avenir un fait semblable ne se reproduise plus.

Ce qui toutefois est de nature à atténuer les torts du fonctionnaire qui s'est chargé gratuitement dans le Grand-Duché de la censure des journaux, c'est que la gazette de Luxembourg, supprimée aujourd'hui, était vouée presqu'exclusivement à la propagation des idées ultramontaines les plus exagérées, et ne jouissait d'aucun crédit, ni de la moindre influence; que déjà le 29 avril sa suppression était certaine, c'est qu'encore la réputation de Mr. Le Chevalier de Bunsen ne peut souffrir de semblables attaques et que l'article portait, à raison de son exaltation même, un puissant correctif.

Ce qui surtout pouvait porter la censure à agir avec peu de sévérité dans le Grand-Duché , c'est qu'une partie de la presse allemande ne cesse depuis plusieurs années d'offenser impunément, et de la manière la plus grave, le gouvernement de Sa Majesté le Roi Grand-Duc, en appelant périodiquement sur lui l'animadversion du peuple allemand, en tronquant les faits de l'administration, en dénaturant les intentions des corps constitués et des plus hauts fonctionnaires et en déversant sur eux l'injure et la calomnie. Nous citerons, pour le prouver, quelques articles de la gazette de Cologne.

Dans son No du 18 décembre 1812, (N. 352) ce journal, attaquant les Etats et le Conseil de Gouvernement, critique le vote de la liste civile et pousse l'inconvenance jusqu'à élever mensongèrement le chiffre de cette votation à 170,000 florins, tandis qu'elle était de 150,000 fls.

Dans son No. 181, 30 juin 1812, ce journal s'en prend à la Constitution d'Etats, la déclare *détestable* et destinée seulement à tromper l'opinion publique et celle du souverain sur les hommes et les choses.

Le 7 août suivant (N. 219 du journal), dans un article relatif aux résultats financiers pour l'Etat de l'accession du Grand-Duché au Zollverein, on insinue qu'en tout lieu on protège des tendances anti-allemandes.

Le 20 mars 1845 (N. 88 du journal), dans un article intitulé: *Fransquillons*, on attribue la démission donnée au Major Stael de Holstein du contingent fédéral, à la circonstance qu'il aurait prescrit, dans le service et dans la conversation, l'usage de la langue allemande, et on considère cette démission comme une victoire sur la langue allemande arrachée au Roi par le parti régnant. Dans ce même article, on fait au Souverain le reproche d'avoir ouvert la première session des Etats avec un discours en langue française.

Le 11 Avril de la même année (N. 101 du journal), cette feuille publie sous la rubrique Unfug der Fransquillons, un article où l'administration Grand-Ducale est dépeinte sous les couleurs les plus odieuses. Cette administration n'est que l'organe d'une caste, ennemie de l'Allemagne et de la langue allemande, qu'elle s'efforce de déraciner par tous les moyens possibles. Le parti a son appui à La Haye, où l'on est toujours en haine avec l'Allemagne. Le Chancelier d'Etat est un ennemi des intérêts allemands; et dans cet article, où le mensonge dans les détails et dans les faits, se le dispute à la méchanceté du fond, on finit par en appeler indirectement à l'intervention de la Diète germanique.

Le 16 du même mois, la Censure Luxembourgeoise est attaquée d'une manière aussi injuste que violente.

Enfin dans le N. du 27 Juin, on critique amèrement la loi nouvelle sur l'Instruction publique, la Commission d'Instruction, les tendances gouvernementales, etc.

Nous bornons là nos citations, mais le même esprit de dénigrement et la même absence de vérité se retrouvent dans une foule d'autres articles du journal de Cologne, notamment dans les Numéros, des 8, 11, 16 et 17 décembre 1812; 8, 27, 29 et 30 Janvier, 8 et 15 février, 1er et 14 mars, 1er juillet 1843, 22 avril, 8, 14 et 27 Juin et 22 Juillet 1844, et dans beaucoup d'articles du journal de Trèves.

Il est impossible de méconnaître, que par ces publications, les dispositions du § 4 de la décision de la haute Diète, du 20 septembre 1819 ont été transgressées, car non seulement la dignité de l'Etat a été lésée, la constitution et le Gouvernement attaqués, mais encore les principes de la souveraineté en maintes occasions contestés.

Malgré le désagrément que doivent nécessairement causer des imputations aussi injustes et aussi réitérées, nous avions pensé, qu'il fallait laisser au tems le soin de faire connaître le Gouvernement du Roi Grand-Duc sous son véritable jour; que la malignité se tairait devant les faits, devant la loyale exécution des obligations fédérales. Mais puisque le très-haut Gouvernement Prussien en appelle aux lois qui régissent la police de la presse dans toute l'étendue de la Confédération, nous croyons qu'il est opportun que Notre Gouvernement se place également sous cette égide et qu'il réclame l'intervention des autorités Prussiennes, afin d'être à l'abri de nouvelles injures et de nouvelles attaques.

Nous pouvons ajouter enfin que jusqu'à l'apparition éphémère du journal: Luxemburger Zeitung, rédigée par des étrangers, jamais la presse luxembourgeoise ne s'est rendue coupable de la moindre infraction aux règles les plus sévères de convenances vis-à-vis de pays voisins.

Le Conseil de Gouvernement
De la Fontaine Présidt
Jurion Secrétre Gl

9) Mathias Hardt, Philologe, geboren in Echternach am 4. Juni 1809, gestorben in Luxemburg am 17. Januar 1877, war ein Lieblingsschüler Anton Meyers. Er wollte Theologie studieren, wurde aber vom Namürer Seminar zurückgewiesen und dadurch so verletzt, daß er die Schmach nie vergaß. Mit einundzwanzig Jahren lehrte er als «aide-régent» in Echternach, machte sich dann aber zum Hauslehrer in verschiedenen Familien und folgte 1834 einem Rufe seines früheren Lehrers Anton Meyer an das Brüsseler Institut Gaggia, wo er weniger Mathematik als Sprachenstudium betrieb. 1841 kehrte er als

Konrektor nach Echternach zurück, wo er am Progymnasium bis 1850 Latein und Deutsch dozierte. Von 1850 bis 1858 lehrte er am Athenäum in Luxemburg. Dann erhielt er seine Ernennung als Regierungsarchivist und als offizieller Übersetzer des «Mémorial». In dieser Eigenschaft leitete er die berüchtigte «Luxemburger Zeitung», welche zwangsweise von den Beamten bezogen werden mußte. 1873 wurde er Regierungsrat. Von seiner Tätigkeit als Journalist im «Grenzboten», in der 1854 in Luxemburg erschienenen «Revue» und in der «Luxemburger Zeitung» ließen sich manche interessante Einzelheiten berichten, die aber über den Rahmen der vorliegenden Studie hinausgingen.

10) Franz Schoemann, Ehemann von Anna Maria Louisa Kerschenmeyer, hatte am 4. Juni 1847 in Echternach die Geburt eines Sohnes, Franz Alexander, gemeldet. Nachweisbar ist, daß am 5. März 1867 ein P. P. Th. Schoemann aus Luxemburg naturalisiert wurde.

11) Gaspard Rodenborn, aus Clerf gebürtig, hatte im Athenäum von Luxemburg die fakultativen Kurse besucht (1833). Nach seinem Ausscheiden aus dem «Luxemburger Wort» ließ er diese Anzeige erscheinen: «Von nun an nicht mehr betheiligt an der Redaktion des «Luxemburger Wort für Wahrheit und Recht», erlaubt sich der Unterzeichnete, seinen geehrten Gönnern und Freunden anzuzeigen, daß er sich während seinen nun zahlreicheren Freistunden mit Privatunterricht, besonders dem der englischen Sprache, nach der ihm eigenen Methode, zu beschäftigen wünscht, wozu er sich bestens empfiehlt.» (9. August 1848).

INHALTSVERZEICHNIS

I. *Mit fremden Federn* 5

II. *„Luxemburger Wochenblatt"* 7

III. *„Diekircher Wochenblatt"* 35

Die religiöse Einstellung 58

Für die Pressefreiheit und gegen die Zensur 63

Enthüllungen um die Luxemburger Zeitung 69

Schroell und das Deutschtum 86

Andere Zeitungen im Spiegel des „Diekircher Wochenblatt" 91

IV. *„Luxemburger Zeitung"* 105

Kampf und Ende der „Luxemburger Zeitung" 180

V. *„Der Grenzbote"* 205

Die Vorgeschichte 205

Die Geschichte 223

„Der Volksfreund" 242

„Der Patriot" 273

Anmerkungen 295